Volkskulturen



Kulturberichte 2012
aus Tirol und Südtirol

tirol
Unser Land

AUTONOME PROVINZ BOZEN SÜDTIROL
PROVINCIA AUTONOMA DI BOLZANO ALTO ADIGE

Impressum

2012 Kulturberichte aus Tirol und Südtirol
Volkskulturen

Herausgeber: Tiroler und Südtiroler Kulturabteilungen
Abteilung Deutsche Kultur
Abteilungsdirektor Dr. Armin Gatterer, Andreas-Hofer-Straße 18, 39100 Bozen
kulturabteilung@provinz.bz.it, www.provinz.bz.it/kulturabteilung

Amt der Tiroler Landesregierung, Abteilung Kultur
Vorstand HR Dr. Thomas Juen, Leopoldstraße 3/4, 6020 Innsbruck
kultur@tirol.gv.at, www.tirol.gv.at

© 2012

Konzept und Redaktion
Dr. Sylvia Hofer, Andreas-Hofer-Straße 18, 39100 Bozen, Tel. +39 0471 413314, sylvia.hofer@provinz.bz.it
Dr. Barbara Stocker, Andreas-Hofer-Straße 18, 39100 Bozen, Tel. +39 0471 413337, barbara.stocker@provinz.bz.it
Dr. Petra Streng, Müllerstraße 21, 6020 Innsbruck, Tel. +43 664 254 7337, petra.streng@vokus.at

Redaktionell abgeschlossen am 03. Dezember 2012

Grafik
Sonya Tschager
info@sonya-tschager.com, www.sonya-tschager.com

Druck
Lanarepro, Lana

Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.
Die mit Namen gekennzeichneten Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Volkskulturen

Kulturberichte 2012
aus Tirol und Südtirol

tirol Unser Land

AUTONOME PROVINZ BOZEN SÜDTIROL

PROVINCIA AUTONOMA DI BOLZANO ALTO ADIGE

Vorwort



Land Tirol/fotowerk aichner

Die vorliegende Publikation widmet sich einem sehr vielschichtigen und für das Bundesland Tirol wichtigen Kulturbereich. Volkskulturen und Traditionen sind eng mit den Lebensweisen der Menschen verbunden und haben unser Bundesland und die Identitätsvorstellungen der Bevölkerung stark geprägt.

In Anbetracht der fortschreitenden Globalisierung ist daher der Erhalt der Volkskulturen in all ihren Erscheinungsformen sowie eine zukunftsorientierte Auseinandersetzung mit dem materiellen und immateriellen kulturellen Erbe eine große Herausforderung. Um in Gegenwart und Zukunft ihre Kraft zu entfalten, muss sich die Volkskultur dem gesellschaftlichen Wandel, den geänderten Lebensweisen und Werthaltungen stellen.

Dabei ist es wichtig, insbesondere junge Menschen anzusprechen. Diese Aufgabe ist nicht leicht und oft ist es notwendig, sich dabei vom Event und vom Spektakel abzugrenzen. In Tirol gibt es eine Vielzahl von Personen und Institutionen, die unsere Traditionen pflegen und unsere Volkskultur lebendig halten. Es gibt viele Projekte und Ideen, die zeigen, dass auch die Jugend den Traditionen gegenüber aufgeschlossen ist, wenn sie entsprechend vermittelt werden. Diese Vermittlungsarbeit erfordert großes Engagement.

Dieser zumeist ehrenamtliche Einsatz spielt gerade in der Volkskultur eine wichtige Rolle. Auch wenn es richtig ist, dass Kulturarbeit auch etwas wert sein muss, kann doch nicht alles und jedes in Geld abgerechnet werden. Jede Gesellschaft braucht Menschen, die in der Arbeit auch eine persönliche Genugtuung und Freude an der Gemeinschaft empfinden.

Volkskultur ist auch eng mit Regionalität verbunden, und es ist daher naheliegend, dieses Themenheft der Kulturberichte gemeinsam mit Südtirol zu gestalten. Dies kann auch bewusst machen, dass wir in einem gemeinsamen Kulturraum mit gemeinsamen Werten und Traditionen leben.

Mein Dank gilt dem Redaktionsteam und den Autorinnen und Autoren für ihre interessanten, kritischen und oft auch unkonventionellen Beiträge. Für die Leserinnen und Leser bietet diese Publikation die Möglichkeit, sich mit der Vielfalt des Themas Volkskultur in einer gelungenen Gesamtschau auseinanderzusetzen.

Dr. Beate Palfrader
Landesrätin für Bildung und Kultur

Vorwort

Ein breit gefächertes Thema wie die Volkskultur lässt sich mit einer unendlichen Anzahl von Inhalten aus unserem Südtiroler Alltag füllen. Viele materielle und immaterielle Kulturgüter tragen zu dieser großen Vielfalt bei.

Die Sozialwissenschaft definiert die Volkskultur als Wieder- und Weitergabe von Traditionen und gesellschaftlichen Interaktionen. Werte spielen dabei eine entscheidende Rolle. Sie werden als bedeutungsvoll und unverzichtbar empfunden, woraus der Wunsch entsteht, sie für die Zukunft zu erhalten und kommenden Generationen weiterzureichen.

Tradition und Volkskultur sind nicht mit Stillstand gleichzusetzen, im Gegenteil. Bewährtes und Fortschritt ergänzen sich gegenseitig. Sie gehören gewissermaßen zusammen und beeinflussen sich. Denn wo kein Wandel zugelassen wird, endet Tradition in Folklorismus.

Die Wurzeln unserer Heimat sind also keineswegs Relikte vergangener Zeiten, sondern wertvolle Wegbereiter unserer Zukunft. Sie unterstreichen die Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit unseres Landes. Die Spuren der Vergangenheit sind tragende Säulen, auf denen für die Zukunft gearbeitet werden kann.



Foto: Helmuth Rier

Der Kulturwissenschaftler Dietz Rüdiger Moser betonte vor einigen Jahren in Eppan bei einem Vortrag die große Bedeutung der Volkskultur als „Gemeinschaftskultur". Was zählt, ist das Gemeinsame, das Miteinander. Die Volkskultur lebt von der Gemeinschaft, vom gemeinsamen Feiern, Singen, Tanzen, von Musik und Theaterspiel sowie vom Ausüben von Bräuchen und von der Weitergabe von altem Wissen.

Volkskultur bedeutet Begegnung und Dialog. Sie basiert auf den Wurzeln der eigenen Kultur, die einerseits Halt und Sicherheit gibt, andererseits aber auch neugierig macht auf Neues, auf Lebensweisen, Gewohnheiten und Bräuche anderer Kulturen. Volkskultur lebt durch die Kreativität und Phantasie vieler Menschen.

Ich danke allen, die an der Realisierung dieser Ausgabe der Kulturberichte zur Volkskultur mitgearbeitet haben, vor allem dem Redaktionsteam und den Autorinnen und Autoren. Ich hoffe, dass die Kulturberichte eine große Zahl an Leserinnen und Lesern finden, die sich auf eine spannende Reise durch die vielseitige Welt der Volkskulturen begeben wollen.

Dr. Sabina Kasslatter Mur
Landesrätin für Bildung und deutsche Kultur

Inhalt

Seite

- Vorworte ..... 2 und 3
- Einleitung ..... 6 und 7
- Tirol | Menschen trägt Volks-KULTUR | Annemarie Regensburger 8
- Südtirol | Grundlagen unserer Volkskultur | Hans Grießmair 12
- Tirol | Kulinarische Alltagskulturen | Sandra Hupfauf 18
- Südtirol | Oktoberfestdirndl und Herzlkultur – neue Phänomene der Volkskultur? | Barbara Stocker 20
- Tirol | Volkskultur(en) zwischen Historizität und Aktualität | Ingo Schneider 24

- Südtirol | Mein Zugang zur Tracht | Jutta Heugl 28
- Südtirol | An Widerständen gereift | Jutta Heugl 29
- Tirol | Grau-Grün oder Grell-Gelb | Ulla Fürlinger 32
- Südtirol | Der Mensch braucht Bräuche wie das tägliche Brot | Toni Fiung 36
- Tirol | Brauchen wir Bräuche? | Gertraud König 39
- Südtirol | „Arme Leute – Reiche Kost“ | Mechthild von Spinn 42
- Tirol | Die Angst vor der Leer | Inge Praxmarer 46
- Südtirol | Heimatmuseen und Ausstellungswesen | Sigrid Prader und Barbara Stocker 51

- Tirol | Der lustige Tiroler und das lebfrische Dirndl – Mythen und Klischees | Petra Streng 54
- Südtirol | Darf ich bitten? Vom Reigentanz zum Knotentanz | Alexandra Pan 58
- Tirol | Närrische Volkskultur – Fasnacht in Nord- und Südtirol | Thomas Nußbaumer 64
- Südtirol | Jodelt! | Johannes Ortner 69
- Tirol | Der Ort trägt Lederhose | Ulla Fürlinger 72
- Südtirol | Bauen am Land | Susanne Waiz 75
- Tirol | Tonspuren im Gedächtnis | Christine Riccabona 78
- Südtirol | Altes Handwerk in Tirol | Siegfried de Rachewiltz 83
- Tirol | Bilder, die lügen (nicht) | Inge Praxmarer 88
- Südtirol | Renaissance einer uralten Volkskultur | Leni Leitgeb 96
- Südtirol | Gemeinsam und doch getrennt | Maria Cristina De Paoli 100

- Tirol | Ein verschwundenes Geschäft | Esther Pirchner 102
- Südtirol | Märkte sind nicht nur Märkte | Konrad Meßner 106
- Tirol | Markt-Traditionen, Traditions-Märkte | Gunter Bakay 108
- Südtirol | Waltraud Schwienbacher und die Winterschule Ulten | Barbara Stocker 110
- Südtirol | Die spätmittelalterlichen Rötelstiftzeichnungen aus dem Hof „Bierjun“ im Museum Gherdëina | Paulina Moroder 112
- Tirol | Volkskultur im Defereggental in den letzten 15 Jahren | Ottilie Stemberger und Hubert Kobler 115
- Südtirol | Ein Baum als Kulturgut: Die Kopfweide im Überetsch und Unterland | Kathrin Kofler 118
- Südtirol | Die Stiftung Harpfe, ein Beitrag zur Landeskunde | Moritz Windegger 120

Inhalt

Seite

- Tirol | Tiroler Volksmusikverein – Klänge über die Grenzen hinaus | Peter Reitmeir 122
- Südtirol | „Singen, tånzen, musizieren, ållm wiedr eppas nui’s probieren ...“ | Gernot Niederfriniger 124
- Tirol | Arbeitsgemeinschaft Volkstanz Tirol | Kaspar Schreder 126
- Südtirol | Volkstanz | Klaus Demar 128
- Tirol | Nährboden Blasmusik | Josef Wetzinger 130
- Südtirol | Das Feuer der blasmusikalischen Leidenschaft weitertragen | Stephan Niederegger 132
- Tirol | Tiroler Volksliedarchiv/Tiroler Volksliedwerk | Sonja Ortner 134
- Südtirol | Musikalische Volkskultur im Mittelpunkt: Das Referat Volksmusik | Manuela Cristofoletti und Brigitte Mantinger 136
- Tirol | Institut für Volkskultur und Kulturentwicklung | Sandra Hupfauf 138
- Südtirol | Volkstheater in Südtirol | Helmut Burger 140
- Tirol | Der Tiroler Landestrachtenverband | Oswald Gredler 142
- Südtirol | Tradition – Fortschritt – Gemeinschaft oder Volkskultur im Chorgesang | Erich Deltedesco 144
- Tirol | Das Chorwesen, eine starke Säule in der Tiroler Volkskultur | Manfred Duringer 146
- Südtirol | Im Museum daheim – im Internet unterwegs! | Gertrud Gasser 148
- Tirol | Tiroler Kunstkataster – Kulturgüterdokumentation des Landes | Karl Wiesauer 150
- Südtirol | Bewahrte – und gelebte – Volkskultur | Alexandra Untersulzner 153
- Tirol | Aus der Krise heraus | Karl C. Berger 156
- Tirol | Portrait: Dr. Hans Gschnitzer | Karl C. Berger 158
- Südtirol | Einsatz für Natur und Kultur | Josef Oberhofer 159
- Tirol | Verein für Heimatschutz und Heimatpflege in Nord- und Osttirol | Barbara Knoflach 161
- Südtirol | Kultur- und Bildungstätigkeit des Südtiroler Schützenbundes im Jahreskreis | Günther Morat 163
- Tirol | Die Schützen im Hier und Jetzt | Hartwig Röck 165
- Südtirol | Chronistinnen und Chronisten in unseren Gemeinden | Margot Pizzini 168
- Tirol | Ortschronistenwesen in Tirol | Bernhard Mertelseder 170
- Südtirol | „bewegtes Leben“. Historisches Schmalfilmarchiv im Bundesland Tirol und in Südtirol | Marlene Huber 172
- Tirol | Krippenland Tirol | Othmar Krüpl 174
- Südtirol | Das Kravogl’sche Familienheilggrab | Raimund Jesacher 176
- Tirol | Ein Jahr „Theater Netz Tirol“ | Ekkehard Schönwiese 178
- Südtirol | Jahr des Museumsobjektes 2013 | Josef Sinn 180

- Tirol | Autorinnen und Autoren 182
- Südtirol | Autorinnen und Autoren 183
- Notizen 184





Dirndlmode Sommersaison 2012 | Fotos: Barbara Stocker



Rosa Oberhöller mit ihren Schülerinnen und Schülern aus dem Sarntal in der Sarner Tracht | Foto: Heimatpflegeverband

Zeitgeist und Tradiertes

Volkskultur war oft der Kritik ausgesetzt, dass sie nur am Alten festhalte, sich dem Neuen verschließe und starr sei. Dieser Vorwurf kann (im 21. Jahrhundert) nicht mehr gelten. Die Volkskultur erlebt angesichts wachsenden Interesses Veränderung und Wandel. Sie erfreut sich zunehmender Begeisterung, da viele Menschen auf das Alte, Bewährte bauen und dieses ergänzen, weiterentwickeln und mit neuen Ideen verknüpfen. Tradition und Innovation, Urbanes und Ländliches vermischen sich und schaffen Raum für Neues.

In diesem Sinne sind die Volkskulturen auch Alltagskulturen in den jeweiligen Regionen. Traditionelle Volksmusik findet Aufnahme in Cross-over-Kompositionen, Bestandteile der Tracht ergänzen so manche neue Modelinie. Althergebrachte Bräuche bedienen sich technischer Innovationen, das überlieferte Erzählgut wird in literarischen Werken zeitgemäß interpretiert.

Die Volkskultur von heute ist offen, verharrt nicht in Stillstand, sondern ist in Bewegung und wird getragen von Erneuerungstendenzen. Das Einfließen neuer Ideen und Phantasien ist notwendig, weil sich unsere Lebens- und Alltagskultur verändert hat und weil die Volkskultur nicht herausgerissen aus ihrem gesellschaftlichen Kontext bestehen kann.

Auffallend sind die Neugierde und Begeisterung junger Menschen für alles, was sich in den verschiedenen Bereichen der Volkskultur abspielt. Auch der kulturelle Austausch hat seinen Reiz, das Entdecken der eben verschiedenen Volkskulturen.

Es freut uns, dass wir mit dem vorliegenden Themenheft einen Beitrag leisten können zur Diskussion um Volkskulturen und ihre Bedeutung in der Gesellschaft. Es geht dabei darum, aufzuzeigen, wie vielschichtig und vielseitig sie sind und welchen weiten Bogen an Themen sie umspannen. Wir wünschen Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, dass Sie beim Lesen dieser Kulturberichte Teil der volkskulturellen Vielfalt werden. Denn den vielen verschiedenen Themen ist gemeinsam: aufeinander zu zugehen, sich kennenzulernen, sich auszutauschen, voneinander zu lernen, sich zu verstehen, miteinander zu leben und zu feiern.

Sylvia Hofer, Barbara Stocker und Petra Streng

Der aufrechte Tiroler

Wenn der aufrechte Tiroler
lei Stutzn ohne Wadl
an Gamsbart ohne Hirn
lei Bräuch
ohne Inhalt pflegt
isch gscheider
er bleibt am Bodn liegn

Was trägt?

Was isches
dejs trejt
dejs zommheppt
uan mitanond verbindet
was isches wirklig
dejs uan sagn lasst
da bin ih derhuem?

TIEFE BILDER STEIGEN IN MIR HOCH.

Menschen trägt Volks-KULTUR

Die Mama nimmt den Brotlaib in die Hand, macht drei Kreuze darauf, schneidet erst dann das Brot an.
Die Mama richtet für uns Kinder zur Fronleichnamsprozession Körbchen mit Pfingstrosenblüten, damit wir sie vor den „Himmel" herstreuen können.
Die Mama richtet im Heustadel lange Tische und Bänke zum „Türkenausmachen" her, lädt Nachbarn und Nachbarinnen dazu ein. Wir Kinder dürfen den Erwachsenen die Türkenkolben reichen. Jedes Kind wird einigen Erwachsenen zugeteilt und muss darauf achten, dass immer genug Türkenkolben auf der Bank liegen. Mit der großen Schwester hat die Mama bereits am Nachmittag die Stube zum Tanzboden umfunktioniert, Speck aufgeschnitten, Streuselkuchen gebacken und einen Glühwein vorbereitet. Der Duft von Nelken und Zimtrinde zieht durchs Haus.
Drei Beispiele für von Volkskultur geprägte Rituale aus frühen Kindertagen.

Der harte Bauernalltag bekam durch das zusätzliche Feiern Glanz. In den Festtag wurden wir Kinder durch das Blumenstreuen eingebunden. Drei Kreuze auf dem Brotlaib zeigten die Dankbarkeit für und die Ehrfurcht vor der Nahrung, die wir zum Leben brauchten. Für diese Rituale war keine Reglementierung von weltlicher oder kirchlicher Obrigkeit notwendig.
Trotzdem beschleicht mich beim Wort „Volkskultur" ein zwiespältiges Gefühl.

Ich suche im Bertelsmann Volkslexikon nach dem Begriff „Volkskultur". Noch 1965 steht unter „Volk": *die auf der Blutsverwandtschaft aufgebaute Gemeinschaft im Unterschied zur Nation.* Weiters finde ich in Verbindung mit Volk Erklärungen zu *Volksarmee, Volksbücher, Volksbücherei, Volksentscheid, Volksetymologie, Volksfront, Volkskunde, Volkskunst, Volkslied, Volksmission, Volkspolizei, Volkstracht, Volkstänze, Volkstum* usw. Ich kann es nicht verhindern, aber mir kommen da sofort die Schlagworte: „Ein Volk, ein Reich, ein Führer!" in den Sinn – alle blutsverwandt? Aber es gibt keine Erklärung zu „Volkskultur".
Doch beim Wort „Kultur" finde ich unter anderem folgende Erklärung: *„Pflege" des Bodens, Nutzbarmachung der Gewächse und Tiere, Veränderung der Natur durch die Gesamtheit des geistigen Lebens und der Gesittung, der schöpferischen Kräfte und Schöpfungen, die in einer gewissen Stileinheit das für Völker oder ganze Kulturkreise Gemeinsame und Erstrebenswerte ausdrücken, woran die individuelle Persönlichkeit durch Ausbildung, Entwicklung und Pflege aller Anlagen und Kulturgüter mitwirkt.*

Das hieße also auf einen Nenner gebracht: Volkskultur ist, dass Blutsverwandte das gemeinsam Erstrebenswerte pflegen, der Einzelne/die Einzelne dabei mitwirkt und sich anzupassen lernt. Und auch wenn der Begriff „Volk" über die Blutsverwandtschaft zu Volksstamm ausgedehnt wird, hat das Individuum dabei wenig Entfaltungsmöglichkeiten, denn was gemeinsam erstrebenswert ist, wird von der Sippe als Ganzes bestimmt. Vorgegebene Rollen, Muster, Traditionen sagen sehr oft, was und wie etwas zu geschehen hat.

Leicht kann und wird daher das „Volk" von Ideologien politischer oder religiöser Natur missbraucht und gewachsene Traditionen dafür vereinnahmt.
Nicht umsonst befällt mich beim Marschieren im Gleichschritt ab und zu ein leichter Schauer, auch wenn Gewehre heute nur mehr der Ehrensalve dienen. Zu viele wurden im Gleichschritt in den Tod getrieben. Und wenn dann auch noch Gott auf der Seite eines bestimmten Volkes steht, wird das für mich zu einer Gratwanderung.

Doch Kultur heißt nutzbar machen, bebauen, bepflanzen, schöpferische Kräfte zu wecken, den einzelnen Menschen zu befähigen, alle seine Möglichkeiten in sich zu entfalten und dem Gemeinwohl zur Verfügung zu stellen. Deshalb sprechen wir sowohl von Kulturlandschaft als auch von kulturellen Ereignissen.
Für mich gibt die Erklärung zu Volkskunde: *die Wissenschaft von den volkstümlichen Kulturleistungen als Grundlage der Hochkultur eines Volkes; sie untersucht besonders Sprache, Glauben, Brauchtum, Volkskunst (Sagen, Märchen, Trachten u.a.), Wohn- und Bauweise* einen Zugang zur Volkskultur.

Da ich seit mehr als 25 Jahren Dialekttexte schreibe und bis in die entlegensten Täler zu Lesungen eingeladen wurde, ist mir der Wert einer gemeinsamen Sprache trotz unterschiedlicher Färbungen bewusst geworden. „Nichts sagt mehr über die Menschen und ihr Denken, als die Wörter, die sie benutzen. Dabei dürfen weder Mundart noch Schriftsprache auf- oder abgewertet werden. Dialekt kann Dinge ausdrücken, die die Hochsprache nicht ausdrücken kann und umgekehrt", sagt Univ. Prof. Dr. Johannes Holzner, Germanist an der Uni Innsbruck. Die Mundart ist bei uns die eigentliche Muttersprache eines Großteils der Bevölkerung und als solche eine, vor allem in emotionaler Hinsicht, ursprüngliche Ausdrucksform und somit ein Schatz der Volkskultur.
Nicht nur jede Talschaft, oft sogar Nachbardörfer, haben unterschiedliche Laute und Wörter im Gebrauch. Vor allem kann man am Klang der Sprache erkennen, woher jemand kommt. Im Oberland mit seinen steilen Rainen und Bergen, wo das Abringen von Kulturlandschaft beschwerlich ist, klingt Sprache härter und herber als im Unterland.
Als Kind bekam ich zum Namenstag ein kleines Geschenk. Dabei sagte meine Verwandte, bei der ich aufwuchs, zu mir einfach „Se!" (das heißt: „Schau, hier hast du etwas zum Namenstag"). Diese Silbe drückt aus, wie das Ausdrücken eines Gefühls in der Sprache hart und herb sein kann. Aber es kann auch in einem Wort die ganze Zärtlichkeit und Liebe zum Ausdruck kommen, wenn ich z. B. zu einem Kleinkind sage: „Bisch du a patschierigs Knottele!" (Man sieht förmlich den Babyspeck über die Schuhe hängen, die Wangen sind rosarot und der Gang noch breit und unsicher; am liebsten möchte man das Kind herzen und kneten.)

Als ich im vergangenen Schuljahr in einer Oberländer Schule mit dem „Kluenen Prinz – Tirolerisch" arbeitete, den ich vor neun Jahren in den Oberländer Dialekt übertrug, sagten die dreizehnjährigen Schülerinnen und Schüler zu mir: „Isch dejs schia, dass du dia schiane Gschicht in inser Sprach übersetzt hasch. Mir miaße darhuem oft lei wege die Gäscht hoachdeitsch rede." Meine Antwort darauf lautete: „Für das Herz Dialekt, zur allgemeinen Verständigung Deutsch und für eine globalisierte Welt wenigstens Englisch."
Auch wenn alte Wörter verloren gehen, weil es Arbeitsvorgänge und das zugehörige Werkzeug nicht mehr gibt, Anglizismen in den Dialekt aufgenommen werden, da Sprache etwas Lebendiges ist, haben Dialekte eine wichtige Funktion in einer Kultur und können in der globalisierten Welt identitätsstiftend sein. Aber es darf nicht so weit führen, dass ich nur von den Einheimischen akzeptiert werde, wenn ich Dialekt spreche oder eine Tracht trage. Leider wird der Dialekt oft in der Dichtung für eine brave, nostalgische Heimatbeschwörung verwendet. Doch gegenwartsbezogene Texte tragen zum Fortbestand gewachsener Kulturtraditionen und des regionalen Bewusstseins bei. Dies gilt ebenfalls für das Volkslied, das oft nur mehr von Sänger- und Sängerinnengruppen gepflegt wird. Ob für kommerzielle Zwecke „volksdümliche" Lieder zur Volkskultur gehören, bleibt fraglich. Die Grenzen sind fließend geworden, sowohl in der Volksmusik als



auch im Volkstheater. In die Volksmusik fließen neue Töne, da Instrumente und Musikstücke der klassischen Musik und des Jazz sogar bei Blasmusikkapellen Aufnahme finden. Überall im Land entstehen Bühnen, die anspruchsvolles Theater sowohl im Dialekt als auch in Umgangssprache und in Schriftdeutsch spielen.

„Nicht alles, was alt ist, ist Kunst", sagte Karl Berger, Mitarbeiter des Tiroler Volkskunstmuseums in einem Gespräch zu mir. Ich habe leider erst spät wieder einen Zugang zur Volkskunst gefunden, denn durch mein Aufwachsen in einem streng katholischen, bäuerlichen Umfeld mit seinen Regeln und Normen, die ausschließlich alte Werte verherrlichten, glaubte ich, dass das Neue auf alle Fälle besser sein müsse als das Alte. Wie schämte ich mich, als ich bei der Wienfahrt in der Hauptschule 1962 als Einzige in der Klasse ein sogenanntes „wirchenes" (Leinen) Handtuch mitnehmen musste. Dabei war es ein Erinnerungsstück an meine Mama, das sie selbst gewebt hatte. Den Wollrock vom Pustertaler Dirndl hängte ich über einen Drahtzaun und lief weiter, sodass ein langer Riss dann den Rock teilte und ich es nicht mehr anziehen konnte. Einen alten, handwerklich sehr liebevoll gestalteten Kleiderkasten durften die Kinder bemalen. Der zweite Kasten, der von daheim übrig geblieben ist, landete im Holzschuppen, bis ihn meine inzwischen erwachsene Tochter in ihre erste Wohnung mitnahm. Da aber war er bereits vom Holzwurm angefressen.
Doch als junge Frau gehörte es für mich dazu, an einem Festtag ein Dirndlkleid und Trachtenschuhe zu tragen. Spätestens als Dialektautorin musste ich aber meine vererbte Oberinntalertracht im Kasten hängen lassen, um nicht in eine „heimatdümmelnde" Ecke gedrückt zu werden. Tracht steht jedoch nicht zwingend für „hinterwäldlerisch" und Stöckelschuhe für aufgeschlossen sein oder umgekehrt. Die Grenzen sind auch in der Kleidung fließend.

Hier stellt sich die Frage, ob sich Tirol bei offiziellen Anlässen in der Bundeshauptstadt oder anderswo nur mit Gewehr bei Fuß, Marketenderin mit „Schnapspanzen" und dazugehörigem Stamperl präsentieren muss.

In einer Ausstellung im Schloss Landeck unter dem Thema „Land und Leute" steht unter einem Foto von Bäuerinnen in der Festtagstracht: „Tradition verlangt immer, dass sie mit dem Leben der Gegenwart verbunden bleibt, aber für die Zukunft soll sie nicht überstrapaziert werden." Eine in der Kulturvermarktung tätige jüngere Bekannte sagte kürzlich zu mir: „Zum ersten Mal habe ich bei einer Vernissage die Gäste im Dialekt begrüßt und ich habe von meiner Mama die Tracht angezogen. Ich möchte ihrem Festtagskleid wieder einen Platz geben." Für mich heißt dies tradieren im besten Sinne des Wortes, Traditionen und Bräuche mit zeitgemäßem Inhalt zu füllen.

Seit fast 2000 Jahren hat der christliche Glaube unsere Kultur geprägt.

Vorchristliche Kultorte wurden christianisiert, Gebräuche und Tänze aus vorchristlicher Zeit wurden von der Kirche in Tirol noch im 17. Jahrhundert verboten und gingen allmählich verloren. Die dreigestaltige Göttin, eines nach dem großen Schweizer Tiefenpsychologen C.G. Jung ältesten Urbilder der Menschheit überhaupt, ist in unserem Kulturkreis in Meransen und Klarent, Südtirol und in Obsaurs bei Schönwies, Nordtirol zu finden. Sie wird hier immer noch in der Gestalt der drei Bethen Aubet, Cubet und Guerre verehrt. Vergebens versuchten die Bischöfe von Brixen sie in die drei göttlichen Tugenden Fides, Spes und Caritas umzubenennen, wie es ein Visitationsprotokoll von Meransen 1650 belegt. Ihre christliche Fortsetzung haben die drei Bethen, wie ein in den Alpenländern bis heute populärer Reim erkennen lässt, immer als untrennbare Dreiheit, als die heiligen drei Madl gefunden:

Barbara mit dem Turm,
Margarete mit dem Wurm
und Katharina mit dem Radl,
das sind die drei heiligen Madl.

Wenn Frauen heute wieder anfangen, an diesen alten Kultorten zu singen, zu trommeln, zu tanzen und den Kreislauf des Jahres zu feiern, dann praktizieren sie damit eine Spiritualität, die der Kulturtradition dieser Orte entspricht und sie weiterführen und erneuern will.

Bis spät in das 20. Jahrhundert hinein hat die Kirche den Jahresablauf mit seinen Festen bestimmt. Das gemeinsame Feiern war identitätsstiftend und gab Halt. Volkskunst und Bräuche rankten sich um die Feste.
Der aufgeklärte Mensch hat selber zu denken begonnen. Männer und Frauen lassen nicht mehr einfach über sich bestimmen. Nicht alles, was man „immer" so gemacht hat, kann noch mitgetragen werden.
Doch gibt es immer noch Feiern, wie z. B. Weihnachten mit der Krippenbaukunst und Ostern mit der Palmprozession, die von einem Großteil der Bevölkerung mitgetragen werden. Da in unserer Gemeinde nur Buben Palmlatten übers Imster Bergl tragen, lösten wir das patriarchale Problem so, dass wir vor über 30 Jahren unserer Tochter einen Palmbuschen mit bunten Bändern und Palmbrezen machten. Dieser wurde inzwischen für Mädchen Tradition.
Wer die Vorbereitungszeit für die Imster Fasnacht jemals erlebt hat, weiß, wie über soziale, politische und religiöse Grenzen hinweg die Stadt bis zum Fasnachtstag eine Einheit wird und spürt, was Volkskultur bewegen kann.

In einer pluralistischen Gesellschaft werden neue Volkskulturen entstehen. Nicht alle Feste sind vom Religiösen geprägt; es wird zu Erdbeerfesten, Erdäpfelfesten und Kermes geladen, denn auch Menschen aus anderen Kulturkreisen, die mit uns leben, wollen ihre Feste feiern und ihre Kultur weiter pflegen. Vielleicht wird man zukünftig nur mehr von Kultur und nicht mehr von Volkskultur sprechen. Volkskultur kann eingrenzend oder ausgrenzend sein, Kultur aber ist offen für alle und wird auch zukünftig zur Identität, Gemeinschaft, Solidarität und Toleranz untereinander beitragen. Tradition und Kultur bewahrt nicht die Asche, sondern trägt das Feuer weiter, das die Menschen sagen lässt: „Da bin ih darhuem!"

„Einig in der Vielfalt leben, Heimat, du wirst Raum uns geben", ist meine Vision für Volkskulturen der Zukunft.

Annemarie Regensburger



Obergugg und Untergugg, Reinswald, 1939 | Foto: Hugo Atzwanger, Archiv Volkskundemuseum

Grundlagen unserer Volkskultur

Die Volkskultur ist der sichtbare und erfahrbare Ausdruck des Erscheinungsbildes, der Lebensart einer Region. Der Raum, das Land mit seinen klimatischen Verhältnissen gibt den wirtschaftlichen Entwicklungen den Rahmen.
Nicht weniger wichtig als der Raum ist die Geschichte. Wir treffen auf Ereignisse von großer Tragweite oder langer Dauer und sehen das Zusammenspiel verschiedener gesellschaftlicher Kräfte. Davon soll hier die Rede sein.

I. Der Nachhall großer Ereignisse

Dass alle Täler Tirols schon in vorgeschichtlicher Zeit locker besiedelt waren, wissen wir, wenig aber über Stamm und Sprache, Kultur und Religion der Menschen.
Wie die Regionen ringsum gehörte auch unser Land über vierhundert Jahre zum römischen Reich. Diese Zugehörigkeit fand ihren Niederschlag im Bau von Straßen und Siedlungen und in der Sprache, die im Ladinischen weiterlebt. Viele Dorf- und Flurnamen reichen in diese Zeit zurück. Eine wichtige Erbschaft dieser Epoche zwischen Altertum und Frühmittelalter ist die christliche Religion, die sich im 4. Jahrhundert auszubreiten begann.
Nach der Völkerwanderung haben sich im Norden und Osten Bayern niedergelassen, im Westen war fränkisch-alemannischer Einfluss spürbar, das romanische Element blieb hier jedoch noch länger vorherrschend. Erst zu Ende des 13. Jahrhunderts löste sich der Kernraum Tirols aus dem Herzogtum Bayern. Von da an könnte es ein Tiroler Landesbewusstsein gegeben haben.
Zu den geschichtlichen Ereignissen, die lange nachwirkten und auch in Brauch und Sage ihren Niederschlag gefunden haben, zählen Pest und Naturkatastrophen um die Mitte des 14. Jahrhunderts. In diese Zeit reichen unsere ältesten Gelöbniswallfahrten zurück, etwa der Kreuzgang der Gadertaler nach Säben und der Ahrner Bittgang zur Kornmutter nach Ehrenburg.
Ein wichtiges Ereignis war auch die Übergabe der Grafschaft Tirol an das Haus Habsburg im Jahre 1363. Diese Zugehörigkeit dauerte mit kurzer Unterbrechung über 500 Jahre und war besonders im 19. Jahrhundert ein Kernelement des Tiroler Patriotismus. Mit Tirol ist vor allem Kaiser Maximilian verbunden. Auf das von ihm erlassene Landlibell (1511) geht das Schützenwesen zurück.

Stärker ist die Erinnerung an den Aufstand von 1809. In der „Heldenzeit“ wurzeln auch die patriotische Note bei der Feier des Herz-Jesu-Sonntags mit Prozessionen und Bergfeuern, die Landesgedenkfeiern und das Gedenken alljährlich am 20. Februar. Sie gehören zur öffentlichen Festkultur unseres Landes.
Durch die gewaltsame Teilung Tirols nach dem Ersten Weltkrieg entstand Südtirol im heutigen Sinn, das hatte auch Folgen für die Volkskultur. Neben den Einflüssen, die aus aller Welt eindringen, gibt es in Südtirol nun viele Berührungsmerkmale mit der italienischen Kultur, besonders in der Umgangssprache und in der Nahrungsweise. Wenn wir von Südtiroler Volkskultur reden, dann meinen wir Erscheinungsformen aus jüngerer Zeit.

II. Kulturprägende gesellschaftliche Kräfte

Außer den Ereignissen mit Langzeitwirkung ist jede Volkskultur auch von gesellschaftlichen Kräften geprägt, die unterschiedlich, aber in ständigem Zusammenspiel wirken. Bei einer ganzheitlichen Betrachtung des kulturellen Erscheinungsbildes unseres Landes lassen sich Spuren von vier bedeutenden Wirkkräften feststellen: von Kirche, Adel, städtischer Bürgerschaft und Bauernstand.

Die Kirche

Das Wirken des Christentums beginnt in den nördlichen Provinzen des Römerreiches bereits im 4. Jahrhundert. Das bezeugen die Märtyrer Florian in Lorch, Afra in Augsburg und Vigilius in Trient. Die Zugehörigkeit zu Diözesen und Kirchensprengeln, bei Eigenkirchen zu deren Grundherrschaften, hat sich auch in der Wahl von Patrozinien ausgewirkt. Nicht weniger wichtig war die Entstehung der alten Pfarren, deren Grenzen häufig mit den Marktgenossenschaften und später mit den Gerichten zusammenfielen. Nur innerhalb dieser überschaubaren Grenzen hat sich ein Wir-Bewusstsein bilden können.
Groß ist die Leistung der Klöster. Sie waren geistige Zentren, durch die feierliche Liturgie an den Hochfesten des Kirchenjahres haben sie auch zur Gestaltung vieler unserer Bräuche beigetragen. Die Klosterverwalter waren auch Fachleute in der Wirtschaft. Das haben sie besonders beim Weinbau bewiesen.
Religion und Frömmigkeit bilden einen wichtigen Bestand unserer Kultur. Im Lauf der Jahrhunderte wurde der kirchliche Festkalender weiter ausgestaltet, Heiligenfeste waren auch weltliche Termine. Unsere reiche Sakrallandschaft ist eine Frucht der Volksfrömmigkeit.
In der Gegenreformation entstanden viele neue Formen der Frömmigkeit. Es ist die Zeit der Krippe, der Heiligen Gräber, der Kreuzwege,

Ansitz Mair am Hof, Hauskapelle | Fotos: Südtiroler Volkskundemuseum



Trattmann-Stube, Herrgottswinkel





Harpfe mit Roggengarben | Foto: Südtiroler Volkskundemuseum

der geistlichen Volksschauspiele und der Bruderschaften. Besonders blühte die Marienverehrung auf, neue Wallfahrten entstanden, neue Marienfeste wurden eingeführt, so das Rosenkranzfest.

Durch das österreichische Kaiserhaus kam der heilige Josef zu hohen Ehren, auch in Tirol löste er 1679 den heiligen Georg als Landespatron ab. In Tirol und Bayern waren Maria und Josef die häufigsten Taufnamen. Neue Heilige kamen in Mode. Johannes von Nepomuk wurde zum Schutzherrn der Beichte und der Brücken. Er löste den heiligen Nikolaus als Wasserpatron ab. Der Prinz Aloisius von Gonzaga wurde besonders der männlichen Jugend als Patron der Keuschheit zum Vorbild hingestellt, die heilige Notburga den Dienstboten und Bäuerinnen. Es waren hauptsächlich die Jesuiten und Kapuziner, die Heiligenlegende und Bußpredigt bei den Volksmissionen als Erziehungsmittel einsetzten.

Die glaubensmächtige Hochkunst dieser Zeit hat auch auf das alltägliche Leben abgefärbt und als Bauernbarock bei der Ausstattung einfacher Kapellen, im Herrgottswinkel, in Andachtsgegenständen und in der Auszier von Möbeln und Arbeitsgerät ihren Niederschlag gefunden.

Im Bemühen um die Erhaltung des Glaubens arbeiteten die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten zusammen. Die Osterbeichte war z. B. auch eine weltliche Verpflichtung, ebenso die Teilnahme eines jeden Hausstandes an Bittgängen und Prozessionen. Väter und Mütter waren für das *ganze Haus* verantwortlich, auch für das Seelenheil. Daraus erwuchsen allerlei Bräuche, so auch der gemeinsame Abendrosenkranz.

Die vielen Feste und Bräuche und das streng überwachte Sitten- und Glaubensleben führten dazu, dass man bald vom „Heiligen Land Tirol" sprach. Ob das zuerst ein Selbstbild oder eine Wahrnehmung aus der Ferne war, sei dahingestellt.

Was wir in unserer säkularisierten Zeit noch an sichtbaren lebendigen Bräuchen antreffen, ist in das Kirchenjahr eingebettetes Brauchtum. So hat sich die Kirche über alle Aufklärungswellen hinweg als Hüterin der alle Stände umgreifenden Frömmigkeit und somit reicher Volkskultur erwiesen.

Der Adel

Weniger auf die Volkskultur abgefärbt hat die Wirksamkeit des Adels. Er lenkte die politischen Geschicke des Gemeinwesens. Wenn die Siedlungslandschaft ein Merkmal der Volkskultur ist, dann hat der Adel durch den Bau von Burgen und Ansitzen weithin sichtbar gewirkt. In den Burgen und Wohntürmen finden wir die ältesten Stuben. Für die Ausstattung der Ansitze mit Wohngemächern und Möbeln haben vor allem die Tischler Hochleistungen vollbracht.

Was vom geselligen Treiben des Adels bei den Kampfspielen oder bei der Jagd in der Volkskultur einen Niederschlag gefunden hat, lässt sich so leicht nicht feststellen. Unser heutiges Reiterbrauchtum ist eine Wiederbelebung adliger Traditionen.

Der Adel leitete seine bevorzugte Stellung von der Geburt, von „Gottes Gnaden" her. Ihm waren jahrhundertelang alle hohen Ämter in Kirche und Staat vorbehalten. Das entsprach der „gottgewollten Ordnung".

Zum Standesbewusstsein des Adels gehört auch das Wappen. Diese Wappenfreudigkeit hat auch auf Bürger und Bauern abgefärbt.

Stadt und Bürgerschaft

Als Orte der Verwaltung, des Handwerks, des Handels und Marktes, kurzum des Geldes, bildeten die Städte immer schon einen Anziehungspunkt.

Das Leben in den Städten war vom Patriziat und von den Zünften bestimmt. Große Veranstaltungen wie die berühmte Fronleichnamsprozession in Bozen oder die Karfreitagsprozessionen waren nur möglich, wenn in einer Stadt oder einem Marktflecken Obrigkeiten und Zünfte zusammenspielten. In solchen Gemeinwesen gab es immer auch Ständekritik, die sich besonders in den Fasnachten und ihren Umzügen äußerte.

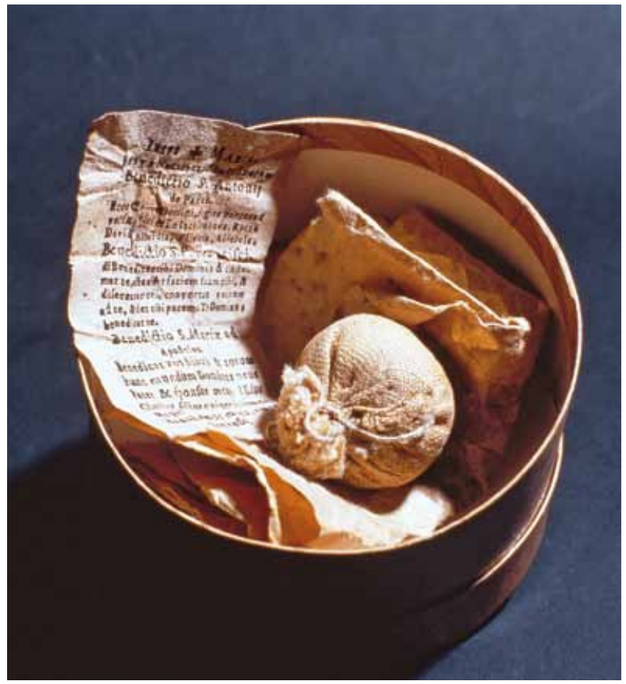
Die Verstädterung hat im 19. Jahrhundert stärker eingesetzt und hält weiterhin an. Auch haben die Städte die Mentalität des umliegenden Landes geprägt. Die Stadt war vornehm, das Dorf bäuerisch.

Wohnen, Kleidung, Nahrung waren in der Stadt fortschrittlicher, die Entwicklung in den Dörfern hinkte nach. In der Lebensweise setzt die Stadt eher auf das Moderne, das Land auf die Tradition. Die Urbanisierung schreitet jedoch fort, sie bestimmt den Geschmack in allen Bereichen der Gesellschaft.

Die heutige Kleinfamilie in Stadt und Land entfaltet kaum noch Brauchleben, das ist mehr zur Sache der Vereine geworden. Bräuche werden so zu öffentlichen Veranstaltungen.

Die Bauern

Die Leistungen, die der Bauernstand im Lauf der Jahrhunderte für die Gesellschaft erbracht hat, können kaum hoch genug veranschlagt werden. Immer noch prägt die bäuerliche Siedlung unsere Landschaft. Sie ist Bauernwerk.



Torgglsegen | Foto: Südtiroler Weinmuseum



Rahmspan mit Christusmonogramm
Foto: Augustin Ochsenreiter

Bei dieser Feststellung sind gleich Einschränkungen anzubringen. Denn in den Zeiten, als diese Siedlungslandschaft entstand, waren die Bauern lediglich ausführende Untertanen der Grundherrschaft. Die Söhne höriger Bauern, selten Leute von auswärts, wurden von den Grundherren herangezogen, um Land zu roden und Höfe anzulegen. Die Aufsiedlung wurde von der Obrigkeit gelenkt. Im Wesentlichen werden die Hofformen ja durch das natürliche Umfeld und durch die Wirtschaftsweise bestimmt. Es ist durchaus denkbar, dass die Verwalter der Grundherrschaften auch beratend die Bauweise lenkten.

Die Lage im Bergland half auch mit, dass die Leibeigenschaft in Tirol früher als anderswo abkam und von der „Erbleihe“ abgelöst wurde. Nicht nur Stadtluft, auch Bergluft machte frei!

Als man dann zu Beginn der Neuzeit die „Realteilung“ zurückdrängte und dafür das „Anerbenrecht“ förderte, war ein weiterer Schritt zur Festigung des bäuerlichen Eigentums getan. Das „Anerbenrecht“ hat ebenfalls Schattenseiten. Aber es wuchs das, was man früher die „Liebe zur Scholle“ nannte, eine innere Bindung zum ererbten Hof und das Standesbewusstsein der alteingesessenen Bauern. So konnte man nun an eine bessere Ausstattung der Häuser denken. Dabei waren Zweckmäßigkeit, die technischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten ausschlaggebend, aber auch der Zeitgeschmack.

Wirtschaftsweise und Agrarverfassung sind wichtige Grundsteine der Volkskultur. Sie haben auf die Lebensart der Menschen und auf die Gestaltung der Dörfer und Gehöfte eingewirkt.

An die alte Wirtschaftsweise erinnert noch manches in der Ernährung bis in unsere Zeit. Die Kost in unseren Tälern war ein Ergebnis ausgewogenen Wirtschaftens und ein Stück Volkskultur.

Der Anbau von Brotgetreide war ein Eckstein bäuerlicher Existenz. Von dessen Wichtigkeit geben noch bauliche Einrichtungen Zeugnis, wie Trockengestänge an den Söllern, Kornkästen, Harpfen, Mühlen und Backöfen.

Der ertragreiche Weinbau hat eindrucksvolle Gehöfte und eine wunderbare Rebenlandschaft entstehen lassen, auch der viel jüngere Obstbau hat eine eigene Kulturlandschaft geschaffen.



Heiliger Korbinian | Foto: Südtiroler Weinmuseum

Weil die Familien oft über mehrere Geschlechter lang in einem Haus lebten, konnte sich schöner Hausrat ansammeln, der durch Aussteuer oder sonstige Erwerbung ins Haus kam.

Bei allem Festhalten am Alten war der Bauer immer auch für Neues offen, wenn es um Erleichterung der Arbeit ging. Aber dafür brauchte es das ländliche Handwerk und das, was wir allgemein als Volkstechnik bezeichnen.

Ein Stück Volkskultur war auch das Bauernjahr von Lichtmess zu Lichtmess, der Jahreslauf mit seinen jeweils anfallenden Arbeiten und den Bräuchen. Bräuche regelten den Tageslauf, die Kost und die Mahlzeiten, den Feierabend, die Bauernfeiertage und die heiligen Zeiten.

Die Unterschichten in Stadt und Land konnten wenig zum volkskulturellen Erbe beitragen. Sie haben kaum etwas hinterlassen, von den Schicksalen der Wanderarbeiter, Hausierer und Schwabenkinder kann man nur erzählen.



Falkner | Foto: Landesmuseum für Jagd und Fischerei, Schloss Wolfsthurn

Altbayrische Zusammenhänge

So wie uns die Umgangssprache und die Mundarten, von den westlichsten Grenzsäumen abgesehen, dem bayerisch-österreichischen Kulturraum zuweisen, so gibt es auch in unserer musischen Volkskultur viel Gemeinsames mit Altbayern. Das betrifft vor allem Volksschauspiel, Lied und Tanz. Auch im Trachtenwesen lassen sich Einflüsse feststellen.

Manches in unserer Volkskultur kam jedoch von weit her nach Tirol: so die Krippe aus Italien, die Federkielstickerei und andere Techniken der Lederverarbeitung vom Balkan.

Am Bestand unserer Volkskultur haben mehrere Kräfte über Jahrhunderte zusammengewirkt, ständig hat es Austausch gegeben.

Gefährdung der Volkskultur

Lange hat sich die alte Volkskultur in der bäuerlichen Welt halten können. Die Bauernwirtschaft, wie sie Jahrhunderte gepflegt wurde, gibt es nun nicht mehr, Geräte sind zerstört oder verkauft, Gebrauch und Bezeichnung vergessen. Familienstrukturen und häusliches Leben haben sich gewandelt und städtischen Gewohnheiten angepasst.

Durch die zunehmende Mobilität legen die einzelnen Taldialekte viele ihrer Besonderheiten ab, sie verschmelzen zu einer Umgangssprache mit fremden Einflüssen.

Was uns heute unter dem Begriff Volkskultur entgegentritt, ist im Wesentlichen Tradition, Hinterlassenschaft, die uns in Brauchtum und Siedlungsweise vererbt sind. Niemand wird leugnen können, dass diesem Erbe heute Gefahr droht. Wo das altvertraute Bild zerstört wird und wenn die Bräuche absterben, werden Verlust und Leere spürbar.

Mentalitäten

Dass Volkskultur doch auch in der modernen Welt lebt, zeigen Denk- und Handlungsweisen, die für Ethnien oder Teile davon jeweils typisch sind. Wir gebrauchen dafür den Begriff Mentalität. Es gibt eine Südtiroler Mentalität, die sich als Folge von Autonomie und Wohlstand entwickelt hat. Man sieht sich als etwas ganz und gar Besonderes, als eine Art Regionalstaat. Der Gedanke einer Tiroler Landeseinheit tritt dagegen weit in den Hintergrund.

Unsere Volkskultur ist aus mehr als einem Faden gewoben. Ein paar dieser Fäden haben wir hier aufzudecken versucht.

Hans Grießmair



Heuschreckenkrebse auf Cheung Chao (Hongkong) | Foto: Jakob Flarer

Kulinarische Alltagskulturen

Kennen Sie den Sperbertürken? Ein Sperbertürke ist eine traditionelle Wiener Kaffeespezialität: ein doppelt starker, mit Würfelzucker aufgebrühter, türkischer Kaffee. Anscheinend wurde er nach dem Rechtsanwalt Hugo Sperber aus der „Tante Jolesch" benannt, der vor schwierigen Verhandlungen dieser Art von Doping frönte. Im Feuilleton der FAZ konnte man am 2. April 2012 in einem Artikel über Rassismus bei Süßspeisen (Mohr im Hemd usw.) Folgendes lesen: „Allah sei Dank, ist der „Sperbertürke" (doppelter Aufgekochter mit Würfelzucker) sogar in Wien bereits ziemlich aus der Mode gekommen." So schnell wird aus einer Hommage an die türkische Kaffeekultur ein Zeichen für die Bereitschaft zum Kannibalismus. Allerdings hat der Autor in einem Recht, die Namen von Wiener Kaffeespezialitäten kennt heute wirklich keiner mehr. Kaffeetrinken gehört zur „Lebenswelt" vieler Menschen und unterliegt einer ständigen Entwicklung, sie ist eine alltägliche Handlung und damit eine Form der Alltagskultur. Aber wie viel von unseren Lebenswelten ist schon verglobalisiert und wie viel ist noch lokal geprägt? Beim Kaffee wurden wir im letzten Jahrzehnt in Nordtirol Zeuge einer schleichenden feindlichen Übernahme: die Wiener Kaffeehauskultur wurde langsam von der italienischen unterwandert, bis vor Kurzem galt der Cappuccino schließlich als das Maß aller Dinge und nicht mehr die Melange oder der Verlängerte. Starbucks und Konsorten scheiterten jedoch gleichzeitig am Bollwerk der Institution Kaffeehaus. Und für die griechische oder türkische Kaffeekultur ist die gemeine Tiroler Grundkonstitution einfach zu schwach. Und nun? Sie fürchten sich vor der geheimen Macht von Facebook? Dabei ist der elitäre Nespresso-Club eindeutig gefährlicher. Er hält den Menschen mittels einer körperlichen Abhängigkeit unter Kontrolle, will dass er nur mehr daheim und vor allem alleine Kaffee trinkt (mehr als zwei Tassen mit dieser Maschine zu produzieren, ist fast nicht möglich) und dieser gibt bereitwillig alle seine Daten preis, nur um endlich ein paar der glänzenden bunten Kapseln erstehen zu können, die als einzige in die kleinen Geräte passen, die extra cremigen Kaffee versprechen. Ohne Kundenkarte geht gar nichts, aber bis vor kurzem musste man sogar noch einen festen Wohnsitz und Internetzugang vorweisen, um sich überhaupt dem Club als würdig zu erweisen. Und dann noch George Clooney... Die Nespresso-Invasion ist seit der Besetzung einer Innsbrucker Geschäftsfläche in vollem Gange. Aber dank Cappuccino UND Melange wehrt sich Tirol bisher noch sehr gut gegen Konzernkaffee. Im Bereich der Snack-Kultur

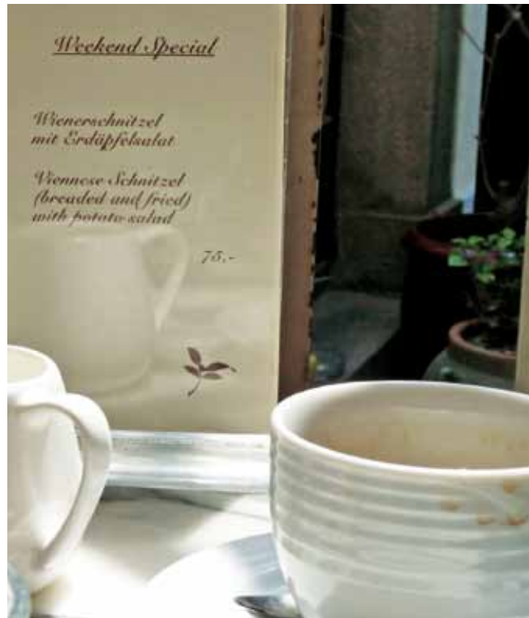
(wieder: Alltagskultur) übrigens auch, was allerdings ausschließlich den türkischen (syrischen usw.) Tirolern zu verdanken ist. Sie haben McDonalds den Rang abgelaufen und dominieren diese Ecke: Pide, Pizza, Falafel, Dürum, Kebab. Die heilige österreichische Wurstsemmel kann hier schon lange nicht mehr mithalten, was auch kein Wunder ist, denn wie viele der großen Tiroler Pseudo-„Bäckereien", die auch kleine Snacks an den Mann/die Frau bringen wollen, bieten noch selbstgemachtes Brot an? Auf dem Land kämpfen die kleinen Dorfbäckereien noch eisern. In Innsbruck gibt es aber wahrscheinlich inzwischen mehr Kebabstände, die ihr Brot mit der Hand backen, als Bäckereien. Und wie gut die Balkankulturen mit Teig umgehen können, zeigt sich auch bei der harten Konkurrenz, die sie den Italienern im Pizzageschäft machen. Dies gilt natürlich nur für Nordtirol, in Südtirol ist die Sache eine andere, die Demographie ist anders geprägt. Die italienischen Snacks wie Panini und Tramezzini sind einfach handlicher und eleganter als Speckknödel. Obwohl: Man könnte sich hier durchaus ein Vorbild an den Chinesen nehmen, deren „Dumplings" (eigentlich „Knödel To Go") das führende schnelle Mittagessen darstellen. Die dauernde Reibung mit der italienischen Esskultur hat die Südtiroler Küche aber enorm angestachelt, lokale Traditionen werden gepflegt und weiterentwickelt. Pseudo-Bäckereien haben hier ein schweres Spiel, was man auch merkt: Vinschgerlen, Schüttelbrot, Paarlbrot ... Kennen Sie ein typisches Nord-Tiroler Pendant? Der Autorin fällt im Moment nur das Ö3 Weckerl ein. Auch abseits der kulinarischen Welten: wenn sich verschiedene „Kulturen" an einem Ort (Massenkultur, verschiedene Alltagskulturen der Mehr- und Minderheiten, Volkskulturen) nicht berühren und aneinander reiben, verspielen sie die Möglichkeit neuer Impulse, die durch die Reibungsenergie entstehen. Wie sagte schon Heine: „Ein Diamant schleift den anderen".

Sandra Hupfauf

Selbstgemachte Jiaozi, Peking | Foto: Jakob Flarer



Vienna Café, Shanghai | Foto: Jakob Flarer





Dirndlmieder in einem Geschäft in Wien | Foto: Barbara Stocker

Oktoberfestdirndl und Herzlkultur – neue Phänomene der Volkskultur?

„Hätte ich vor zehn Jahren meinen Kindern gesagt, sie sollen eine Lederhose oder ein Dirndl anziehen, hätten sie mich ausgelacht“, sagte mir vor Kurzem die Mutter zweier Jugendlicher. Dirndl und Lederhose galten als reaktionär und konservativ. Zu dieser Mode gab es unterschiedliche Zugänge, die persönlicher, familiärer, politischer oder gesellschaftlicher Natur waren. Junge Menschen folgten den internationalen Modetrends. Heute gilt dies nicht mehr. Dirndl und Lederhose zählen wohl auch in Südtirol zur beliebtesten Kleidung für den Besuch von Festen. Geburtstagsfeiern, Kirchtage, Wald- und Wiesenfeste und sogar Maturabälle sind willkommene Anlässe, um sich „trachtig“ zu kleiden. Es gehört zum Zeitgeist, „in der Tracht, die kracht“, wie es in den Werbesprüchen heißt, aufzutreten. Die bekannte österreichische Volkskundlerin Ulrike Kammerhofer-Aggermann schrieb 2012 in einer Filmkritik: „Ob Trachtenpunk, Trachtenstriptease, ‚Schwuplattler‘ oder Oktoberfestseligkeit, die gegenwärtig jungen Generationen scheinen das Unbehagen der politisch instrumentalisierten Trachten überwunden zu haben.“

Dieser Trend hält nun schon seit einigen Jahren an und hat der Trachtenmodebranche, die lange von Krisen geschüttelt war, zu einem neuen Aufschwung verholfen. Doch nicht nur die Trachtenmode ist im Aufwind, auch die Feste und Veranstaltungen werden den neuen Tendenzen angepasst. Vorbild dafür ist das Münchner Oktoberfest, das „größte Volksfest der Welt“, wie es gerne bezeichnet wird, das jährlich mehr als sechs Millionen Besucherinnen und Besucher nach München lockt. Auch viele Begeisterte aus Südtirol sind beim Fest dabei, das 2010 seinen zweihundertsten Geburtstag gefeiert hat. Seinen Ursprung nahm das Fest im Jahre 1810, anlässlich der Hochzeit von Kronprinz Ludwig, dem späteren König Ludwig I., und Prinzessin Therese Charlotte Luise von Sachsen-Hildburghausen. Sie gaben sich am 10. Oktober 1810 das Jawort. Einige Tage später fand das große, öffentliche, vom Staat bezahlte Fest auf verschiedenen Plätzen in der Stadt und auf der „Theresien-Wiesn“ statt, die nach dem Vornamen der Braut benannt wurde. Da das Fest beim Volk sehr gut ankam, wurde es in den darauffolgenden Jahren wiederholt, bis es schließlich zur festen Einrichtung wurde.

Oktoberfest und Trachtenmode

Die ersten Verbindungen zwischen dem Oktoberfest und der Trachtenmode des 20. Jahrhunderts gab es im Jahr 1968. Damals warb eine österreichische Modefirma für die Tracht auf der Wiesn. Als 1972 in München die Olympischen Spiele stattfanden, wurden 1.200 Hostessen in hellblaue Dirndlkleidern gekleidet. Von da an stieg die Präsenz von Trachtenmode auf der Wiesn. 2004 war beinahe die Hälfte der Festbesucherinnen und Festbesucher in Trachtenmode erschienen, wie die deutsche Ethnologin Simone Egger 2008 in ihrer Dissertation schreibt.

Ankündigung eines Oktoberfestes in Pfalzen, 2012 | Foto: Barbara Stocker



Allgemein gilt die Dirndlmode als Kind der Romantik, die sich im 19. Jahrhundert entwickelte. Die städtischen Frauen zogen sich plötzlich gerade jene Kleidung an, die lange als Alltags- und Festtagskleidung der bäuerlichen Bevölkerung galt. Laut Reclam-Kostümlexikon leitet sich die Bezeichnung Dirndl von der Dirne ab. In manchen Regionen Österreichs wird der Begriff Dirndl für ein junges Mädchen verwendet, in Südtirol waren mit den Dirnen die Mägde gemeint. Das Dirndlkleid geht auf die bäuerliche Unterkleidung zurück. Es besteht aus einem gereihten Rock aus Baumwolle oder Leinen mit angenähtem Mieder, das geschnürt wird oder mit Knöpfen verschließbar ist, einer weißen Bluse und einer Schürze.

Die jüngste Erfindung ist das sogenannte Oktoberfestdirndl. Mit der bäuerlichen Dirndlkleidung hat es nichts mehr zu tun. Es hat das Bodenständige vollkommen verlassen, ist kurz, farbig, glänzend und glitzernd und bedient sich der Motive aus verschiedenen Moderichtungen. Schrille Stoffe, sehr viel Kunstfaser, Latex, knallige Farben, bestickt, bedruckt mit Motiven aus allen möglichen Stilrichtungen, sehr kurz und seit dem letzten Jahr auch mit Petticoats, die an die 1950er Jahre erinnern. Die neue Dirndlmode lässt alles zu – die Vermischung von Elementen aus Tradition und Moderne sowie neue Stoffe und Materialien, die bisher nicht mit bodenständiger Kleidung in Verbindung gebracht wurden. Besonders geachtet wird auf Details. Aufgedruckte Herzen, Rosenblüten, Trachtenpärchen aus Heimatfilmen sind auf dem Gewand, aber auch bei den Accessoires zu finden. Auch das Edelweiß ist wieder da. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde es zum Symbol für Alpen- und Militärvereine sowie für die Gebirgsjäger. Seither wird es für vieles hergenommen, auch für die Mode. Sehr beliebt sind auch Herzen. Das Herz aus Lebkuchen, das am Oktoberfest verkauft wird, taucht mittlerweile auch auf Souvenirs und in der Kleidung auf.

Heimatgefühle und Landlust

Neben neuen Tendenzen in der Kleidung ist auch eine neue Lust auf das Landleben spürbar. Zeitschriften porträtieren Häuser im Grünen, zeigen das Leben auf dem Land von seiner



Frauen im Dirndl in den 1940er Jahren
Foto: Monika Stocker

schönsten Seite und derart romantisch, dass es beinahe zu schön ist, um wahr zu sein! Den Leserinnen und Lesern gefällt die Idylle, denn die Zeitschriften erreichen unglaubliche Auflagen. Ein Beispiel: Im Jahr 2005 wurde in Deutschland die Zeitschrift Landlust gegründet. Mittlerweile gibt es mehrere Zeitschriften dieser Art auf dem Markt. In Südtirol liegt wohl an beinahe jedem Kiosk das Magazin „Servus in Stadt und Land", herausgegeben vom Medienimperium des Red-Bull-Gründers Dietrich Mateschitz, auf. Die Zeitschrift erscheint monatlich in einer Auflage von rund 180.000 Stück.

Sind die Beispiele aus Mode und Medien Hinweis auf eine neue Welle von Heimatverbundenheit und Landlust oder folgen sie nur einem Modetrend? Heimat ist zum Gegenbegriff von Globalisierung geworden. Heimat ist auch Teil beinahe jeder Politiker- und Politikerinnenrede. Wenn Politiker und Politikerinnen oder Menschen des öffentlichen Lebens besonders heimatverbunden wirken wollen, erscheinen sie in Trachtenkleidung.

Der Politikwissenschaftler Hans Georg Wehling schrieb schon 1984 „Heimat ist die Sehnsucht nach einem Ort, nach Überschaubarkeit, Unverwechselbarkeit. Es ist die Sehnsucht nach Geborgenheit, menschlicher Nähe und Vertrautheit. Es ist die Suche nach Antworten auf die massiven Gefährdungen unserer Existenz, auf die Bedrohungen unserer Umwelt und auf die Infragestellung unserer Identität." Heimat kann sich auf dem Mittagstisch zeigen, im Brauch, im Wohnen und natürlich auch in der Kleidung. Vor hundert Jahren kleideten sich die Menschen noch in Naturmaterialien. Wolle und Leinen bildeten den Rohstoff für die Kleidung, die stark regional geprägt war. Heute gibt es zwar eine große Vielfalt, aber wer im In- und Ausland durch die Geschäftsstraßen flaniert, sieht stets dieselben Bekleidungsketten, -firmen und -marken.

Oktoberfest in Südtirol

Was hat das Oktoberfest nun mit Südtirol zu tun? In jüngster Zeit scheint es so gut anzukommen, dass es auch hier Kopien davon gibt. Man muss also nicht erst nach München fahren. In Südtirol finden in Dörfern Oktoberfeste statt, Maturabälle haben das Oktoberfest als Motto und laden mit Plakaten in den bayrischen Nationalfarben Blau-Weiß ein. Auch am Wiener Prater startete 2011 erstmals ein Oktoberfest. Aufgrund des großen Erfolges wurde es im Herbst 2012 wiederholt. Die bevorzugten Kleidungsstücke auf diesen Festen sind Lederhosen und Oktoberfestdirndln. Norbert Dall'Ò, Chefredakteur der Wochenzeitschrift ff, schrieb im Herbst 2012 einen Leitartikel mit dem Titel „ Die Tracht, die uns auslacht". Darin heißt es: „Die Tracht, die kracht, hat mit Tracht nichts zu tun. Es handelt sich um die Karikatur einer Tracht. Man bedient sich gewisser Elemente von Trachten, wie man sich im Fasching anderer Utensilien bedient: zum Beispiel einer großen roten Nase, einer eckigen Plastikbrille oder einer Clown-Perücke. Wie im Fasching die rote Nase, so haben jetzt Lederhose und Dirndl einen praktischen und unmittelbaren Effekt: Sie signalisieren allen, dass die Person, die so verkleidet ist, gut aufgelegt und gewillt ist, ‚die Sau rauszulassen', wie es so schön heißt." Und er spricht in seinem Artikel auch die Herkunft der Trachtenmode an, die großteils in Asien hergestellt wird. Die neue Lust auf karierte Hemden und Janker hat der Trachtenmodenbranche wieder zu florierenden Geschäften verholfen. 28.000 Lederhosen und 37.000 Dirndln hat allein ein Tiroler Discounter im Jahr 2010 verkauft. Jene Handwerker und Handwerkerinnen, die Trachten und Dirndln in gekonnter Handarbeit herstellen, profitieren von den neuen Trends allerdings wenig. Denn geachtet wird auf den Preis, nicht so sehr auf die Qualität.

Mode oder Volkskultur?

Die Medien berichten von Bräuchen, viele Menschen nehmen in Massen an Volksfesten und Events teil. Ist dies alles Teil einer neuen Volkskultur? Einer Volkskultur, die sich über die Grenzen hinweg erfahren lässt? Oder sind das kurzlebige Modeerscheinungen? Wer in München die Wiesn besucht, wird eine Vielfalt an Dirndl- und



Krawatte mit Motiv aus einem Heimatfilm | Fotos: Barbara Stocker



Dirndl auf der Trachtenmodemesse in Salzburg, 2012

Trachtenkleidern sehen, den Blick aber auch auf historische Trachten werfen. Trachten, bei deren Herstellung traditionelles Handwerk eine wichtige Rolle spielt. Gibt es also ein gutes Nebeneinander von historischer Kleidung und Mode? Ist Tracht auch Mode? Und was hat Mode mit Volkskultur zu tun? Wann dürfen wir von Volkskultur sprechen? Wie weit Neues wagen ohne Altes zu negieren? Fragen über Fragen. Sabine Eggmann, Kulturwissenschaftlerin an der Universität Basel, gibt eine kurze Antwort: „Das Ergebnis jeglicher volkskultureller Praxis ist die moderne Gesellschaft." Volkskultur kann nicht rückwärtsgerichtet sein. Und Dirk Bäcker schreibt in seinem Buch „Wozu Kultur", das 2000 in Berlin erschienen ist:

„Volkskultur lässt vieles zu, denn Kultur bedeutet, Gründe bereitzustellen, die es ermöglichen, das was der eine feiert, vom anderen kritisieren zu lassen. Eine Kultur ist daher systematisch zweideutig und erst in zweiter Linie ein Versuch, die Zweideutigkeiten durch Eindeutigkeiten, Identitäten und Authentizitäten aus dem Weg zu räumen. Wer sich kulturell für identisch hält, vergisst, dass er seine Identität aus dem Vergleich gewonnen hat, und dass das Andere daher im Zentrum dieser Identität sitzt. Eine Kultur stellt Interpretationsräume zur Verfügung, ein Gedächtnis der Gesellschaft mit Blick auf eine offene Zukunft." Volkskultur muss sich den neuen gesellschaftlichen Tendenzen stellen und wird durch sie auch geprägt und verändert. Sie kann die Brücke sein zwischen dem Gestern und dem Heute sowie zwischen verschiedenen Kulturen und entwickelt sich weiter, indem sie ihren Blick auf die Zukunft richtet. Nur so ist und bleibt sie Mittel der gesellschaftlichen Verständigung.

Barbara Stocker



Alternative moderne Volkskultur, Urban Gardening am ehemaligen Flughafen Tempelhof in Berlin | Foto: Tillman Schneider, Berlin

Volkskultur(en) zwischen Historizität und Aktualität

Mit der Volkskultur verhält es sich wie mit vielen Begriffen: im ersten Moment scheint jeder zu wissen, was damit gemeint ist. Wer aber auch nur kurz über den Bedeutungsinhalt nachdenkt oder -liest, wird feststellen, dass die Sache vielschichtig und kompliziert, diffus und mehrdimensional zugleich ist. Wie so oft wird der Suchende feststellen, dass mit dem Begriff verschiedene Konzepte, Hoffnungen aber auch Absichten verbunden werden und dass zwischen seiner alltagssprachlichen und der wissenschaftlichen Verwendung beträchtliche Divergenzen bestehen. Es gilt daher, die unterschiedlichen Konzepte von Volkskultur – in Medien, Politik aber auch Tourismus auf der einen und in der Europäischen Ethnologie und der Sozialgeschichte auf der anderen Seite – in Kürze vorzustellen. Daran anschließend sollen einige Gedanken zur Frage nach den Hintergründen der doch unübersehbaren Konjunktur des kulturpolitischen Konzepts Volkskultur in jüngster Zeit aber auch zu den Aufgaben einer verantwortungsvollen Kulturpolitik angestellt werden.

Konzeptualisierungen

Die Schwierigkeiten mit dem Begriff Volkskultur beginnen bereits damit, dass die beiden Bestandteile des zusammengesetzten Wortes „Volk“ und „Kultur“ in ihrem Bedeutungsinhalten alles andere als klar umrissen sind. Wer aber, damit komme ich zur medialen und kulturpolitischen Bedeutungsebene des Konzepts Volkskultur, einen Blick auf die Online-Auftritte der entsprechenden Abteilungen bzw. Referate der österreichischen Bundesländer wirft, erhält eine auf den ersten Blick überraschend klare Antwort: Volkskultur – das ist dort: Blasmusik und Schützenwesen, Bräuche und bunte Trachten, Heimatvereine, Volkslied-, Volkstanz- und Volksmusikpflege, auch Laienschauspielwesen und regionale Museen. Volkskultur ist dort ein Segment regionaler, genauer ländlicher Kultur, das wohl in Abgrenzung zur „Hochkultur“ aber auch als eine Art Gegenwelt zur „dekadenten“ urbanen und globalisierten Massenkultur gedacht ist. Und obwohl man meinen möchte, dass heutzutage mit solchen, als Volkskultur ausgewiesenen kulturellen Praxen nichts anderes als ein spielerischer Umgang im Sinne einer Freizeitkultur gepflegt würde, scheint es sich dabei um eine ernste Sache zu handeln, der identitätsstiftendes und -stärkendes Potential unterstellt wird und die deshalb förderwürdig ist. Denn darum geht es ja letztlich. Volkskultur muss offensichtlich gepflegt, erhalten, gestärkt, sprich gefördert werden. Der unvoreingenommenen Besucher auf den einschlägigen Internetauftritten der Kulturabteilungen der Länder tun sich da gleich mehrere Fragen auf. Nur zwei seien an dieser Stelle angeführt. Warum wird diesen unter dem Label „Volkskultur“ gehandelten, anachronistisch anmutenden und randständigen kulturellen Praxen identitätsstiftendes Potential unterstellt? Und: um wessen Kultur geht es da eigentlich, d.h. wessen Identität soll da gestärkt werden, also: wer ist das Volk? Darauf wird noch zurückzukommen sein. Halten wir einmal fest, dass diese partikuläre Form vorwiegend im ländlichen Raum platzierter Kultur der jeweiligen Landespolitik wichtig zu sein scheint und ihre Bedeutung in den letzten Jahren, konkret seit ca. 2000 sichtbar zugenommen hat. So wurde in Oberösterreich eine „Akademie der Volkskultur“ gegründet, in Kärnten (auf Initiative des verstorbenen Landeshauptmanns Haider) ein „Haus der Volkskultur“, Salzburg hat sein „Forum Volkskultur“, in der Steiermark gibt es die „Volkskultur Steiermark GmbH“ und in Tirol ist z. B. die Förderung des Schützenwesens „Chefsache“, fällt also in die Zuständigkeit des Landeshauptmanns.

Ein Blick auf die wissenschaftlichen Konzepte der Volkskultur in der Europäischen Ethnologie und Sozialgeschichte zeigt jeweils beträchtlich andere Bedeutungsinhalte, wobei der entsprechende Diskurs in der Europäischen Ethnologie durchaus mit dem in der aktuellen Kulturpolitik korrespondiert. In der „alten“ Volkskunde waren Volk und Volkskultur ehemals Schlüsselbegriffe; entstanden als romantisch-bürgerliches Konstrukt; als Fiktion ohne reale Entsprechung, die weder mit den materiellen Lebensbedingungen noch mit den sozialen Lebenswelten korrespondierte. „Man beschrieb eine Kultur [...] ... nicht so wie sie war, sondern so, wie man ihrer bedürftig war“, charakterisiert Konrad Köstlin (Köstlin 1981, 6) das fiktionale, idealisierende und verklärende Volkskultur-Konzept der frühen „Wissenschaft vom Volk“. Seine Anfänge wurzeln in der Aufklärung des späten 18. Jahrhunderts, die im Volk und seiner Kultur das Ursprüngliche und Unverfälschte, noch in naturnahe Erfahrungs- und Gefühlswelten Eingebundene sehen wollte. Seit dem frühen 19. Jahrhundert versuchten Schriftsteller, Wissenschaftler und Beamte jenes Bild des Volkes weiter auszuformen „als eine regelrechte Inszenierung bäuerlicher ‚Volkskultur‘, (...) zu Recht geschminkt nach den literarischen, den ästhetischen, auch den emotionalen und politischen Bedürfnissen des bürgerlichen Publikums.“ (Kaschuba 1988, 8). In diese Zeit fällt allerdings auch die programmatische Setzung „deutsches Volksthum“ von Friedrich Ludwig Jahn und Ernst Moritz Arndt, als deren Konsequenz der Volkskulturbegriff politisch-nationale Konnotation annahm. Volk und Volkskultur wurden zum „Träger des Originären und des Geschichtlichen im künftigen deutschen Nationalcharakter“ (Kaschuba 1988, 9) und diese Zuschreibung setzte sich bis in den nationalsozialistischen Volksthums- und Volksgemeinschaftsbegriff fort. Seit dem frühen 19. Jahrhundert vereinigten die Konzepte Volk und Volkskultur immer diese beiden Aspekte des nostalgisch-sentimentalen, zu hegenden und formenden gesellschaftlichen Fundaments auf der einen und des politisch-modellierbaren Korpus der entstehenden Nation auf der anderen Seite (Kaschuba 1988, 9). Aber erst durch die völkische Propaganda des Nationalsozialismus wurde der Volkskulturbegriff völlig diskreditiert.

Ab der Mitte der 1950er Jahre versuchten renommierte Fachvertreter der Volkskunde das Konzept Volkskultur in zweifacher Weise zu retten: einmal

Historische traditionelle Volkskultur, Karl v. Lutterotti (1793-1872):
Das Imster Schemenlaufen auf dem Marktplatz (heute Stadtplatz), um 1820/30



indem zu einer „exakten Geschichtsschreibung der Volkskultur“ (Moser 1954, 18) aufgerufen wurde, das zweite Mal indem die ursprünglich in die Vormoderne projizierte Volkskultur in die Gegenwart der industriellen Gesellschaft hinein verlängert und erweiterte wurde (Bausinger 1961). Die kritischen Diskussionen um eine Neupositionierung der Volkskunde gegen Ende der 1960er Jahre führten dennoch zu einer Distanzierung von den ehemaligen Schlüsselbegriffen Volk und Volkskultur. Zu groß war aus den Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs deren Ideologieanfälligkeit; nicht nur wegen der Nähe zum Jargon des Nationalsozialismus, sondern auch wegen der Illusion einer homogenen Gesellschaft, die soziale und ökonomische Unterschiede und historischen Wandel ausblendete.

Zu Beginn der 1980er Jahre, gerade als dieser Schritt vollzogen war, erlebte der Begriff Volkskultur in der deutschsprachigen Sozialgeschichte durch die Rezeption von Ansätzen der anglo-amerikanischen, französischen, auch der italienischen Geschichtsschreibung eine Renaissance. Verantwortlich dafür war die Erkenntnis der Einseitigkeit bisheriger Geschichtsschreibung in ihrer Beschränkung auf Eliten, bzw. die Erweiterung der Perspektive auf Alltag und Lebenswelt der einfachen Leute unter dem Schlagwort „Geschichte von unten“. Damit einher ging die zweite Erkenntnis, dass das bisherige Verständnis über Inhalt und Umfang des Kulturbegriffs ebenfalls ein elitäres, auf ästhetische und geistige Werte reduziertes gewesen war. Als Konsequenz dieser Einsichten wurde Volkskultur als eine historische Kategorie konzipiert, die jene Gesellschaftsschichten fassbar machen wollte, die bis dahin nicht Gegenstand der Geschichtswissenschaft gewesen waren, da sie nicht an der Herrschaft beteiligt waren. Das war ein doch entscheidend anderes Verständnis von Volkskultur, das freilich auch nicht ohne Wunschdenken war. Zumindest gilt dies für die französische Version einer Volkskultur, der mit Sicherheit zu viel Eigensinn, Geschlossenheit, wie überhaupt zu viel innere Kohärenz zugedacht wurde (Muchembled 1982). Überzeugender dagegen war das Volkskulturkonzept des englischen Historikers Peter Burkes, der zunächst den Blick auf den Prozess der Herausbildung einer Kultur der herrschenden Schichten lenkte, von der sich die Volkskultur zwangsweise nach unten abheben musste, allerdings nicht in einer scharfen Trennlinie, sondern mit wechselseitigen Überlagerungen (Burke 1981, Burke 1984). Diese Volkskultur ist auch nicht homogen. Auf der Ebene der alltäglichen Erfahrungs- und gemeinsamen Gesellschaftsräume angesiedelt ist sie gedacht als Kultur der Nicht-Eliten, der Nicht-Herrschenden, schlicht als inoffizielle Kultur. Einem solchen differenzierten Konzept von Volkskultur konnte sich auch die erneuerte Volkskunde nicht verschließen, kam es ihrer Position einer Kultur der einfachen Leute doch ziemlich nahe. Allerdings fragten sich führende Fachvertreter, ob die Bezeichnung Volkskultur hier angebracht wäre, bzw. man nicht besser von populärer Kultur sprechen sollte (Brückner 1984, Köstlin 1984).

Zum aktuellen Umgang mit Volkskultur

Auch wenn es sich hier um fachinterne, wissenschaftliche Diskurse handelt, passieren diese nicht im „luftleeren“ Raum, sondern zumindest auch als Reaktion auf gesellschaftliche und politische Entwicklungen. Der gegenwärtige Umgang mit Volkskultur in Politik und Gesellschaft kann daher nicht ohne diese Diskurse gesehen werden. Zunächst ist festzuhalten, dass er ohne Zweifel dem idealisierenden, fiktionalen Konzept der „alten“ Volkskunde näher steht als jenem der erneuerten Europäischen Ethnologie und Sozialgeschichte. Und auch wenn jenes überholt ist und als eine Erfindung des Bürgertums und der Volkskunde, wie gesagt, keine reale Entsprechung hatte, so hat es doch reale Konsequenzen. Warum erfreuen sich „volkskulturelle“ Praxen in bestimmten Kreisen der Gesellschaft nach wie vor großer Beliebtheit und warum wird ihnen, damit komme ich zu den eingangs gestellten Fragen zurück, seitens der Kulturpolitik der Bundesländer so große Aufmerksamkeit zuteil, die sich auch in doch beträchtlichen Fördersummen manifestiert? Die erste sich anbietende Antwort sieht darin den Versuch einer Gegenreaktion auf das erhöhte Veränderungstempo der industriellen und nun auch der informativen Revolution, auf das Gefühl des Verlusts bzw. der Verfremdung der vertrauten Umwelt. „Versatzstücke der ländlichen Kultur“ werden dabei „ [...] mit jenen Werten unterlegt, die man glaubt beklagen zu müssen“ (Götsch 2003, 88). Inszenierungen von Volkskultur vermitteln den Eindruck einer Welt, die man noch versteht; sie reduzieren Komplexität. Sie wären also, mit dem Philosophen Hermann Lübbe gesprochen, als kompensatorische Praxen Teil des Konzepts Historismus (Lübbe 1982); heute würde man hier noch ergänzen: des Konzepts des kulturellen Erbes (Schneider 2005). Eine solche Sichtweise ist wohl ein Stück weit stimmig, vermag das Phänomen aber nicht erschöpfend zu erklären. Etwas tiefer schürfen da schon die Überlegungen von Konrad Köstlin und Martin Scharfe. Köstlin denkt einmal über „Volkskultur als Therapie“ nach (Köstlin 1982), während Martin Scharfe mit Blick auf Provinzkultur bzw. ländliche Kultur, aber das ließe sich zweifellos auch auf Volkskultur übertragen, von „Akkzeptanzkultur“ spricht (Scharfe 1989, 20-23). Der Begriff hat doppelte

Bedeutung: Kultur als Medium der Akzeptanz und als akzeptierte Kultur. Volkskultur als Akzeptanzkultur wäre demnach der Versuch, Verlusterfahrungen der späten Moderne aufzuheben, aber auch gegebene Verhältnisse hinzunehmen. Volkskultur und ihre Förderung hätten diesen Überlegungen zufolge gesellschaftsstabilisierende Funktion.

Ich möchte noch eine weitere Überlegung ins Spiel bringen. Der Technikphilosoph Günter Anders entwickelte den Gedanken des „prometheischen Gefälles“ und sprach damit ein Grundphänomen des Menschen an, das er als „A-Synchronisiertheit der verschiedenen menschlichen Vermögen“ beschrieb (Anders 1988). Als solche Vermögen nannte er „Wissen und Gewissen“, „Tun und Fühlen“, aber auch „Machen und Vorstellen“. Das Gefälle ergäbe sich daraus, dass jeweils das eine Vermögen, also z. B. das Tun gegenüber dem Fühlen einen Vorsprung habe, aber auch die vom Menschen produzierten Geräte gegenüber seinem Leib. Könnte man nicht die Aufwertung und Stilisierung der Volkskultur als einen Ausdruck jener A-Synchronisiertheit des Menschen verstehen? Mit unserem Wissen, Tun und Machen sind wir längst im 21. Jahrhundert angekommen, mit unserem Gewissen, Fühlen und Vorstellen aber noch nicht? Mit unserem Leib, der in den Worten von Günter Anders „noch heute behängt [sei] mit folkloristischen Lumpen“ (Anders, 1988, 17) humpeln wir also hinterher, trauern vergangenen Zeiten nach und idealisieren diese - auch in den Inszenierungen von Volkskultur.

Ich bin davon überzeugt, dass es diese Gefälle gibt. Auch an den angesprochenen Verlustängsten und den daraus erwachsenden Bedürfnissen nach Sicherheit, Überschaubarkeit und Identität ist nicht zu zweifeln. Sie sind ganz offensichtlich vorhanden. Inwieweit diese diffusen, ich nenne es einmal, „Bauchgefühle“ gerechtfertigt sind, darüber ist nicht zu urteilen. Ich denke aber, dass die Politik, wenn sie über die Förderung der Volkskultur diese Gefühle bedient, eine hohe Verantwortung trägt und jedenfalls kein politisches Kapital daraus schlagen darf. Denn man kann nicht übersehen, dass solche Fördermaßnahmen zur Aufwertung regionaler Identität zugleich einschließenden und ausgrenzenden Charakter haben. Damit sind wir bei der zweiten der eingangs gestellten Fragen angelangt: Um wessen Kultur geht es da eigentlich? Wer ist das Volk? Auch ohne genaues statistisches Datenmaterial lässt sich wohl sagen: Was unter dem „Label“ Volkskultur gefördert wird, ist nicht die Kultur der Mehrheit der Bevölkerung, z. B. Österreichs oder einzelner seiner Bundesländer. Oder anders gesagt: mit dieser Art von Kultur identifiziert sich nur eine Minderheit. Es ist daher Aufgabe einer verantwortungsvollen Kulturpolitik, auch andere Formen von Volkskultur, durch deren Förderung sich andere soziale Gruppen, etwa Jugendkulturen oder Menschen mit Migrationshintergrund in ihrer Identität gestärkt fühlten, zu fördern. Hier passiert ja auch einiges. Ich überblicke jedoch nicht, wie es da mit der Verteilungsgerechtigkeit aussieht.

Ingo Schneider

Literatur

Anders, Günter: Die Antiquiertheit des Menschen. Bd. 1: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. München 1956, [7]1988.

Bausinger, Hermann: Volkskultur in der technischen Welt. Stuttgart 1961.

Brückner, Wolfgang: Popular Culture. Konstrukt, Interpretament, Realität. In: Ethnologia Europaea XIV (1984), 14-24.

Burke, Peter: Helden, Schurken, Narren. Volkskultur in der frühen Neuzeit. Stuttgart 1981.

Burke, Peter: Popular Culture between History and Ethnology. In: Ethnologia Europaea XIV (1984), 5-13.

Dülmen, Richard v., Schindler, Norbert (Hrsg.): Volkskultur. Zur Wiederentdeckung des vergessenen Alltags (16.-20. Jahrhundert). Frankfurt a.M. 1984.

Götsch, Silke: Volkskultur. In: Hügel, Hans Otto (Hrsg.): Handbuch Populäre Kultur. Stuttgrt 2003, 83-89.

Kaschuba, Wolfgang: Volkskultur zwischen feudaler und bürgerlicher Gesellschaft. Zur Geschichte eines Begriffs und seiner gesellschaftlichen Wirklichkeit. Frankfur/M., N.Y. 1988.

Kaschuba, Wolfgang: Mythos oder Eigensinn? Volkskultur zwischen Volkskunde und Sozialgeschichte. In: Jeggle, Utz, Korff, Gottfried, Scharfe, Martin, Warneken, Bernd Jürgen (Hrsg.): Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung. Hamburg 1986, 469-507.

Köstlin, Konrad: Beschreibungsebenen der Volkskultur. In: Kieler Blätter zur Volkskultur XIII (1981), 5-26, hier S. 6.

Köstlin, Konrad: Folklorismus als Therapie? Volkskultur als Therapie? In: Hörandner, Editha, Lunzner, Hans (Hrsg.): Folklorismus. Neusiedl/See 1982, 129-142.

Köstlin, Konrad: Die Wiederkehr der Volkskultur. Der neue Umgang mit einem alten Begriff. In: Ethnologia Europaea XIV (1984), 25-31.

Lübbe, Hermann: Der Fortschritt und das Museum. Über den Grund unseres Vergnügens an historischen Gegenständen. London 1982.

Moser, Hans: Gedanken zur heutigen Volkskunde. In: Bayer. Jahrb. f. Volkskunde 1954, 208-234.

Muchembled, Robert: Kultur des Volkes – Kultur der Eliten. Stuttgart 1982.

Scharfe, Martin: Ländliche Kultur, Provinzkultur. In: Becker, Siegfried, Bimmer, Andreas (Hrsg.): Ländliche Kultur. Göttingen 1989, 8-23.

Schneider, Ingo: Zur Semantik des Kulturellen Erbes. Mehr Fragen als Antworten. In:, Bodner, Reinhard, Schneider, Ingo, Sohm, Kathrin (Hrsg.): Kulturelles Erbe (bricolage 3). Innsbruck 2005, 37-51.



Musikkapelle beim Traubenfest in Meran | Foto: Erika Groth-Schmachtenberger, Archiv Volkskundemuseum

Mein Zugang zur Tracht

Südtirol weist mit seinen Tälern und beeindruckenden Bergen, den hochgelegenen Dörfern und oft schwer zugänglichen Bergbauernhöfen eine überwiegend ländlich-bäuerliche Struktur auf, aus der die wohlhabenden Städte wie bunte Kränze herausragen. Und in einem – vielleicht dem schönsten – bin ich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Meran geboren worden. Erlebte dort eine unbeschwerte Kindheit in hausgeschneiderten Dirndln und vom Bruder geerbten Lederhosen. Zum Erntedankfest durften wir Kinder mit unseren Eltern von der Terrasse eines Gasthauses aus – die durch das Passeirer Tor hereinmarschierenden Trachtenumzüge aus den verschiedenen Tälern bewundern und beklatschen. Herrlich dekorierte Wägen, kunstvolle Gebilde aus Trauben, Äpfeln und Ähren, bunte Trachten und schön geschmückte Kühe – ich konnte mich an der Farbenpracht kaum sattsehen. Und dazu die fröhlichen Klänge der Blaskapellen mit ihren voranschreitenden Marketenderinnen! Mein Sinn für Farben und Formen erfuhr dort an der Passer seine Prägung.

Ich ging nach Wien und wurde Journalistin, spezialisierte mich auf Mode und Textilien. Irgendwann schien mir mein Tun wenig sinnerfüllend und ich suchte nach einer Möglichkeit, meine Fähigkeiten nutzbringender einzusetzen. Ich stieß auf das Thema der Trachtenmode, die damals in den 1980er Jahren mehr schlecht als recht dahinvegetierte. Was mich ganz besonders faszinierte, war der Umstand, dass die Trachtenmode-Hersteller damals noch zum überwiegenden Teil in Österreich, Südtirol und Bayern produzierten – also quasi endogene Unternehmen in einer globalisierten Welt waren. Ich drängte mich den „Trachtlern" auf, beriet sie in Sachen Modetrends und so gründeten wir bald darauf einen Verein und verbesserten unsere Messen und Rahmenbedingungen. Der Erfolg blieb nicht aus und bald schon erlebte die Tracht einen unglaublichen Höhenflug. Bei meiner ersten Fotoproduktion für unser neu gegründetes Trachten-Fachjournal „Vision Tracht" durfte ich mir einige Trachtenmodelle von Tostmann-Trachten – der allerersten und kompetentesten Adressen für Trachtenmode – aussuchen. Wonach griff ich instinktiv? Nach Festtagsdirndln mit dunklen, zart bestickten und rot oder grün abgesetzten Miedern! Stets waren es Tiroler Trachtendirndln, die mein Auge gefangen nahmen und ich fühlte mich dabei wie Konrad Lorenz` Graugänse mit ihrer frühen Prägung.

Jutta Heugl

An Widerständen gereift

Trachten sind etwas so Selbstverständliches wie Jeans. Nur mit einer etwas längeren Historie, auch wenn Trachtenexperten zu Recht behaupten, dass das, was wir heute als Dirndl- und Trachtenmode bezeichnen, eigentlich eine Erfindung des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts mit seiner Sommerfrische-Romantik, den Heimatwerken und Gewerbeschulen ist. Somit wäre die moderne Tracht etwa gleich alt wie die Jeans, deren Gründung auf die legendäre Goldgräberzeit um 1860 in Amerika zurückgeht.

Jeder normal empfindende Südtiroler wird bei diesen Worten empört aufschreien, wird diesen Vergleich als blasphemische Verunglimpfung heimatlichen Kulturgutes anprangern. Zu tief verwurzelt ist die Tracht im Selbstverständnis und Brauchtum des Landes. Und auch das hat seine absolute Berechtigung!

Wie jede Tracht eines Volkes ist auch die der Südtiroler maßgeblich von Klima und Landschaft und den dort vorhandenen Lebens- und Arbeitsbedingungen geprägt. In den Alpentälern prägten Feldarbeit und Almauftrieb über oft steiles, unwegsames Gelände ganz maßgeblich den an und für sich streng geregelten, arbeitsreichen Alltag der Bauern. Lichtblicke boten da nur die zahlreichen kirchlichen Fest- und Feiertage. Eingebettet zwischen den beiden Eckpfeilern „Arbeit und Religion" entwickelte sich das dörfliche Gemeinwesen, gleichermaßen sensibel wie rigide, nicht zuletzt auch der räumlichen Überschaubarkeit wegen. Individualität, ein Aus-dem-Rahmen-Fallen, war nicht angesagt und kam einem Ausstoß aus der dörflichen Gemeinschaft gleich. Vor diesem Hintergrund muss man die Entwicklung der Tracht sehen und dabei auch deren Vielfalt und – ja, sagen wir es ruhig – individuelle Ausschmückung bewundernd anerkennen.

Beschäftigt man sich mit einem Thema, bleibt es nicht aus, dass man tiefer und tiefer in die Materie einsinkt, unzählige Bücher über Volkstrachten und Kostümkunde, Mode-Almanache aller Art, Standardwerke und Trachtenmappen u. Ä. m. liest und sammelt. Viel Kluges wurde geschrieben und doch merkt man schnell, dass die Quellen häufig dieselben sind. Da ist vor allem die Kleiderordnung von Kaiser Karl dem Großen (808), die den Ständen vorschrieb, wie viel sie für Kleidung ausgeben durften. Nach den Bauernaufständen, die sich bis 1525 hinzogen, wurde 1530 eine umfassende Neuregelung der Standestrachten vom Augsburger Reichstag verabschiedet, zu der im 17. Jahrhundert noch eine Luxusbeschränkung (keine Gold- und Silberfäden und keine Spitzen, insbesondere keine aus Brüssel) hinzukam. Kleidung war schließlich immer schon Ausdruck für Hierarchie, Stand und Gesinnung. Eine strenge Einhaltung der verordneten Regeln sollte nicht nur Missbrauch verhindern, sondern die Stände vor Putzsucht und Verarmung schützen. Auch sollte Gott mit zu viel Tand und Schmuck nicht erzürnt werden.



Trachtenvielfalt beim Meraner Traubenfest | Fotos: Erika Groth-Schmachtenberger, Archiv Volkskundemuseum

Frauen im Dirndl, Sterzing, 1954





Bei einem Waldfest in Naturns, 1969 | Fotos: Erika Groth-Schmachtenberger, Archiv Volkskundemuseum



Frauen aus dem Burggrafenamt beim Umzug in Meran

In der Quellenforschung spielen natürlich die Bauernbewegungen an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, also ab dem 14. Jahrhundert, eine große Rolle. Miniaturen und Monatsblätter zeigen Bauern bei ihrer Arbeit und stellen damit die Bauern als einen Teil der Natur – als etwas Selbstverständliches – dar. Hans Holbein und Jost Amann, aber auch Dürer, Sebald und Cranach thematisieren das Landleben in ihren Werken. Mit Pieter Brueghel tritt erstmals das Leben der Bauern – mit ihren Arbeiten und Festen – in betonter Vitalität in den Vordergrund. Favorisierte man im Barock noch das Rauschhafte, Vitale in der Darstellung, so wird es im Rokoko manierierter. Die Aufklärung hat dann zu einer neuen Sicht der Natur und der bis dahin eher gefürchteten Berge geführt. Romantisierende Landschafts- und Naturthemen beherrschen die Szene. So gesellen sich nun zu Schäferidyllen und Abschiedsszenen stimmungsvolle Landschaftsbilder mit harmonisch integrierten Tieren und Bauern. Das Landleben wird idealisiert. Erst nach der Französischen Revolution lösen sich Kleidervorschriften gänzlich auf und in der Malerei beginnt eine realistische Sicht auf die Dinge. Eine kleine Gruppe von Künstlern setzt sich auch mit dem Thema Bauern und Trachten unverfälscht und mit Akribie auseinander. Dazu gehören zuerst Fendi, Millet, Kirner, Rehbenitz, später dann Wilhelm Leibl und in etwas lieblicherer Form Franz von Defregger. Sie alle sind für Trachtenforscher eine wertvolle Fundgrube!

So viel zur allgemeinen Historie. Aber niemand Geringerer als die Trachtenexpertin und Ethnologin Gesine Tostmann ist davon überzeugt, dass die Menschen in jeder Epoche die Fähigkeiten hatten, ihre Trachten – also das, was sie tragen – ihren Bedürfnissen, Ressourcen und Möglichkeiten anzupassen, selbstverständlich innerhalb der gesellschaftlichen, normativen Rahmenbedingungen. Um die Entstehung des Dirndls einfach, aber wirkungsvoll darzustellen, entwickelte Gexi Tostmann ein anschauliches Projekt: Vom Chiton zum Dirndl! Mehr als 2000 Jahre Kleidergeschichte mit Stoff, Schere, Nadel und Faden zusammengefasst. Da ist das lange Frauenhemd (von der Antike bis in die Gotik und bis heute noch in kurzer Form als T-Shirt vertreten), ein darüber gewickelter (weitenverstellbarer – man denke nur an Schwangerschaften!) Wollrock, dazu ein breiter Ledergürtel mit Ösen und Bändern (ebenfalls verstellbar), an dem wichtige Utensilien befestigt werden konnten. Später mit breiten Trägern versehen entstand daraus das Mieder oder Leibel, dazu noch das Vortuch bzw. die Schürze, um den Wollrock zu schonen und fast fertig ist das Dirndl! Fehlen nur noch das Brusttuch, die Holzschuhe und die aus Stroh geflochtene Kopfbedeckung, die vor Staub, Hitze und Sonne schützt. Wer das einmal gesehen hat, versteht, warum das Dirndl in seiner einfachen Form die Jahrhunderte überdauerte – funktionaler geht es kaum! Und aus dieser Basis heraus haben sich die unglaublichsten Varianten der weiblichen Trachtenbekleidung entwickelt – je einfacher und genialer die Grundform, desto mehr Spielraum für Fantasie!
Das macht die Tracht und insbesondere das Dirndl auch für Designer wie Vivienne Westwood oder Jean-Charles De Castelbajac so interessant. Aber auch immer mehr junge Designerinnen und Designer aus Deutschland wie z. B. Lola Paltinger oder aus Südtirol Michael Klemera mit der Marke Luis Trenker und natürlich Susanne Bisovsky aus Österreich widmen sich seit vielen Jahren dem Thema Trachtenmode auf ihre sehr spezielle, individuelle Art.

Dass sich aber in Südtirol Dirndln und Trachten so lebendig und für lange Zeit fast unverändert halten konnten, mag mit mehreren Faktoren zusammenhängen. Einmal mit der relativen Abgeschlossenheit der Täler, wo Veränderungen kaum und wenn, dann nur sehr langsam Fuß fassen konnten. Zum anderen aber damit, dass die Bauern in Tirol freie Bauern, also keine Leibeigene, waren und somit ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein hatten. Sie waren stolz auf ihren Stand und zeigten dies auch nur allzu gerne. Und ganz besonders, wenn man den Südtirolern ihre Identität nehmen wollte. Gerade das Verbot Tracht zu tragen, wirkte sich auf den Erhalt der Volkskultur positiv aus. In Österreich ist der Volkskultur gerade in jener Zeit, als Tracht zu tragen nur den „Ariern“ erlaubt war, durch diese politische Vereinnahmung großer Schaden zugefügt worden. Nichts war danach so wie vorher. Tracht polarisierte, alles wurde hinterfragt. Anders in Südtirol. Tracht und Dirndl waren zum Schutzschild der eigenen Identität geworden und nahmen selbst im urbanen Raum eine friedliche Co-Existenz mit Mode aus Mailand und Florenz ein. In Südtirol ist dieses Nebeneinander gelebte Realität. Ganz selbstverständlich trägt auch heute noch der Landwirt zum grauen Anzug ein blaues „Fürta“, wenn er in der Stadt etwas zu erledigen hat. Und läuten die Glocken zur Fronleichnamsprozession, schreiten Alt und Jung, Frauen und Männer in ihren schönsten Dirndln und Trachten dem kirchlichen Würdenträger und dem Allerheiligsten würdevoll hinterher. Auch wird niemand schief angesehen, trägt er statt Tracht Jeans und Turnschuhe.

Damals aber, als man den Weg zu Festen, Kirchtagen und Märkten noch zu Fuß zurücklegen musste, signalisierten die jeweiligen Trachten, woher man kam. Die mit Bändern, Alpenblumen, Gamsbart oder Federn geschmückten Hüte, Form und Farbe von Aufschlägen und Besatz an Joppen und Westen, aber auch die Gestalt der Schuhe, die Farbe der Stutzen wirkten wie weithin sichtbare Identitätsausweise. Im Laufe der Zeit entwickelte sich eine Vielfalt an unterschiedlichen Trachten, häufig auch „inspiriert“ durch Vorlieben der Obrigkeiten (der Einfluss des Bayerischen ist in Tracht und Sprache unverkennbar). Raffiniert wusste man auch die Tracht zur nonverbalen Kommunikation zu nutzen. Statt in Facebook zu chaten, wurde die Schleife links oder rechts gebunden, die Kopfbedeckung nach vorne oder seitlich keck aufgesetzt und die „Members“ wussten, wer auf Brautschau, wer zu haben oder bereits vergeben war. Zur festlichen Männertracht gehörten in Tirol immer auch die seidenen oder ledernen – oft die ganze Brust bedeckenden – Hosenträger und der breite Ledergürtel, auch Wams genannt. Fast immer zierten die Initialen des Trägers und Motive von Gams oder Doppeladler aus Federkielstickerei das gute Stück. Also wusste man auch rasch, mit wem man es zu tun hatte.

Vieles davon ist Vergangenheit, manches wird museal gehütet, aber ein Großteil davon hat sich weiterentwickelt. Alles Praktische und dem modernen Bekleidungsverständnis Entsprechende wurde in neuen Materialien umgesetzt. Heute zieren Federkielstickereien eher Handtaschen und Schuhe. Bis zu 20 cm breite Gürtel wären beim Autofahren auch völlig fehl am Platz. Mit der Gleichberechtigung von Mann und Frau und seit der Aufhebung der ständischen Unterschiede sind auch „erhöhende“ Kopfbedeckungen nicht mehr notwendig und vor Kälte schützen ohnehin beheizbare Automobile und Zentralheizungen in den Häusern. Aber Joppen, Janker und Westen sowie Leder, Loden und Leinen haben nach wie vor ihren Platz in der Trachtenmode. Dirndln haben alles Steife und Unbequeme abgestreift, gleichen im Schnitt beinahe dem Arbeitsdirndl, punkten aber mit kostbaren Seidenstoffen. Immer noch sind Handstickereien, gestiftelte Falten, zarte Spitzenkanten, kunstvolle Nähte und aufwendige Besätze gefragte Elemente der modernen Trachtenmode. Wer nun bedauert, dass das Echte und Originale verloren gegangen ist, dem sei gesagt: Nur was sich verändert, was sich den jeweiligen Lebensumständen anpasst, hat in der Evolution Überlebenschancen. Tracht hat sich bis heute – zumindest im Alpenraum – stets den Notwendigkeiten, man könnte auch sagen dem Zeitgeist, angepasst, andernfalls fänden wir sie nur mehr als kuriose Kostüme in den Vitrinen der Museen.

Jutta Heugl



Gauderfest in Zell am Ziller | Foto: Romed Lechner

Grau-Grün oder Grell-Gelb

Menschen lassen sich hierzulande einteilen: in solche, die Tracht mögen und sie auch tragen und in solche, die Tracht zwar o.k. finden, sie aber nicht an sich selbst sehen mögen. Tracht gänzlich ablehnen wird kaum jemand. Sie ist, speziell in Tirol, unverzichtbarer Bestandteil der Kultur. Zwar ist das Straßenbild nicht mehr davon geprägt, doch an Feiertagen und immer dann, wenn es besonders festlich sein soll, wird sie auch heute gerne und mit Stolz getragen.
Trachten sind keineswegs eine statische Angelegenheit, sie erneuern sich kontinuierlich. Verbände, Arbeitsgemeinschaften oder das Heimatwerk haben nicht nur die Bewahrung der überlieferten Formen, sondern vor allem deren Erneuerung auf der Agenda. So sieht die Tracht von gestern, anders aus, als die von heute. Und eine entscheidende Frage bewegt alle, die sich mit Trachten ernsthaft beschäftigen: wieweit darf die Anpassung an den modischen Lifestyle reichen? Hat die heute so genannte Landhaus- und Trachtenmode überhaupt noch etwas mit den überlieferten, den sogenannten „echten" Formen zu tun?

Geburt der Folklore

Seit der Mitte des 20. Jahrhunderts kann man von sauber umrissenen Trachtenlandschaften sprechen, das gilt gleichermaßen für das Frauengewand wie für das der Männer. Bereits das Jahr 1848 stellte eine Zäsur dar, das Jahr, das die Bauern von ihrer Grundherrschaft befreit hatte, was sich auf deren Selbstbewusstsein entscheidend auswirkte. Es waren die politischen, wirtschaftlichen und intellektuellen Bewegungen des 18. und 19. Jahrhunderts, die bedeutenden Anteil daran hatten, dass der bäuerlichen Kultur das Odeur des Vergangenen anhaftete. Die dadurch entstandene Lücke bewirkte aber wiederum eine veritable Sehnsucht nach dem idyllischen Landleben – gerade bei Menschen, die nicht dem bäuerlichen Stand angehörten. Und wie könnte man dieses Sehnen formvollendeter ausleben, als sich in

entsprechende Gewänder zu hüllen? Die Folklore war geboren, ein Begriff, der 1846 vom Archäologen William Turner geprägt und unter den alle Volksüberlieferungen subsummiert wurden. Einen weiteren Schub in diesem Sinne brachte der im 19. Jahrhundert aufkeimende Gedanke der Sommerfrische. Wohlbestallte Bürger und Adelige begaben sich aufs Land, gerne ins Salzkammergut, und veränderten während dieses Zeitraums ihren Kleidungsstil. Sie gefielen sich darin Anpassung zu mimen, zumindest äußerlich, und signalisierten damit gleichzeitig Heimat- und Volksverbundenheit und eine Hinwendung zu einfachen, wahren Werten. Im äußeren Erscheinungsbild manifestierte sich die innere Haltung. Einer der seine Kleidung als Bedeutungsträger einsetzte und sie zu seiner „corporate identity" erhob, war der Habsburger Erzherzog Johann. Er legte die Tracht, den graugrünen Rock und die Lederhose, das Jagagwand, gar nicht mehr ab und gab so seiner Gesinnung Ausdruck. Auch Kaiser Franz Joseph I. hat man am Liebsten im zünftigen Lodengewand nebst Lederhose vor dem Auge, Kleidungsstücke, in welche er während der Sommermonate mit Leidenschaft schlüpfte. Somit war die Tracht endgültig im Salon angekommen, man „trug" sie und bezeichnete sie auch als „Sommerfrischlermode".
Nicht nur der Adel machte die Tracht salonfähig, auch immer mehr Großbürger und Künstler schmiegten sich in den wärmenden Loden, trugen die Pelerine, den Wetterfleck, Janker oder Joppen. Damen spazierten gerne im Dirndl dessen Form immer feiner und vielfältiger wurde. Berühmtheit erlangte das Bild von Marlene Dietrich, die in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts im „flowery dirndl" durch die Salzburger Altstadt flanierte.

Trachtenerneuerung

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erfreuten sich Trachten zwar allergrößter Beliebtheit, doch ließen sich teilweise stilistische Deformationen bemerken. Vor allen Dingen ging die Heimatbezogenheit verloren, ob Tiroler Trachten in Wien oder Salzburger Dirndl in der Wachau, der Sommerfrischegast nahm es nicht ganz so genau. Die regionalen Trachten erfreuten sich nur mäßiger Beliebtheit, waren sie doch auch vielfach düster, formlos und galten als verstaubt und antiquiert. Ein großer Moment für die Volkskunde, von der gewaltige Wogen der Trachtenerneuerung ausgingen. Auf diesem Gebiet haben sich speziell die Wissenschaftler Viktor von Geramb und Konrad Mautner in Graz hervorgetan. Sie erarbeiteten das zweibändige Steirische Trachtenbuch, das nach wie vor als das fundamentale Werk, gewissermaßen als Bibel der wissenschaftlichen Trachtenforschung gilt. Wesentliche Impulse gingen von einer Frau aus: Gertrud Pesendorfer, Kustodin am Tiroler Volkskunstmuseum, setzte sich bereits in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts für die Erhaltung der Charakteristik der historischen Trachten ein, ihre Ergebnisse füllten fünf voluminöse Mappen. Die Trachtenpflege hatte also nicht mehr nur die bloße Erhaltung und Bewahrung der Formen im Auge, sondern öffnete sich den zeitgemäßen Anforderungen und schuf die Voraussetzungen für die Schaffung einer tragbaren, alltagstauglichen Trachtenkleidung. Bestrebungen, denen sich in der Folge auch die Heimatwerke widmeten. Solche entstanden in den einzelnen österreichischen Bundesländern – das erste rief 1934 der bereits erwähnte Viktor von Geramb ins Leben.

Trachtenmode

Der kleine historische Exkurs sollte eines belegen: Der Beginn von dem, was wir heute oftmals als Trachtenmode bezeichnen, liegt in der Romantik, exakt in dem Moment, als sich die Damen der Gesellschaft des Gewandes der Bäuerinnen und Sennerinnen, also des Dirndls, bemächtigten und es in die prächtig ausgestatteten Salons verpflanzten. Es war nichts anderes als Bauernromantik wie wir sie heute wieder und im zunehmenden Ausmaß antreffen. Damit verbunden ist eine veritable Landlust, eine Sehnsucht nach dem außerurbanen Raum als Hort des Friedens, der erhofften Ruhe und der vermeintlichen Eintracht. Zahlreiche Magazine mit einschlägigen Titeln und Themen wie auch der Trend zur Gartenpflege und zum Einkochen sprechen dafür. Allen Produkten, denen das Wort „Land-„ vorangestellt wird, leiden derzeit unter keinem Absatzproblen – gekoppelt mit der Beifügungen „wie anno dazumal" oder „wie zu Großmutters Zeiten" werden diese Dinge todsichere Verkaufsschlager.
Ein Grund für den Boom der Trachtenmode, wobei sich der Begriff unglaublich weit spannen lässt. Tatsächlich hat sie starke Affinitäten zu der tendenziell grünlastigen Jagd- wie auch zu Sportkleidung. So operieren auch Geschäfte in denen Trachten erhältlich sind gerne mit den Begriffen „Sport" und „Jagd": „Hubertus Moden Steinbock, Sportalm Kitzbühel, Sport und Tracht Mader (Lermoos)" etc. Die Geschäftsidee der österreichischen Skirennsportlerin Resi Hammerer verinnerlichte diese Verwandtschaften: Hammerer kreierte 1949 eine eigene Skisportlinie, richtig bekannt, und dies nicht nur national, wurde sie aber für ihre Trachtenkollektionen. Ihre Shops, in denen betont sportliche Trachtenmode auf hohem Niveau angeboten wurde, liefen hervorragend. Im gleichen Jahr 1949 begann das Ehepaar Tostmann als Zweimannbetrieb mit einem Handwebstuhl und einer alten Nähmaschine in Seewalchen



Notburgaprozession Eben am Achensee | Foto: Romeo Lechner

mit der Herstellung von Dirndln, Trachten und kunstgewerblichen Einzelstücken. Der Beginn einer Erfolgsgeschichte, denn der Name Tostmann (Geschäfte in Wien und Seewalchen) gilt als Inbegriff für klassische, behutsam den heutigen Anforderungen angepasste Trachtenmode.

Heute bilden die Trachtenvereine und die Musikkapellen die Avantgarde in der Pflege und der Erhaltung der Trachten. Allen voran der Tiroler Landestrachtenverband mit seinen 105 Vereinen, 10.000 Mitgliedern – man bemerke: davon 4.000 Kinder und Jugendliche. „Mit zahlreichen Projekten, wie etwa der Initiative Tirol trägt Tracht" wollen wir diese Tiroler Lebensart vermitteln und publik machen" so der Medienreferent des Landestrachenverbandes Romed Lechner. Eine kulturgeschichtliche Sonderstellung nehmen die Musikkapellen ein, die sich allesamt und österreichweit um die jeweils lokal üblichen Trachten bemühen. Sind Neueinkleidungen nötig, so hält man sich strikt an historische Vorbilder und Traditionen. Die Musikkapelle Hötting greift etwa auf die Speckbacher Tracht zurück – die Joppe des Tiroler Freiheitshelden war rot gesäumt.

Tracht und Mode

Zwei Begriffe, die sich gegenüber stehen wie Tag und Nacht. Trachten wurzeln in einer kulturellen Gemeinschaft, Mode geht weit darüber hinaus. Sie ist das kurzlebige Ergebnis einzelner, findiger Köpfe, sie ist niemals lokal eingrenzbar und zum Zeitpunkt ihrer Entstehung bereits vom Hauch der Vergänglichkeit umweht. Trachtenträger fühlen sich untereinander verbunden und zeigen dies. Menschen, die sich gemäß dernier cri kleiden, wollen untereinander absolut nichts zu tun haben. Sie signalisieren zwar Kinder des Zeitgeists zu sein, doch darüber hinaus verbindet sie nichts. Eines trennt Mode und Trachten aber definitiv: Die eine erhebt den Anspruch sich stets neu zu erfinden, die andere beruft sich auf Traditionen und das Althergebrachte.

Vom Landhausstil ...

Ab wann spricht man nicht mehr von Tracht sondern von Trachten- oder Landhausmode? Für Romed Lechner ein einfacher Fall: „Die Landhaus- und Trachtenmode ist eine Abwandlung unserer Trachten, sie unterliegt modischen Einflüssen, somit muss man zwischen echter Tracht und der Landhausmode unterscheiden. Die Tracht ist über Generationen gewachsen und ändert sich lediglich in feinen Nuancen. Keinesfalls ist sie Geistesblitz eines Modeschöpfers". Man könnte den trennenden Schnitt folgendermaßen setzen: Bei der Tracht stehen Farbe, Schnitt, Stoff und Accessoires stets in Bezug auf ihre Bewandtnis im Volksleben. Trachtenmode ist hier freier, sie lehnt sich an die jeweils gängigen Modeströmungen an und bedient sich daraus. Beruft man sich etwa bei Gössl Salzburg noch auf die „Trachtenkleidung für Frauen und Männer, gefertigt nach überlieferten Vorlagen für die heutige Zeit" so klingt dies etwa bei Exatmo Trachtenmode Design (Sitz in München, Shop in Kitzbühel) etwas revolutionärer: „Klassisch oder sexy, trendig oder völlig ausgeflippt – inzwischen gibt es auch beim Trachtenlook jede Menge

Stilrichtungen". Bei Exatmo gilt nicht mehr das allein gültige volkskundliche Prinzip der geographischen Zuordnung der Trachten, eher umgekehrt, man orientiert sich ganz stark an den Wünschen des Trägers/der Trägerin. So können sich bei Exatmo zahlungsbereite russische Kundinnen aus der angebotenen Kategorie „Best for Ladies/Russland" das Passende aussuchen. Das Ergebnis ist Kleidung, die Versatzstücke aus unterschiedlichen Kulturen kühn mixt. Bei Ludwig Beck in München findet man Dirndlkleider im afrikanischen Design (Marke Noh Nee). Ob diese Teile Abnehmerinnen aus afrikanischen Ländern finden ist anzuzweifeln, die Trägerin wird wohl eher unter den Spaß-Suchenden Wiesn´ Besucherinnen anzutreffen sein.
Das Feld der Trachtenmode ist ein Weites und es wird weidlich beackert.

... zum Kitsch

Der Schriftsteller Karlheinz Deschner bezeichnete Kitsch „als die mörderischste Droge der Welt". Kitsch ist „in", ist „hip", „cool", muss sein. Der Markt dafür wird zunehmend größer. Geschäfte, die einstmals nur gediegene Waren feilboten, beherbergen nun zumindest eine Ecke mit „Trend-Produkten", meist sehr Kitsch-Lastiges. Unser Hang zum Landidyll und unsere Sehnsucht nach der „guten alten Zeit" lässt uns zu Sofas mit kirschrotem Herzchenmuster und Tassen mit röhrenden Hirschen greifen. Oder eben zu eklektischer Kleidung, die Anlehnung an alte Trachten macht, aber im wahrsten Sinne des Wortes „aufgerüscht" ist. Da werden historische Elemente auf modische Kleidungstücke aufgepfropft, da wird verstärkt, überhöht und farblich verfremdet. Eine Überhäufung mit optischen Reizen die sinnentleerte, doch ins Auge stechende Kleidungsstücke hervorbringt.
Die Epiphanie solch schrillen Kleidungsstils lässt sich zweifellos am alljährlichen Münchner Oktoberfest erleben. Die Wies'n als Tummelplatz von Promis und solchen, die es sein oder werden möchten. Sie alle tragen Trachtenmode nach dem Motto „je augenfälliger, desto besser" – Theaterkostüme für eine große, laute Bühne.

Ulla Fürlinger



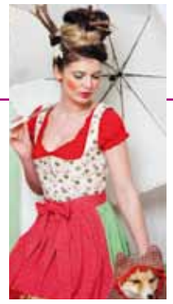
Tracht im afrikanischen Design Noh Nee bei Ludwig Beck
Foto: www.ludwigbeck.de



Überall röhren die Hirsche – Ein Blick in eine Innsbrucker Auslage | Foto: Fuerlinger

Wies´n Tracht – Kollektion 2010 | Foto: www.wiesn-tracht-mehr.de





Rotkäppchendirndl von „Mein Herzblut" | Foto: www.meinherzblut.com

Foto links: Apfeldirndl von „Mein Herzblut" | Foto: www.meinherzblut.com

Dirndl aus Salzburg Hanna Trachten
Foto: wildbild







Ein Kräuterbuschen an Maria Himmelfahrt | Fotos: Toni Fiung

Der Mensch braucht **Bräuche** wie das **tägliche Brot**

Mit besonderem Blick auf den Familienalltag

Bräuche und Traditionen prägen den Familienalltag und schaffen Identität: besondere Speisen zu bestimmten Anlässen, das Tragen der Tracht oder einer Festtagskleidung, das Anzünden einer Kerze, die Prozession am Festtag, die Palmzweige zu Beginn der Karwoche, der Christbaum mit seinem Weihnachtsschmuck, die Vorbereitung und Feier der Feste im Laufe des (Kirchen-)Jahres – um nur einige aufzuzählen – geben Sicherheit im Wechsel des Lebens.
„Tradition besteht im Bewahren des Feuers und nicht im Anbeten der Asche“, meinte Gustav Mahler. In einer Welt, die sich ständig verändert, die uns laufend mit Neuem konfrontiert, können Bräuche Sicherheit vermitteln, Vertrauen wachsen lassen und eine Hilfe sein, den Alltag zu strukturieren. So können durch Bräuche Werte vermittelt werden, die den Menschen Orientierung und Beheimatung geben.
Das Wort „Brauch“ kommt von „brauchen“. Das mittelhochdeutsche „bruchen“ ist verwandt mit dem lateinischen „frui“ (genießen), „fructus“ (= Ertrag, Frucht). Ursprünglich ist also „Nahrung aufnehmen, genießen“ gemeint. Brauch ist also etwas, was „genossen“ wird, was wir „nötig haben“. Und religiöse Bräuche sind etwas „wo Gott genossen werden soll“. So können Bräuche dem glaubenden Menschen jene Wärme geben, die ihm im Leben oft fehlt, sie schenken ihm Kraft und sie vertiefen die Freude am Dasein.

Der Mensch braucht Bräuche wie das tägliche Brot.

„Es muss feste Bräuche geben” erklärt der Fuchs dem kleinen Prinzen (Antoine de Saint Exupéry, Der kleine Prinz), als dieser dabei ist, ihn zu zähmen. „Es wäre besser gewesen, du wärst zur selben Stunde wiedergekommen”, sagte der Fuchs. „Wenn du zum Beispiel um vier Uhr nachmittags kommst, kann ich um drei Uhr anfangen, glücklich zu sein. Je mehr die Zeit vergeht, umso glücklicher werde ich mich fühlen. Um vier Uhr werde ich mich schon aufregen und beunruhigen; ich werde erfahren, wie teuer das Glück ist. Wenn du aber irgendwann kommst, kann ich nicht wissen, wann mein Herz da sein soll ... Es muss feste Bräuche geben.” Und als der kleine Prinz fragt „Was heißt ‚fester Brauch?’”, antwortet der Fuchs „Auch etwas in Vergessenheit Geratenes. ... Es ist das, was einen Tag vom anderen unterscheidet, eine Stunde von den anderen Stunden. Es gibt zum Beispiel einen Brauch bei meinen Jägern. Sie tanzen am Donnerstag mit den Mädchen des Dorfes. Daher ist der Donnerstag der wunderbare Tag. Ich gehe bis zum Weinberg spazieren. Wenn die Jäger irgendwann einmal zum Tanze gingen, wären die Tage alle gleich und ich hätte niemals Ferien.“ So machte denn der Fuchs den kleinen Prinzen mit sich vertraut.

Nikolausbrauch in der Familie



Vielfältige Bräuche prägen unsere Gesellschaft und beleben sie: der Zug der Sternsinger und die Lichter am Adventskranz, das Krippenspiel an Weihnachten und die geweihten Speisen zu Ostern, der Laternenumzug zum Martinsfest und die Glückwünsche an Geburtstagen, das Patengeschenk zur Taufe und der Totenschmaus zur Beerdigung.
Bräuche dürfen nicht zur reinen Folklore mutieren und schon gar nicht zur kommerziell orientierten Aufführung für Gäste verkommen. Wir leben in einem Tourismusland und allzu oft ist die Gefahr gegeben, Bräuche und Traditionen zur Schau zu stellen. Damit berauben wir uns vieler Schätze, die uns von unseren Vorfahren geliehen wurden, um sie zu pflegen und der nächsten Generation weiterzugeben. Bei der Eröffnungsfeier des Projektes „Familien feiern Feste“ sagte Bischof Manfred Scheuer: „Es wäre aber fatal, wenn mit den Bräuchen und Trachten auch die Liebe zum Leben, der gute Stolz auf die Heimat, die Zusammengehörigkeit und die innere Verbundenheit sowie auch die Tradition des Glaubens weggeworfen werden würden. Es wäre ein großer Verlust an Menschlichkeit, eine Verarmung in den Beziehungen und auch eine Ausdünnung des christlichen Glaubens.“
Bräuche und Traditionen sind Ausdruck einer Familienkultur. Sie müssen immer wieder von der ganzen Familie überprüft werden, ob sie dem Bewusstseinsstand, dem Symbolverständnis noch entsprechen, denn auch Bräuche wachsen weiter, verändern sich und müssen entsprechend kultiviert werden. Bräuche und Rituale ändern sich im Laufe der Zeit, wachsen mit. Kinder werden älter, hinterfragen kritisch – da passt dann z. B. das liebliche Weihnachtsritual nicht mehr. Es müssen neue Formen gesucht werden.

Neue Formen entdecken – ein Beispiel

Der Wert alter Formen kann neu entdeckt werden oder neue Formen werden entwickelt, z. B. vom Herrgottswinkel zur Gebetsecke, die sorgsam gepflegt und der Jahreszeit entsprechend gestaltet wird.
Der Herrgottswinkel mit dem Kruzifix, dem Herz-Jesu- und Herz-Marien-Bild und mit Blumen geschmückt galt als zentraler Ort in der Stube. In der heutigen Zeit wird manchmal im Wohnzimmer



Kinder vor einem Wegkreuz | Fotos: Toni Fiung



Kinder vor einem Bildstock

oder in der Stube eine Gebetsecke oder ein „religiöser Platz“ eingerichtet. Die Pflege und die Gestaltung richten sich nach der Zeit im Kirchenjahr: Zu Erntedank schmücken Früchte und bunte Blätter den Platz, im Advent darf der Adventskranz nicht fehlen, eine Weihnachtskrippe deutet auf die Geburt Jesu hin, im Monat Mai hat der Maialtar seine Bedeutung ...
Bräuche und Rituale sind immer eine kultivierte Form des Miteinanders, sie sind wichtige Bestandteile eines spirituellen Weges. Sich ganz auf Gott einzulassen heißt auch, Bräuche und Rituale zu leben. Sie lassen im Menschen jenes Urvertrauen wachsen, das für die Entfaltung der eigenen Identität so entscheidend ist.

Bräuche brauchen Symbole

In Dingen, Zeichen, Personen und Riten verdichten wir Beziehungen zur Natur und Übernatur, besonders zu anderen Menschen und Gemeinschaften. So verstehen wir Symbole als Sinn-Bilder für Beziehungsgeschichten. Sie bewirken Gemeinschaft und stiften Zusammengehörigkeit.

- Symbole sind etwas „Heiliges“ für die Benützer. Sie können „heilende“ Wirkung, das heißt ganzmenschliches Glück und Gesundheit vermitteln.
- Symbole müssen „im Leben verankert sein“, sonst wirken sie kontraproduktiv. Es ist Aufgabe aller Kulturschaffenden, auf den Gebrauch von ungültigen, falschen oder leeren und missverstandenen Symbolen aufmerksam zu machen. Fehlformen des Symbols sind Fetischismus, Vergötzung oder Verwendung als Museumsstück.
- Symbole werden vorwiegend in der Gestaltung der Freizeit, des Festes, des Spiels, im Brauchtum und in der Liturgie verwendet. Menschen sollen ermutigt werden, ihrem Lebensstil tiefere Sinngehalte durch den Gebrauch von Symbolen zu geben.

Zum Abschluss eine kleine Episode

Zwei Männer spalteten den ganzen Tag lang Holz. Der eine arbeitete ohne Pause durch und hatte am Abend einen ansehnlichen Stoß Scheite beisammen. Der andere hackte 50 Minuten und ruhte sich dann jeweils 10 Minuten aus, und trotzdem war sein Stoß am Abend viel größer. „Wieso hast du mehr als ich?“ fragte der eine. Da antwortete sein Kollege: „Weil ich mich in jeder Pause nicht nur ausgeruht, sondern auch meine Axt geschärft habe.“
Im Leben geht es darum, genügend Zeit für Wesentliches zu finden und diese Zeit gut einzuteilen. Dabei müssen Prioritäten gesetzt werden. Wer nur auf äußere Erwartungen und Notwendigkeiten reagiert, verliert den eigenen Stand und damit sich selbst. Wer sich keine Zeit nimmt, Bräuche zu pflegen, wird noch weniger Zeit zur Verfügung haben – und damit Lebensqualität verlieren. Kultivierte Bräuche schaffen einen Freiraum und bringen Lebensqualität zurück.

Toni Fiung

Brauchen wir Bräuche?

Das Wort „Bräuche“ leitet sich ab vom Verb „brauchen“ im Sinne von „nötig haben“. Mit „Brauch“ wird eine soziale Handlung beschrieben, welche nicht beliebig erfolgt oder spontan abläuft, sondern gekennzeichnet ist durch ihre regelmäßige Wiederkehr und eine ausübende Gruppe, welcher der Handlungsablauf mit Anfang und Ende bekannt ist. Eine schier unabsehbare Anzahl von Bräuchen durchdringt unser Leben, hebt uns aus dem Alltag heraus oder strukturiert ihn, befriedigt die Lust an Spiel und Unterhaltung, gestaltet Festlichkeiten, gibt Glaubensvorstellungen weiter und pocht auf die Einhaltung allgemein anerkannter Normen. Bräuche gelten nicht für alle Bewohner einer Region gleichermaßen, werden jedoch von einem Großteil verstanden oder praktiziert und hängen von verschiedenen Kriterien, wie dem jeweiligen Kulturkreis, der sozialen Schicht, von Geschlecht und Alter ab. Innerhalb einer bestimmten Gemeinschaft stellen Bräuche konkrete Handlungsmuster für wiederkehrende Situationen im Jahreskreis und zu Beginn und Abschluss wichtiger Lebensabschnitte im religiösen, privaten und im Arbeitsleben dar, die einzuhalten sind und andernfalls in irgendeiner Form sanktioniert werden. Dieses soziale Handeln ist das bestimmende Element eines Brauchablaufs.

Was wäre das Weihnachtsfest ohne prächtig geschmückten Christbaum oder ohne Geschenke? Für viele Menschen ist das kaum vorstellbar, obwohl der religiöse Grund dafür – die Geburt des sehnlich erwarteten Erlösers – meist längst nicht mehr im Vordergrund steht und außerhalb der christlichen Welt keine Bedeutung hat. Selbst Agnostiker und Andersgläubige versammeln sich in unseren Breiten an diesem Tag und feiern im Kreise ihrer Lieben in festlich dekorierten Wohnungen oder Häusern.

In vielen Familien folgt die Gestaltung der Geburtstagsfeier individuellen „Traditionen“: Zur herzlichen Gratulation und den Geschenken gehört auch beispielsweise die Lieblingstorte als Abschluss eines Festessens. Unterschiedliche überlieferte Elemente bestimmen den Ablauf der Feier und werden besonders von Kindern eingefordert. Anlässlich von runden Geburts- und Hochzeitstagen, Berufsjubiläen oder der Verabschiedung in den Ruhestand darf eine launige Ansprache mit dem anschließenden Glas Sekt nicht fehlen, um den Jubilar oder die Jubilarin hochleben zu lassen. Das lautstarke „Zum Wohl! Prost! Gesundheit!“ und die klingenden Gläser sollten laut dem Volksglauben Dämonen abwehren, sind andererseits aber beispielsweise in bestimmten italienischen Regionen verpönt, denn dort wird das Gläserklirren als unerwünschtes „Wecken des Geistes im Wein“ interpretiert.

Bräuche unterliegen einem steten Wandel, sowohl in ihrer Form wie in ihrer Funktion. Neue Elemente finden Eingang in Brauchabläufe, überholte Bräuche werden aufgegeben, andere aus der Versenkung geholt und reaktiviert. Der Erhalt und die Weitergabe von vermeintlich „uralten Traditionen“ werden immer wieder betont, damit einher geht die zunehmende Bedeutung der wirtschaftlichen Aspekte. Am Beispiel der Tiroler Almabtriebe lassen sich derlei Entwicklungen nachvollziehen: Die frühere auf Selbstversorgung ausgerichtete bäuerliche Wirtschaftsform in Tirol beruhte auf einer möglichst optimalen Nutzung aller verfügbaren Ressourcen, sowohl der menschlichen Arbeits- und Geisteskraft wie jener, welche die Umwelt bot. Getreide gedieh in unserer rauen Gebirgslandschaft nur schlecht und stand daher nicht in ausreichendem Maß zur Verfügung, demgemäß hing das wirtschaftliche Überleben vom Gedeihen des Viehs ab. Die tief religiöse bäuerliche Bevölkerung dankte Gott für den unfallfrei verlaufenen Almsommer und drückte die Freude darüber in den prächtig und farbenfroh geschmückten Almtieren bei der Rückkehr ins Tal aus. Diese Motive stehen auch heute noch im Zentrum dieses Brauches.[1] Im Laufe der Zeit erweiterten sich viele Almabtriebe zur großen Festlichkeit mit zusätzlichen Attraktionen, an welcher immer mehr Zuschauer aus nah und fern teilnehmen. In manchen Orten wurden sie zu einem mehrmals hintereinander veranstalteten Spektakel, das als bunter Schaubrauch keinerlei Bezug mehr zu den religiösen Beweggründen aufweist.

Generationen von akademisch gebildeten Volkskundlern und interessierten Laienforschern beschäftigen sich etwa seit Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Sammlung, Herkunft und Interpretation von Bräuchen, ihrer historischen Einordnung, ihrem „Sitz im Leben“ und der Veränderung der Brauchpraxis. Die wissenschaftliche Volkskunde geriet in das

Fahrwasser verhängnisvoller politischer Strömungen und lieferte besonders in der nationalsozialistischen Ära einer Politik Argumente, die Bräuche auf „uralte“ germanische Wurzeln zurückführen und jeglichen christlichen Einfluss leugnen wollte. Die neuere akademische Brauchforschung stellt neben der Beschreibung eines Brauchs, seines Aufbaus, Ablaufs und der Trägergruppe, vor allem die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Hintergründe ins Zentrum ihres Interesses. Viele Forscher auch anderer Disziplinen beobachten für den gesamten europäischen Raum eine „Wiederkehr von Volkskultur“[2] und damit von Bräuchen, die zwar oft in andere Formen gegossen und ihrer kirchlichen Motive entkleidet wurden, jedoch für ein Streben nach Differenzierung und Stärkung der eigenen Herkunftskultur stehen und als Verankerung in der „universalistischen globalen Einheitskultur“[3] verstanden werden. Diese „Wiederkehr von Volkskultur“ dokumentiert ein verstärktes öffentliches Interesse, bringt aber auch die weit verbreitete Überzeugung vor allem bei „Brauchtumspflegern“ mit sich, es handle sich um „alte Traditionen“, die es möglichst unverfälscht zu bewahren gilt. Diese Berufung auf Tradition vermittelt eine vermeintliche Sicherheit und Unterscheidbarkeit sowie eine unverwechselbare Identität innerhalb des kulturellen Einheitsbreis einer globalisierten Welt.



Zum Schluss noch eine Episode: Münster/Nordrhein-Westfalen, früher Freitagnachmittag:
An den Stufen zum Rathaus amüsiert sich eine gut gelaunte Menschenmenge aller Altersstufen, verstärkt durch neugierige Passanten, welche von einem seltsamen Klirren angelockt wurden. Zwei unförmige, merkwürdig kostümierte Gestalten in weißen Overalls mit schwarzen Zipfelmützen – entfernt unseren Axamer Wampelern ähnlich – mühen sich ab, unzählige Bierkronenkorken mit ihren Händen von den Stufen zu wischen. Unter dem Gelächter des Publikums werfen kleine Buben die Bierkapseln immer wieder zurück. Endlich darf eine Zahnbürste, später ein Kehrwisch zu Hilfe genommen werden, bis ein kleines Mädchen aus der Zuschauermenge sich nach Zureden ihrer Eltern erbarmt und die beiden durch einen schüchternen Wangenkuss von ihrer Sisyphusarbeit erlöst. Die neugierige Tiroler Volkskundlerin erhält die Auskunft, dass junge Männer, die an ihrem 30. Geburtstag noch unverheiratet sind, zu diesem „Fegen“ genötigt werden. Ihre Freundesgruppe kündigt das Ereignis durch ein Inserat in einem lokalen Medium und Aushängen von Zetteln an, sammelt die Kapseln, sorgt für Getränke und die „Jungfrau“, welche den Gerügten erlöst. Umgekehrt müssen junge ledige Frauen an ihrem 25. Geburtstag die Klinken der Domtür putzen, bis auch sie durch den Kuss eines „Jünglings“ frei werden. Ähnliche Bräuche gibt es in weiten Teilen Norddeutschlands, welche in den letzten Jahrzehnten wiederbelebt wurden und auf frühere Rügebräuche zurückgehen, wie sie uns in Motiven der Tiroler Fastnacht noch begegnen – man denke nur an das Blochziehen im Tiroler Oberland oder die „alten Junggesellen“ beim „Sterzinger-Moos-Fahren“. Freilich erfuhren all diese



Junge Männer kehren die Stufen zum Münsteraner Rathaus | Fotos: G. König

Bräuche einen Bedeutungswandel: In einer durch viele Jahrhunderte hindurch vorwiegend agrarisch strukturierten Gesellschaft bedeutete reicher Kindersegen einen bedeutenden Faktor des wirtschaftlichen Überlebens. Erst die Eheschließung machte einen Menschen zum vollgültigen nützlichen Mitglied der Gemeinschaft, für deren Weiterbestand eine zahlreiche Nachkommenschaft Voraussetzung war. Diese Bräuche dienten also zur Aufrechterhaltung einer bestimmten Norm. In der Gegenwart treten derlei wirtschaftliche Beweggründe in den Hintergrund zugunsten vielfältiger Interaktionen innerhalb einer sozialen Gruppe, mit denen das Gefühl der Zusammengehörigkeit gestärkt, der menschliche „Spieltrieb“ gestärkt und die Lust an Unterhaltung befriedigt wird. Insofern ja! Wir brauchen Bräuche!

Gertraud König

Fußnoten

1 Der erste Beleg für den Schmuck von Almtieren findet sich in einem Pustertaler Inventar des Jahres 1746.

2 Konrad Köstlin: Die Wiederkehr der Volkskultur. Der neue Umgang mit einem alten Begriff. In: Ethnologia Europaea 1984/14, 25-31. Reinhard Johler: Die Wiederkehr der Volkskultur. Eine Zwischenbilanz. In: Sommerakademie Volkskultur, hg. von Walter Deutsch und Maria Walcher, Wien 1994, 29-40.

3 Richard Münch: Das Projekt Europa. Zwischen Nationalstaat, regionaler Autonomie und Weltgesellschaft. Frankfurt 1993, 311 ff. Zit. nach Reinhard Johler: Die Formierung eines Brauches. Wien 2000, 16.



Eine Brotgrammel zum Zerteilen des harten Brotes | Fotos: Fachschule für Hauswirtschaft und Ernährung, Frankenberg

„Arme Leute – Reiche Kost“

Vom Wandel der Nahrungsgewohnheiten

Arm und Reich leben in Gesellschaften getrennt, neben- und miteinander – wer ernährt sich wie und warum auf die eine oder andere Weise? Und welche Auswirkungen haben die Nahrungsgewohnheiten auf das Leben der Menschen und wie können die Nahrungsgewohnheiten positiv beeinflusst werden? Diese und noch mehr Fragen kommen unwillkürlich beim Lesen des Titels auf. Vieles kann im Text nur angerissen, manches davon auch ausgeführt werden.

Die letzten dreieinhalb Jahrzehnte konnte ich in der Fachschule für Hauswirtschaft und Ernährung in Frankenberg/Tisens viel zum Thema erfahren und erleben und möchte andere ein wenig daran teilhaben lassen.

Bauernkost – Die Ernährungsform in der Vergangenheit und heute

Noch vor 100 Jahren lebten in Südtirol rund 80% der Bevölkerung von der Landwirtschaft. Die landwirtschaftlichen Erzeugnisse der Region bildeten somit für große Teile der Bevölkerung die Ernährungsgrundlage.

Was in Süditalien die Pizza, in Ungarn das Gulasch, war in Südtirol die Bauernkost mit ihren Milch- und Getreidegerichten, mit der sich die Menschen bis noch vor nicht allzu langer Zeit ernährten.

Erst im 17. Jahrhundert ergänzte die Kartoffel den Speiseplan. Im Jahre 1709 schien sie erstmals in der Speisenordnung des Klosters Sonnenburg im Pustertal auf.

Die Agrargesellschaft in Nord- und Südtirol variierte den Speiseplan aus den Erzeugnissen der Landwirtschaft mit jenen aus dem eigenen Bauerngarten.

Aus den Getreidesorten Gerste, Hafer, Roggen, Weizen und Schwarzplent (Knöterichgewächse) wurden das Brot hergestellt und unter Zugabe von Milch und Wasser das „Muas“ sowie die Milch- und Brennsuppe gekocht.

Die schmackhaften „Breatln“ wurden zweimal jährlich gebacken und in den sogenannten „Brotgurten“ (Brotrahmen) aufbewahrt und im harten Zustand mit der Brotgrammel zu „Procken“ zerkleinert.

Muas, Erdäpfel und Polenta bildeten noch lange Zeit das Hauptgericht am Morgen, zum Vormas und am Abend.

Anstelle des heutigen Kaffees verwendete man einen Absud von gerösteter Gerste oder von einem Feigenkonzentrat. Mit Eigenbauwein vermischt (im Burggrafenamt) diente er als Getränk bei der schweren Feldarbeit.

Alternativ zum Muas gab es eine Milchsuppe, angereichert mit den sogenannten „plentenen Friegelen“ (Schwarzplentenspatzeln).

An den gewöhnlichen Werktagen gab es mittags Speck- oder Wurstknödel und manchmal wechselten Schmarren, Riebler oder Ofenplent das Armeleuteessen ab.

Die Zwischenmahlzeiten – der „Halbmittag“ und die „Marend“ – mit Butter, Speck, Käse, Eiern, Nüssen und geselchten Würsten wurden um 9 Uhr und um 16 Uhr während der Verrichtung der harten Feldarbeit eingenommen.

An Feiertagen oder in der Weihnachtszeit erfreute das Schweinefleisch die bäuerliche Großfamilie. Geselchtes, Gebeiztes, Speck, Haus-, Blut- und Leberwürste zusammen mit Sauerkraut füllten den Mittagstisch. Eine besondere Spezialität stellten die in Butterschmalz gebackenen Krapfen dar, die je nach Gegend mit Marmelade, Kastanienmus, mit „Grantn“ (Preiselbeeren), „Gartenweimer“ (Ribisl), „Muren“ (Brombeeren), „Hötschepetsch“, (Hagebutten), „Kloazen“ (gedörrten Birnen) und anderem gefüllt waren.

Die gesottenen Krapfen hingegen sind die allerorts bekannten Schlutzkrapfen.

Zwei Rezepturen sollen Einblick in die Einfachheit der damaligen Speisenzubereitung geben:

Einbrennsuppe (Brennsuppe)

Zutaten: Butterschmalz, Mehl, eventuell Zwiebel, Wasser,
Gewürze: Salz, Kümmel, Lorbeer, Majoran
Zubereitung: Das Mehl im heißen Fett hellbraun rösten, die Zwiebel dazugeben, die Einbrenn dunkel rösten, mit kaltem Wasser aufgießen, gut durchrühren, würzen und gar kochen lassen.

Brotsuppe

Etwas fein gehackte Zwiebel rösten, geschnittenes Paarl- oder Schwarzbrot mitrösten, mit kaltem Wasser oder Suppe aufgießen, das Brot mit der Schneerute verschlagen, mit Petersilie oder Suppenwürfel würzen und ca. 1/4 Stunde langsam kochen. Am Ende kann die Suppe mit einem Ei verbessert werden.



Krapfen als Teil der bäuerlichen Kost

Automatisierung der Landwirtschaft und neue Nahrungsgewohnheiten

In den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts wanderten viele Südtiroler aufgrund der Automatisierung der Landwirtschaft von der Peripherie in die Zentren ab. Heute sind nur mehr 8 % der Südtirolerinnen und Südtiroler in der Landwirtschaft beschäftigt.[1] Das Abwandern in die Städte veränderte den traditionellen Lebensstil.

Die Kleinfamilie, ein reichhaltiges Angebot an Lebensmitteln, die Berufstätigkeit der Frau, Informationsflut und Konsumverhalten prägten von nun an das Leben der Menschen.

Die Lebensweise war modischen Trends unterworfen. Zeitprobleme, Außer-Haus-Verpflegung, Bewegungsmangel, kurzlebige, schnelle Informationen, aber auch gegenläufige Tendenzen dazu bestimmten die Nahrungsgewohnheiten der Südtirolerinnen und Südtiroler.

In dieser Zeit hat sich die bäuerlich geprägte Ernährungsform von einem Essen der ärmeren Leute zu einer Kost der Reichen entwickelt, mit all den damit verbundenen Vor- und Nachteilen.

Heutige Ernährungsformen – ein Potpourri der Weltwahrnehmung

In unserer Zeit kann eine Vielzahl von unterschiedlichen Ernährungsformen in der Gesellschaft ausgemacht werden.

Zwei gegenläufige Ernährungsformen werden nachfolgend angeführt.

Alternative Ernährungsformen wie zum Beispiel Vegetarismus, Veganismus, Makrobiotik, Vollwertkost, Trennkost, Ernährung nach den 5 Elementen (TCM), Ernährung nach Ayurveda und anthroposophische Ernährung geben

Empfehlungen zu Lebensmitteln und zur Kochweise ab. Alle diese Ernährungsformen verfolgen das Ziel, Krankheiten vorzubeugen.
Fastfood, der Name sagt es bereits, wird schnell zubereitet und schnell verzehrt.
Bei der Nahrungsmittelzubereitung werden Fritteusen, Mikrowellen oder Grills eingesetzt. Die Gerichte – meist Tiefkühlware – sind stark salzhaltig und auch kalorienreich. Sie werden in Wegwerfgeschirr mit übersüßten, eisgekühlten Säften (Beispiel Coca-Cola) gereicht. Produkte aus biologischem Anbau oder gar Vollwertkost sind selten bis nie anzutreffen.
Fastfood hat einen sehr geringen ernährungsphysiologischen Wert. Der häufige Konsum von Fastfood führt zu Fehlernährungssymptomen, insbesondere zu Übergewicht.

Frankenberg, eine gesundheitsfördernde Schule

Einseitige Ernährungsformen führen zu Fehlernährung durch Unter- oder Überernährung mit den dazugehörenden Erkrankungen bzw. gesundheitlichen Gefährdungen. Übergewicht und Fettleibigkeit sind auch in Südtirol im Vormarsch, und dies bereits im Kindesalter.
Die Fachschule für Hauswirtschaft und Ernährung Frankenberg in Tisens wirkt diesem Trend durch ihr Ernährungserziehungsprojekt „Fühlen, wie es schmeckt“ bereits seit Jahren in Grund- und Mittelschulen des Bezirks entgegen.
Die Schule Frankenberg leistet Aufklärungsarbeit in puncto gesundes Essen in der Arbeit mit Jugendlichen im Unterricht und bei den verschiedenen Kochkursen in der Erwachsenenbildung.
Dabei werden traditionelle Gerichte in zeitgemäße Rezepte verwandelt, die dem Körper förderlich sind und ihn nicht zu stark belasten.
Es ist ein großes Anliegen der Schule, gesunde Ernährung und die Gesunderhaltung des Körpers zu fördern. Im Unterricht gehören deshalb Geschmacksschulung, Blindverkostungen, Ernährungslehre und Chemie, Techniken der Vorratshaltung, traditionelle Speisen und Produktveredelungen sowie Bewegung zum Lernangebot.
Dass sich viele Erwachsene gesund ernähren wollen, ist aus der großen Nachfrage an Kursen, die das Bildungszentrum jährlich anbietet, ersichtlich. Der Trend geht eindeutig in Richtung gesunde Ernährung. In wenigen Kursstunden erlernen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer, mit einfachen Zutaten Hervorragendes zuzubereiten, den Eigengeschmack der Lebensmittel wieder zu entdecken und wirtschaftlich zu kochen. Zu süß, zu fett, zu salzig und zu viel Weißmehl, das sind immer noch häufige Merkmale unserer Speisen. Durch das ernährungsphysiologische Hintergrundwissen erlangen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer Handlungskompetenz, Sicherheit in der Wahl und im Einkauf der Lebensmittel. Tipps und Tricks aus den Kursen erleichtern die tägliche Nahrungszubereitung.

Den Fachschulen ist es auch ein Anliegen, Fachwissen gepaart mit Genuss beim Essen zu vermitteln. Zum Ernährungsverhalten und Essverhalten zählen vor allem das Ambiente, das Zeithaben für die Einnahme der Speisen, das „Gustieren“, die Regelmäßigkeit, das ausreichende Kauen und das kontrollierte Essen. Deshalb wird das im Kurs/Unterricht selbst zubereitete Essen an einem schön gedeckten Tisch verkostet und genossen.

Die Südtiroler Küche heute

Die Südtiroler Küche zeichnet sich durch die Vermischung der österreichischen Küche mit der regionalen italienischen Küche aus. Der mediterrane Einfluss macht sie bekömmlich und geschmacklich vielfältig. Obwohl Statistiken nur bedingt Auskunft über die Ernährungsgewohnheiten geben können, wird eine Information zum Ernährungsverhalten der Südtirolerinnen und Südtiroler trotzdem angeführt.
Laut einer Erhebung des Landesinstitutes für Statistik der Autonomen Provinz Bozen (ASTAT 2010) nehmen 75 % der Südtiroler Bevölkerung das Mittagessen als Hauptmahlzeit zu Hause ein, eine Voraussetzung für ein gesundes Ernährungsverhalten.
In der Gourmetküche Südtirols besteht bereits seit längerer Zeit der Trend, bodenständige Gerichte in die Kreationen zu integrieren. Das einstmals karge Essen der ärmeren Bevölkerungsschichten wird dadurch zur Delikatesse.

Nachstehend werden einige Beispiele dafür aufgelistet:
- Aufläufe mit Reis oder Gries
- Gebratene Kastanien
- Kastaniensuppe
- Kalbskopf sauer
- Stockfischgröstl
- Saure Suppe
- Kloatzenbrot (Birnenbrot)
- Kaiserschmarren (ursprünglich eine einfache Mahlzeit der Senner auf den Almen, heute eine edle Süßspeise)

In meiner beinahe 40-jährigen Tätigkeit im Bildungszentrum Frankenberg konnte ich beobachten, dass trotz der Änderung der Lebensgewohnheiten, Grundrezepte wie z. B. Brot- und Nudelteig, süße Teige, Fleischzubereitung und Konservierungstechniken immer noch sehr



Scheiterhaufen | Foto: Sonya Tschager

gefragt sind. Der Wunsch der Teilnehmerinnen und Teilnehmer, traditionelle Gerichte aus regionalen und saisonalen Produkten und aus kontrolliertem Anbau zuzubereiten, ist ungebrochen stark.
Auffallend viel Interesse gibt es am früheren Armeleuteessen, das mit verschiedensten Zutaten verfeinert, heute als Abendessen oder als Nachtisch begehrt ist.
Abschließend das Rezept eines früheren Armeleuteessens, das heute ein einfaches Abendessen oder ein begehrter Nachtisch ist.

Scheiterhaufen *(früher)*
Brot dünnblättrig schneiden und mit heißer Milch übergießen (damit der Scheiterhaufen nicht zu trocken wird). Apfelfülle mit geschnittenen Äpfeln, Rosinen, Zimt, Zucker, Zitronenschale, und Zitronensaft, Nüsse, Nelkenpulver zubereiten. In die bebutterte Auflaufform eine Lage Brot, eine Lage Apfelfülle im Wechsel schichten, die oberste Schicht endet mit der Brotlage. Nun ein Milch-Ei-Gemisch darüber gießen und im Rohr bei 180 Grad für ca. eine Stunde backen.

Scheiterhaufen *(heute)*
Zutaten: für 5 bis 6 Portionen
100 g Semmeln oder Zopfbrot
20 g Pinienkerne oder Mandelplättchen, 50 g Rosinen
2 Äpfel
50 ml Milch, 100 ml Rahm
2 Eier trennen
60 g Staubzucker
1 Zitrone, Saft und Schale
1/2 Vanilleschote, 20 ml Rum
20 g Butter und Zimt

Zubereitung:
- Äpfel vierteln, blättrig schneiden, mit Zitronensaft beträufeln, karamellisieren und mit Zimt aromatisieren.
- Das Brot in dünne Scheiben schneiden.
- Feuerfeste Förmchen mit flüssiger Butter bestreichen.
- Das Brot, die in Rum eingeweichten Rosinen und die Äpfel mischen und in die Förmchen geben.
- Milch, Rahm, Eidotter, Zitronenschale, Vanillemark und Staubzucker verrühren und leicht erwärmen.
- Diese Masse in die einzelnen Förmchen eingießen und mit Mandelblättchen bestreuen.
- Im heißen Wasserbad im Backrohr ca. 25 Minuten gar kochen.
- Herausnehmen und mit Staubzucker bestreuen.

Mechthild von Spinn

Literaturhinweis

Rezepte aus: Traditionelle Rezeptsammlung der Fachschule Frankenberg von 1974 bis heute

Fußnote

1 Wirtschaftsportrait Südtirol Wifo 2012



Heimatmuseum Seefeld, Gießenbach bei Scharnitz | Foto: Inge Praxmarer

Die Angst vor der Leer

Heimatmuseen, eine oder doch keine bewegliche Größe in der Tiroler Museumslandschaft

Der Begriff *Heimat* ist ein sehr ambivalenter. Beim Versuch ihm auf die Spur zu kommen, muss zunächst jeder Eindeutigkeit mit Misstrauen begegnet werden. Tatsächlich stellt er sich vieldeutig, vielfältig und auch zwiespältig dar. Sich ihm zu nähern assoziiert ein grafisches Bild, gleich konzentrischen Kreisen.
Heimat mag jener Ort sein, der für eine Person, für eine Gruppe den Lebensmittelpunkt darstellt. Er verbindet sich mit dem Ort, wo sich die eigenen Wurzeln befinden. Er hat aber auch viel mit jenem Ort zu tun, wo neue Wurzeln geschlagen werden. Der Begriff Heimat ist keine konstante Größe. Er ist, dem Leben, der Zeit entsprechend ständigen Veränderungen unterworfen. Er muss stets hinterfragt werden um nicht zu erstarren und dabei der Eindimensionalität anheim zu fallen. Letztere kann zum einen zum Klischeebild, zum Kitsch führen, zum anderen aber auch ideologisch aufgeladen zum Missbrauch einladen.

Heimat + Museum = Heimatmuseum

Heimatmuseen als Orte der Musealisierung des Heimatbegriffes vermögen innerhalb der Museumsgeschichte keine große, jedoch kurzfristig eine wichtige Rolle zu spielen. Beim Nachlesen[1] der Gründungsgeschichten der über 170 Museen Tirols, fällt auf, dass die meisten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, speziell in der Zwischenkriegszeit eingerichtet und so benannt wurden, wie zum Beispiel in den Bezirksstädten das Heimatmuseum Imst, Reutte, Hall, Wörgl und Kitzbühel. Während der NS-Diktatur wurde allein das Museum Schloss Bruck in Lienz mit der Sammlung von Werken von Albin



Jenbacher Museum, Jenbach | Foto: Inge Praxmarer

Egger-Lienz eröffnet, das jedoch erst 1946 den Namen „Osttiroler Heimatmuseum“ erhielt. Nach einem gewissen Stillstand erfolgte in den 1960er Jahren ein Anwachsen der Gründungen von Heimatmuseen. Laut Andrea Aschauer[2] ist dies als Reaktion auf das wirtschaftliche Wachstum in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und der damit verbundenen Veränderungen der Gesellschaft, Arbeits- und Lebensbedingungen zu verstehen. Zu einem Museumsboom kam es dann in den 1980er Jahren. Dieser geschah zeitverzögert, denn zunächst mussten erst einmal Sammlungen von Gegenständen aus der „guten, alten Zeit“ aufgebaut werden. Zwischen 1980 und 1990 entstanden ca. sechzig Prozent der Heimatmuseen Tirols.

Der Schrecken vor dem leeren Raum

Allein beim Nennen des Wortes *Heimatmuseum* läuft bei vielen MuseumsbesucherInnen dieselbe Assoziationskette ab. Dabei werden folgende Charakteristika eines klassischen Heimatmuseums aneinandergereiht:
Ort . Ein Heimatmuseum befindet sich meist in einem historischen Gebäude, ob Schloss, Bürgerhaus, Bauernhof oder Stadl. In den Innen- beziehungsweise musealen Räumen werden häufig vermeintlich reale Lebens- und Wohnsituationen vorgeführt.
Sammlung . Die dem Museum zugrunde gelegte und damit dessen Profil bestimmende Sammlung stellt sich als eine Ansammlung von Gegenständen dar. Es wurde alles zusammengetragen was nur möglich war. Jene Gegenstände, die als sammlungswürdig angesehen wurden, sind allein materielle Objekte. Sie dienen der (Re)Konstruktion der Geschichte(n). Die Tätigkeit des Sammelns erfolgte und erfolgt weiterhin ohne Plan und Konzept. Aufgrund dessen wird wiederum eine große Vielfalt abgedeckt. Dem steht jedoch ein sehr eingeschränkter geografischer Raum als Sammlungsgebiet gegenüber.
Sammler . Sammeln ist Männersache. Frauen als Sammlerinnen sind die große Ausnahme. Das hat mit den Geschlechterrollen und den damit verbundenen Machtverhältnissen zu tun, die sich in der gesellschaftlichen Stellung von Mann und Frau manifestieren. Als Sammler treten mehrheitlich Lehrer oder Chronisten auf. Sie waren vielfach auch die Gründer der Heimatmuseen. Ihr persönliches Interesse bestimmt somit die Sammlung oft allein. Charakteristisch

ist auch, dass immer Leute Dinge gesammelt haben, mit denen sie in ihrem Leben selten etwas zu tun hatten. Völlig zwiespältig stellt sich der Blick auf die Dinge dar, zum einen scheint ein gewisser Abstand von Nöten, zum anderen verursacht gerade diese Distanz eine Verunklärung der Vergangenheit, wie sie so häufig in Heimatmuseen anzutreffen ist.

Präsentation . Hierbei kommt es zum Horror Vacui, zum Schrecken, zur Angst vor der Leere. Die Ausstellungsräume sind voll gestellt und voll gehängt mit Objekten der unterschiedlichsten Art. Dabei bestimmt die Objektmenge die Bedeutung der Themen. Die Themen werden nicht voneinander getrennt, sie greifen ineinander über. Inhalt und Exponate geraten im wahrsten Sinne drunter und drüber.

Thema . Zu den beliebtesten Interessensgebieten gehören Volkskunde, Vor- und Frühgeschichte, Naturgeschichte, Wirtschaftsgeschichte und lange Zeit auch Kunstgeschichte. Der Blick darauf ist vorrangig in die Vergangenheit gerichtet, denn nur diese gilt es auf eine ganz subjektive Weise aufzuzeigen.

Inhalt . Den meisten Heimatmuseen ist eine Darstellung ihrer Inhalte zu Eigen, die dem Begriff Musealisierung, der mit negativem Vorzeichen verbunden ist, entspricht. Kennzeichnend dafür ist das Verharren in der Vergangenheit, deren Verklärung, das Ausblenden von Unliebsamem, von nicht politisch Opportunem, der kanalisierte Blick allein auf lokal- beziehungsweise regionalgeschichtliche Belange und daher auch die Einschränkung der Museen in ihrer Bedeutung. Durch die ständige Tradierung erfolgt eine Erstarrung und Verkrustung, die es durch Blickwechsel wieder aufzubrechen gilt.

Museumsleitung . Heimatmuseen werden vorrangig von freien, ehrenamtlichen MitarbeiterInnen betrieben. Dadurch können die für eine professionelle Museumsarbeit notwendigen Kriterien, wie sie ICOM[3] festhält, meist nicht eingehalten werden.



„Wenn vom Hof nur mehr der Karren bleibt", Die Geschichte der „Fahrenden", Museum Schloss Landeck | Foto: Bezirksmuseumsverein Landeck

Aus den Augen, aus dem Sinn

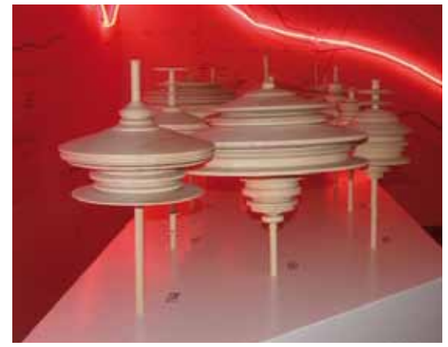
In den letzten zwanzig Jahren hat sich eine Veränderung in und um die Heimatmuseen vollzogen. Zunächst spezialisierten sich die neu gegründeten Museen auf ganz bestimmte Themen und Objekte, so zum Beispiel auf religiöse Kunstgegenstände oder auf die frühe Besiedlung von Tirol und der damit verbundenen archäologischen Funde. Eine weitere Spezialisierung ließ unter anderem Puppen-, Krippen-, Fasnachts-, Tourismusmuseen etc. entstehen.

Dann wurde häufig die Bezeichnung Heimatmuseum gestrichen. Die Verpackung hat sich geändert, nicht zwingend jedoch der Inhalt und dessen Präsentationsform. Der Begriff Heimat wurde eliminiert in der Hoffnung: Aus den Augen, aus dem Sinn. An eine kritische Auseinandersetzung mit dem Begriff Heimat und dem der Institution des Heimatmuseums wurde nie gedacht. Die Bezeichnung Heimatmuseum laviert somit nach wie vor zwischen den Ausstellungshäusern hin und her, um sich ja nicht inhaltlich festzulegen. Würde sich heute ein neu ins Leben gerufenes Museum wieder als Heimatmuseum bezeichnen, käme es nicht mehr so einfach davon.

Wohin mit all den vermeintlich letzten Dingen

Bei der eben beschriebenen, auch in der Tiroler Museumslandschaft vielfach anzutreffenden Art des Heimatmuseums, darf nicht außer Acht gelassen werden, dass bestimmte Charakteristika wie zum Beispiel Objektvielfalt, Horror Vacui oder örtliche Begrenzung nicht zwingend an mangelnder Originalität leiden muss. Originalität und Authentizität sind wichtige Bestandteile eines Museums, einer Museumssammlung. Die Einzigartigkeit – und diese auch zu verfolgen – hängt mittelbar mit den SammlerInnen bzw. der Museumsleitung zusammen.

Für viele Museen bzw. SammlerInnen stellt sich die Bewältigung der Objektmenge als größte Herausforderung dar. Dazu gibt es mehrere Strategien, eine der konsequentesten verfolgt zum Beispiel das *Heimatmuseum Seefeld* in Gießenbach bei Scharnitz. Was gesammelt und ausgestellt wird, ist nicht sofort bestimmbar. Es sind Alltagsgegenstände und hierbei galt allen die gleich intensive Aufmerksamkeit und alles hat wohl das gleiche Interesse hervorgerufen. Diese Haltung überträgt sich auf die BesucherInnen. Das Museum erweist sich als „Schau-Platz", vorrangig als Ort der sinnlichen Wahrnehmung. Die Objekte stehen für sich. Ihre An- und Zuordnung entspricht der vom Sammler fest gelegten Sinnhaftigkeit. Für die BesucherInnen entstehen, ihren individuellen Erfahrungen entsprechend Assoziationen und Analogien. Die beim „Schauen" immer wieder neu entstehenden Verbindungen und Sinneseindrücke ergeben so etwas wie eine Ordnung, nicht Abstraktionen oder Kausalitäten. Das Museum wird somit zu einem dichten und vielfältigen Erinnerungsraum. Das auf die eigene Person Zurückgeworfen-Sein wird durch das Weglassen von Ausstellungstexten oder Objektbeschriftungen verstärkt. Erst eine Führung des Museumsleiters ermöglicht ein über die eigenen Assoziationsbilder hinausgehendes Erfassen der Sammlung. Die sie beinhaltenden Objekte stammen vor allem aus den 1950er und 1960er Jahren. Sie gehörten einst zu einem Frisiersalon aus den 1950er Jahren, einer Schuster- und einer Schnitzwerkstätte, zu Arztpraxen genauso wie zu einem Lebensmittelgeschäft, alle aus Seefeld stammend. Ein Versuch sie einigermaßen überblickend anzuführen muss zwangsweise scheitern. Es sind viele, viele, viele Dinge, welche die Räume bis unter die Decke füllen. Die Objektfülle und Objektdichte macht es unmöglich ihre Anzahl zu überblicken. Schließlich wird auch keine Trennung zwischen Ausstellungsraum und Depot vorgenommen. Es sind dies alles Charakteristika eines – wie es in der Fachsprache der Museologie heißt – Wilden Museums[4]. Trotz aller Individualität der Sammlungsstrategie handelt es sich um ein Heimatmuseum, denn der Heimatbegriff wird auf eine ganz spezifische Weise, die eng mit der Person des Sammlers verbunden ist, hier verhandelt und zur Darstellung gebracht.



Schneeskulpturen, Alpinarium Galtür | Foto: Günter Wett, Alpinarium Galtür Dokumentation GmbH



Hidden Museum, www.hiddenmuseum.net
Foto: Bernhard Kathan

Nur geringfügig weniger überbordend stellt sich die Sammlung des *Jenbacher Museums* dar, dessen Exponate in über drei Stockwerken, in 19 Räumen verteilt, dicht gehängt und gestellt, präsentiert werden. Die BesucherInnen haben jedoch die Möglichkeit sich einen Überblick zu verschaffen, denn die Sammlungsgegenstände sind nach Themen geordnet. Zentrale Themenblöcke stellen die Eisenbahnen, Sensenindustrie, Jenbacher Werke, Vögel und Schmetterlinge, Schnecken und Muscheln, Pilze, Winter- und Alpinsport dar und werden durch eine Unmenge von interessanten Gegenständen dokumentiert. Die Chronologie der Ereignisse bleibt zunächst draussen, kann aber in einem aufgelegten Heft nachgelesen werden. Auch gibt es Objektbeschriftungen und allgemeine Informationstafeln. Hier wurde „Ordnung" gemacht. Was jedoch auch wichtig ist, das Jenbacher Museum steht stellvertretend für die doch etlichen Museen, die sich mit der Industriegeschichte Tirols auseinandersetzen.

Vielversprechende Zukunftsperspektiven

Beispiele einer ernsthaften, nicht an der Oberfläche haften bleibenden Auseinandersetzung mit der Lebenswelt der unmittelbaren Umgebung gibt es ebenfalls. Von der bisherigen Norm weicht ein wesentlich weiter gefasster Heimatbegriff ab, hinzu kommt, dass immer wieder Verbindungen zur Gegenwart hergestellt werden, dass über die Grenzen des Ortes hinausgeschaut und hinausgedacht wird.

Indem bisher das alleinige Augenmerk auf die vorindustrielle bäuerliche Kultur gerichtet wurde, manifestiert sich in vielen Heimatmuseen diesbezüglich eine große Eintönigkeit und Ideenlosigkeit. Die Einforderung eines differenzierten Blickes auf das, was einen Ort, eine Region einzigartig macht, mag noch viel Interessantes entstehen lassen. Gerade beim Festhalten des bäuerlichen Arbeits- und Lebensalltages gibt es noch einen großen Nachholbedarf. Wie vielfältig die Themen und „Ausstellungsexponate" sein könnten, die das so genannte „Leben auf dem Lande" anschaulich machen und dieses reflektieren, zeigt das Internetprojekt *hidden museum*. Hier wird der „Nachruf auf eine kleinbäuerliche Kultur"[5] anhand von ganz unkonventionellen Gegenständen, wie Strick, Badeanzug und Besamungsset oder Harnflasche, Kartoffelkäfer und Gummistiefel deutlich gemacht.

Mit der Neugestaltungen von Museen verband sich in den letzten Jahren oft auch eine Themenkonzentration sowie eine zeitgemäße Präsentationsform. Das *Alpinarium Galtür* beinhaltet die gleich einem Museum gestaltete Dauerausstellung „Leben am Berg – Faszination Schnee, Mythos Lawine“. Hierbei wurde der Anlass, das Gebäude zu errichten – es war dies die Lawinenkatastrophe von 1999 – thematisch weitergeführt und das Überleben in hochalpinen Regionen, ob Mensch oder Tier betreffend, zum Inhalt gemacht. Besonders bemerkenswert ist dabei die moderne Präsentationsform. Auch wenn neue Aspekte hinzukommen, werden diese entsprechend präsentiert, wie zum Beispiel die „Schneeskulpturen“, hergestellt von einem Tiroler Modellbauer, eine besonders originelle Darstellung von Schneemengen, welche seit hundert Jahren aufgezeichnet werden. Diese hängen unmittelbar mit dem Leben und Überleben im Gebirge zusammen.

Auf die ganz spezielle Geschichte des Ortes geht das *Gemeindemuseum Absam* ein, immer ausgehend von der Sammlung. Es stellt ein Dorf vor, dessen Entwicklung nicht von der Landwirtschaft, sondern vom Mittelalter bis heute von Industriebetrieben bestimmt wird. Hinzu kommen Themen wie Winter- und Sommersport, da viele prominente Protagonisten aus Absam stammen. Die Musik – zum einen als Instrumentenbauer, zum anderen als Komponist – stand bei Jakob Stainer (17. Jahrhundert) und Bert Breit (20. Jahrhundert) im Mittelpunkt ihres Lebens, diese wiederum im Zentrum des Museums. Um das Museum als Schau-Platz und als Erinnerungsraum zu verorten, wurden alle Informationen auf Postkarten „ausgelagert“, die die BesucherInnen auswählen und mitnehmen und so sich damit ihr eigenes Erinnerungsalbum gestalten können.

Heimatlos

Im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum befindet sich ein Bild mit dem Titel *„Vertreibung der Zillerthaler Protestanten im Jahr 1837. Letzter Blick in die Heimat“,* das Mathias Schmid 1877 gemalt hatte. Jene, die evangelischen Glaubens waren, es waren dies ca. 600 Leute, mussten um diesen auch leben zu können das Land verlassen. Sie fanden in Oberschlesien eine neue Heimat. Gleich einem Historienbild hat der Maler das Geschehen bei Brandberg angesiedelt und die AkteurInnen mit all ihren Emotionen geschildert. Es erinnert allgemein daran, dass viele Leute aus religiösen, politischen oder ökonomischen Gründen ihre Heimat verlassen mussten.

Das *Schlossmuseum Landeck* hat seine ganze Präsentation diesem Thema gewidmet und überschreibt sie mit „Bleiben oder Gehen – Die bewegte Geschichte des Tiroler Oberlandes.“ Sie zeigt das Leben zuhause und das in der Ferne, in der Fremde. Hierbei werden die betroffenen Menschen und ihre Schicksale in den Mittelpunkt gestellt. Vor allem aus wirtschaftlichen Gründen, da der landwirtschaftlich nutzbare Boden sehr knapp bemessen war, mussten viele das Land verlassen, um dem Hunger zu entgehen. Sie zogen aus, um ihren Beruf als Arbeiter, Baumeister, Händler etc. ausüben zu können. Durch ihre Lebensweise als Wandernde, als Fahrende wurden die „Jenischen“ sowie die „Karrner“ an den Rand der Gesellschaft gedrängt. Selbst Jugendliche wurden nicht verschont, wie das Leben der „Schwabenkinder“ zeigt. Es waren dies Kinder von Bergbauern, die im Frühjahr zu den Kindermärkten, vor allem nach Oberschwaben, geschickt wurden, um dort von den Bauern als billige Arbeitskräfte „gekauft“ zu werden. Im November wurden sie dann wieder zurück geschickt. Die Kindermärkte, wichtig waren jene in Friedrichshafen und Ravensburg, wurde erst 1915 abgeschafft.

All dies zeigt die Heimat nicht als Idylle. Das Schloss Landeck will mit ihrer Präsentation den Begriff „Heimatmuseum“ neu aufleben lassen.

Inge Praxmarer

Fußnoten

1-2 Aschauer, Andrea: „entdecken – staunen – erleben. Die Museen in Tirol. Handbuch und Wegweiser“, Innsbruck 2008.

3 ICOM – Ethische Richtlinien für ein Museum, in: www.icom-oesterreich.at/shop/data/container/Code_of_ethics/Code2003_dt.pdf, 11.06.2012.

4 Der Begriff „wild“ wurde der Philosophie des „wilden Denkens“ des französischen Ethnologen Claude Lévi-Strauß‘ (1908-2009) entnommen.

5 Berhanrd Kathan: „Strick, Badeanzug, Besamungsset – Nachruf auf die kleinbäuerliche Kultur“, Innsbruck/Wien/Bozen 2006.



Selchküche im Museum von Gufidaun | Foto: Abteilung Museen

Heimatmuseen und Ausstellungswesen

Beiträge zur lokalen Identität

Sammeln ist eine Leidenschaft. Bei vielen Menschen beginnt sie schon im Kindesalter und zieht sich wie ein roter Faden durch ihre gesamte Lebensgeschichte.

Zu den Sammelobjekten gehören nicht nur Wertsachen und Kunstschätze, sondern unzählige Dinge des täglichen Gebrauchs, Notwendiges und Wichtiges, aber auch Unbrauchbares und Überflüssiges. Ohne die jahrzehntelange Beharrlichkeit und Leidenschaft von Sammlerinnen und Sammlern würde es viele Museen heute gar nicht geben. Die Entstehungsgeschichte eines Dorf- oder Heimatmuseums geht oft auf die unermüdliche Sammeltätigkeit einer einzigen Person zurück.

Sammeln und bewahren

Gesammelt wurde immer schon, besonders in Zeiten großer Umwälzungen. In der Mitte des 20. Jahrhunderts zum Beispiel erlebte die Landwirtschaft in Südtirol große Veränderungen. Der soziale, wirtschaftliche und gesellschaftliche Wandel griff stark in den Lebensalltag ein. Alte Geräte wurden nicht mehr verwendet, neue Maschinen kamen zum Einsatz. Auf die Wimmschüssel aus Holz folgte jene aus Plastik, auf die Obststeigen aus Holz, folgten die Großkisten aus Kunststoff. Während einige Menschen sammelten, wollten andere ihre alten Möbel und Geräte loswerden und gegen eine „moderne“ Einrichtung eintauschen. Truhen, Schränke und Kästchen aus Bauernhäusern endeten im Sperrmüll oder landeten bei Trödlern und schließlich in den Wohnungen von Städtern. Hätte es nicht eifrige Sammlerinnen und Sammler gegeben, die sensibel reagierten und Gegenstände aus dem Arbeits- und Alltagsleben aufbewahrten, wären viele Objekte für immer verschwunden.



Otto Schenk, der Museumsleiter des Dorfmuseums Gufidaun | Foto: Barbara Stocker



Geschichte und Geschichten im Museum | Foto: Robert Gruber

Dauer- und Sonderausstellungen

Während größere Museen in Südtirol, allen voran die Landesmuseen, immer wieder die Möglichkeit nutzen, in Sonderausstellungen Objekte aus den eigenen Beständen zu präsentieren, bleibt kleineren Museen diese Chance meist verwehrt. Die Dauerausstellungen nehmen großteils den gesamten Raum ein, für Sonderausstellungen fehlen der Platz, die finanziellen Mittel und das Personal. Heimat- und Dorfmuseen leben fast zur Gänze von der ehrenamtlichen Tätigkeit kulturell und historisch interessierter Bürgerinnen und Bürger. Häufig haben sie sich als Autodidakten großes Wissen über die Dorfgeschichte angeeignet. Durch ihre Begeisterung und ihren Einsatz leisten sie einen unverzichtbaren Dienst für eine lebendige Volkskultur.

In einigen Gemeinden Südtirols sind Chronistinnen und Chronisten in die Dorf- und Heimatmuseen eingebunden, eine gute Kombination. Denn einer ihrer großen Verdienste liegt in der Sensibilisierung der Bevölkerung für die Bedeutung von materiellen und immateriellen Kulturgütern. Als vor Jahren in einer Südtiroler Gemeinde eine Ausstellung zur Dorfgeschichte vorbereitet wurde, meinte ein Landwirt, er hätte nicht kistenweise Urkunden und Dokumente weggeworfen, wenn er gewusst hätte, dass sich einmal junge Menschen im Dorf dafür interessieren würden.

Alter Krempel oder mehr?

Was erwartet die Besucherinnen und Besucher in den Dorf- und Heimatmuseen? Zeigt jedes Museum dasselbe, wie man oft lästern hört? Leider waren Dorf- und Heimatmuseen lange Zeit voll und ganz auf die Geschichte der Landwirtschaft ausgerichtet. Doch bei genauem Hinsehen gibt es in Südtirol und in den Nachbarländern eine Vielfalt und lokale Unterschiede. So entstand beispielsweise in der Nähe des Neusiedler Sees in Österreich ein Museumsdorf, das von einem Handwerker gegründet und aufgebaut wurde. Er trat in Kontakt mit anderen Handwerkern seines Dorfes und übernahm nach deren Pensionierung ihre Werkstätten samt Zubehör. Beim Rundgang durch das Museumsdorf fallen gleich einige Handwerksstätten auf, die Erinnerungen wachrufen und auf die Vielfalt an Arbeitsmöglichkeiten in einem einstigen Bauerndorf hinweisen. So sind in der Werkstätte des Malermeisters Pinsel, Farben und



Eine Vielfalt an Objekten im Frauenmuseum in Meran | Foto: Frauenmuseum Meran

Schablonen ausgestellt; der Salon des Herrenfriseurs gewährt Einblicke in die Schönheitspflege für den Mann; die Metzgerei und der Krämerladen sind so gestaltet, dass man Lust auf einen Einkauf bekommen könnte. Die Übernahme von neuen Bereichen könnte eine Anregung sein, um noch mehr Farbe und Vielfalt in kleine Museen zu bringen.

Südtirol ist bei Weitem nicht eintönig, denn es gibt mehrere Spezialmuseen wie z. B. das Mineralienmuseum in Teis, das Schreibmaschinenmuseum in Partschins oder das Museum Zeitreise Mensch in Kurtatsch. Einige Museen, wie das Vintschger Museum oder das Museum de Gherdëina fallen immer wieder durch interessante Ausstellungen und Projekte auf. Das Museum für Alltagskultur in Neumarkt zeigt eine Vielzahl an Objekten aus dem Alltag, das Frauenmuseum in Meran sammelt Wissen und Objekte aus dem Lebensalltag von Frauen. Das Dorfmuseum von Gufidaun brachte zum 40-jährigen Jubiläum 2012 in Zusammenarbeit mit dem Ravensburger Verlag ein Museums-Memory heraus.

Ausstellungspräsentation

Oft mussten sich Heimat- und Dorfmuseen die Kritik gefallen lassen, die Vergangenheit zu verklären. Doch sie sind längst keine Orte mehr, in denen ohne museale Kenntnis Objekte präsentiert werden. Die Museenabteilung des Landes bemüht sich um Angebote in der Fortbildung und steht den Museen beratend zur Seite, damit die vorgegebenen Standards erfüllt werden können. Die Stärke der kleinen Museen ist ihr Beitrag zur regionalen Identität. Durch persönliche Kontakte gelingt es den Museumsmacherinnen und Museumsmachern, die örtliche Bevölkerung einzubinden und für Geschichte und Kultur des Heimatortes zu interessieren. Kleine Museen tragen auch dazu bei, dass Bevölkerungsgruppen, denen Museen eine fremde Welt sind, die Scheu verlieren und Interesse daran finden. Wer sich in das Museum im eigenen Wohnort wagt, wird mit der Zeit auch andere Museen sehen wollen! So entstehen Kontakte und ein Austausch. Und die örtlichen Museen werden einbezogen in das gesellschaftliche und kulturelle Leben im Dorf.

Sigrid Prader
Barbara Stocker

Der lustige Tiroler und das lebfrische Dirndl – Mythen und Klischees

Was ist der Tiroler? Ein kerniger Bergsteiger, ein stets jodelnder Animateur oder vielleicht doch ein vagabundierender Händler mit Vogelkäfig auf der Schulter und mietbaren Ferienwohnungen in seiner Heimat ...
Das Bild des „Tirolers“ ist von Klischees geprägt – und dies seit Jahrhunderten.
Armut und Kreativität zeichneten seinen frühen Werdegang aus. Der naive Bauer und/oder der stets fidele Lebemann haben ihren Eingang in der Unterhaltungsindustrie – in Romanen, Filmen und Liedern – gefunden. Der „Tiroler“ an sich ist ein Kunstprodukt. Das Nebeneinander von Exotik und naiver Naturorientierung prägen bis heute das Image des „Tirolers“.

Was ist die Tirolerin? Eine mannstolle Sennerin oder eine verhärmte Bergbäuerin? Das Bild der lebfrischen Dirne/Magd auf der Alm prägt bis heute das Bild der Tirolerin. In den Medien erscheint sie – ebenso wie ihr männliches Pendant – als volksnah, kommunikativ und nicht unadrett anzuschauen. Unumgänglich ist ihr Äußeres, das zumindest medial immer mit einem Dirndl/Tracht präsentiert und meist auch noch mit einem naiven Auftreten verbunden ist. Die Tirolerin hat ebenso wie ihr männliches Gegenüber mit einem Image zu kämpfen, das auf alten Genres basiert und dem Mythos der zeitlich/romantischen Betrachtung entspricht.

Es gibt zahlreiche Klischees über die Tiroler. Die „Grundlagen“ hierfür sind ein Zusammenspiel von mehreren Faktoren, die nicht zuletzt ihre historischen Hintergründe haben. Allen voran sind es:
- Wanderhandel
- Musik und Tanz als Exportgut (und letztendlich Importgut)
- Geograph. Lage inmitten der Alpen; ein Umstand, der auch zum Mythos – wildes Bergvolk beitrug

Der Wanderhandel und die saisionale Auswanderung ist in Tirol verstärkt seit dem 17. Jahrhundert zu beobachten. So gab es im Tiroler Oberland bedingt durch das Erbrecht der Realteilung (der Besitz wurde auf alle Nachkommen zu gleichen Teilen übergeben) eine besonders kleinteilige Landwirtschaft. Die kleinen landwirtschaftlichen Flächen brachten wenig Ertrag und so mußten sich viele im Ausland als saisionale Wanderarbeiter verdingen. Vielfach boten die Oberländer ihre Arbeitskraft als Handwerker an.
Im Tiroler Unterland und Teilen Osttirols entstanden besondere Formen der „Auslandsarbeit“ – der Wanderhandel.

Ansichtskarte 20. Jahrhundert | Sammlung: Martha Vetter



Der Wanderhandel ist insbesondere interessant, weil hier das Bild des „Tirolers“ wesentlich geprägt wurde. Bekannt waren die Teppichhändler aus dem Defereggen Tal/Osttirol, die Schnitzer aus Gröden und die Zillertaler mit volksmedizinischen Heilmitteln und anderen Handwerksprodukten.
Um 1796 sollen an die 400 Zillertaler „Ölträger“ in ganz Europa unterwegs gewesen sein. Der Bedarf ging im Laufe der Zeit zurück und man handelte nun mit Kleidung, v. a. Handschuhen.
Um den Verkauf zu forcieren bediente man sich einer besonderen Marketingstrategie: dem „exotischen“ Aussehen und dem Musizieren bzw. Singen.
Diese Strategie erwies sich als sehr gewinnbringend und entwickelte sich zu einem eigenen „Arbeitsmetier“: die Idee der Nationalsänger war geboren.
Bekannt ist, dass sich die Sänger (und vor ihnen schon z. T. die Wanderhändler) vor allem durch ihre Kleidung (Trachten) hervortaten.

Ansichtskarte 20. Jahrhundert | Sammlung: Martha Vetter



Tracht als Distinktionsmerkmal und Werbeträger! Es entstanden Tiroler Phantasietrachten (mit historischen Anleihen), bunt, auffällig und variantenreich.
Das musikalische Repertoire beschränkte sich zunächst auf regionale Volkslieder (v.a. sog. Schnaderhüpfel), dann „entdeckte“ man den Erfolg des Jodelns und später auch Operettenlieder, Walzer, u.a. – der Weg zum volkstümlichen Musizieren war geebnet.

Auch Frauen hatten „Anteil“ am frühen Wanderhandel, als Akteurinnen bei den Nationalsängern. Sie waren der absolute optische Aufputz. Ob sie wirklich so freizügig waren, wie im Roman von Jaques le Pensif („Das Leben einer schönen und weitgereisten Tirolerin...“ – Tirolerin wird hier als Synonym mit Prostituierter verwendet) dargestellt, bleibt dahingestellt. Trotzdem haben sich spezifische Bilder der Tirolerin in den Klischees durchgesetzt:
- die Sennerin mit den Attributen: naturnah und selbstbewußt (dieses Bild findet seine „Erweiterung“ in den Heimatfilmen der 40-, 50- und 60-er Jahr bzw. in den Softpornos a la ‚Wie lebt und liebt man auf der Alm‘ der 70-er Jahre des 20. Jahrhunderts)
- stets Trachtentragend (Tracht und folkloristisches Dirndl werden hier gleichgestellt)

Die Besucher in ganz Europa erfreuten sich dieser Auftritte. Man bewunderte die sogenannte Exotik der Sänger (Trachten, Jodeln), das Phänomen „ächter“ Naturmenschen, ihre Bodenständigkeit und (vermeintliche) Naivität.
Der Erfolg gab den Nationalsängern (bekannte Bsp.: Rainer-Sänger, „Gebrüder Leo“, „Nationalsängergesellschaft Holaus“, u.a.) Recht. Nach ihrer Rückkehr in die Heimat investierten die „reicheren“ Gruppen ihr Geld in Hotels, Gasthöfe. Und sie boten nun in ihrer Heimat Gesang/Tracht und Unterhaltung für den neu aufkommenden Tourismus an. Der Tiroler Abend mit den allseits bekannten Klischees war geboren.
Das Bild vom (stets) singend-jodelnden Tiroler ist also ein Exportgut, das sich in den berühmtberüchtigten Tiroler Abenden als Importgut manifestierte.

Der aufkommende Tourismus im 19. Jahrhundert hat das Bild des Tirolers/der Tirolerin weltweit geprägt. Reiseschriftsteller und Maler haben das urige, naturverbundene Bergvolk popularisiert. Im Zeitalter der Romantik, dem Beginn der Industriealisierung, fanden die Intellektuellen und vor allem das städtische Bürgertum ein „urwüchsiges" Kleinod inmitten der Alpen. Und prägten in ihren Bildern, Berichten und Romanen das Bild des naturverbundenen Tirolers. Die Tiroler selbst haben dieses Bild als Marketingstrategie nicht ohne Erfolg weitergeführt.

Als lustige Figur ist der Tiroler in die Literatur gekommen, man unterstreicht seine (vermeintliche) Bodenständigkeit und auch Naivität in vornehmlich sentimentalen und heroischen Heimatromanen. Beispielhaft seien hier erwähnt: „Die schöne Susi: Humoreske aus den Tiroler Bergen" von Rudolf Greinz (Leipzig, 3. Aufl. 1985), „Wenn die Lawinen donnern und Anderes: Zwanzig Geschichten aus Tirol" von Josef Blattl (Regensburg 1931) oder „Der Einschichtensepp: Roman aus den Tiroler Bergen" von Otto Günther (Knittelfeld o.J.). Natürlich geben viele dieser Heimatromane ein sehr klischeebehaftetes Bild wieder. Sie sind aber weder Spiegelbild der Realität noch lassen sich pauschal alle Tirol-Romane auf derartige literarische Ergüsse reduzieren. Und trotzdem haben sie vielfach bis Mitte des 20. Jahrhunderts den Nerv der Zeit bzw. des Publikums getroffen – mit gängigen/bekannten Bildern, Herz/Schmerz und einer gewissen ungestümen Exotik.

Diese Bilder finden ihre Fortsetzung im Medium Heimat-Film. Vor allem von den 40-er bis in die 60/70er-Jahre des 20. Jahrhunderts dominieren Spielfilme, die sich der althergebrachten Klischees bedienen. Als regelrechter Naturbursche erweist sich etwa der Hauptdarsteller in dem Film „Im Schatten des Berges" aus dem Jahr 1940. Selbst die Liebe kann den reschen Bergsteiger nicht an einem halsbrecherischen Wagnis hindern. Beliebt ist auch das Thema rund um das Wildern – egal ob es sich um das Motiv Jäger gegen wahren oder Jäger gegen vermeintlichen Wilderer handelt. Festgemacht etwa an den Filmen „Der Wildschütz von Tirol" aus dem Jahr 1949 oder „Wetterleuchten um Maria" aus dem Jahr 1957 (letztgenannter übrigens unter der Regie von Luis Trenker). Dass Tirol untrennbar mit dem sportlichen Schifahren verbunden ist, beweisen u.a. Filme aus den 50-er und 60-er Jahren des 20. Jahrhunderts, in denen neben perfekten Landschaftsaufnahmen sich der Protagonist nicht nur sportlich sondern auch charmant erweist. Treffliches und populäres Beispiel hierfür die Filmromanze „Der schwarze Blitz" mit Toni Sailer aus dem Jahr 1958. Neben dramatischen Begebenheiten (zumeist in das Naturgeschehen eingebunden) dominieren in diesen goldenen Jahren des Heimatfilms die Komödien, zumeist gespickt mit viel Musik und der Liebe als Hauptmotiv. Bezeichnende Beispiele hierfür sind etwa die Filme: „Ja, ja die Liebe in Tirol" (1955), „Die Zwillinge vom Zillertal" (1957), „So liebt und küsst man in Tirol" (1961), „Liebesgrüße aus Tirol" (1964), „Da lacht Tirol/Ruf der Berge" (1967), oder „Verliebte Ferien in Tirol" (1971). Nur am Rande, aber weil das Tirol-Klischee so perfekt bedienend, seien hier auch die Erotik-Spielfilme der 70-er Jahre des 20. Jahrhunderts erwähnt. Die sexuelle Revolution hat eben auch in Tirol ihre Spuren hinterlassen – und bedient sich der „gewachsenen"/überlieferten Rollenbilder. So etwa in den Filmen „Love-Hotel in Tirol" (1978), „Zwei Kumpel in Tirol" (1978) oder „Drei Schwedinnen in Tirol" (1978).

Salz- und Pfefferstreuer, Souvenirs, Altstadt Innsbruck | Fotos: Claudia Leichter



Natürlich gibt es neben diesen klischeebehafteten Heimatfilmen auch moderne Varianten, die dem (Tiroler) Alltagsleben ohne Herz/Schmerz-Dramatik und ohne Überzeichnung bzw. Reduzierung begegnen. Ihre Qualität ist unbestritten, auch wenn die Zuseherzahlen dies nicht immer bestätigen. Ihre Bedeutung für das Tirol-Bild nach innen und aussen wäre eine eigene Studie wert.

Fakt ist aber, dass die alten Klischeebilder noch lange nicht ausgedient haben, dass man nach wie vor auf gewisse Rollenzuschreibungen und Motive gerne zurückgreift. Die „heile Welt in den Bergen", die Natur und die „natürlichen" Bewohner widersetzen sich allem Unbill – insbesondere wenn es sich um menschliche Intrigen oder um den sogenannten Ausverkauf der Heimat handelt. Treffend festgemacht an den Hansi Hinterseer-Filmfestspielen unter dem Motto „Da wo die Berge sind" (1. „Teil" aus dem Jahr 1999) ... Ende noch nicht vorhersehbar, weil die Zuseherquoten den Erfolg bestätigen.

Petra Streng

Schneekugel, Souvenir, Altstadt Innsbruck



Trachtenpuppen, Souvenirs, Altstadt Innsbruck





Reigentanz, Fresken um 1400, Schloss Runkelstein, Bozen | Foto: Augustin Ochsenreiter

Darf ich bitten? Vom Reigentanz zum Knotentanz

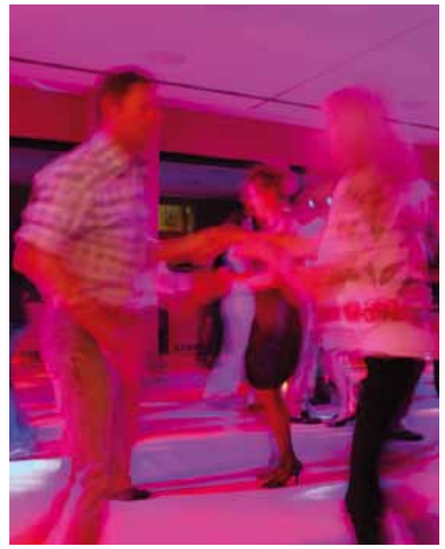
Einige Aspekte zur Geschichte des Tanzes in Südtirol

Ein fester Bestandteil der Südtiroler Volkskultur ist der Volkstanz. Aber kann man die Volkskultur heute auf diesen Tanzbereich eingrenzen? Wer sonst hat Anteil am Südtiroler Tanzgeschehen? Wer bildet die heimische Tanzszene und wohin gehen die Leute tanzen?
Ob Volkstanz, Gesellschaftstanz, rituelle Tänze, Bühnentanz, Schautanz, Tanzsport oder Tanztherapie, heute gibt es in Südtirol unzählige Möglichkeiten, sich dem Tanzen hinzugeben. Wollen Sie die klassischen Standardtänze erlernen, offen tanzen zu modernen und lateinamerikanischen Rhythmen, sich für die Ballsaison oder die Disco fit machen oder tanzen wie die Backstreet-Boys, Michael Jackson und Britney Spears? Gerade im Herbst locken die Tanzschulen mit vielfältigen Angeboten für alle Altersstufen und Titeln wie Welttanzprogramm, Discofox, Latino Pur, Dance4Fans, Breakdance, Thai-Bo usw. In Tanzzentren, Tanzsportclubs, Vereinen, überall können Tanzbegeisterte ihren Körper in Bewegung setzen, um Gesellschaft zu finden, sich körperlich fit zu halten oder sich einfach an der Bewegung zur Musik zu erfreuen. Sie haben keinen Tanzpartner oder keine Tanzpartnerin? Kein Problem: Internet macht eine Suche über kostenlose Tanzpartner-Portale, wie z. B. *www.tanzpartner.info*, jederzeit möglich. Immer mehr wird man sich auch der gesundheitsfördernden Wirkung bewusst: Mit sanfter Fitness wirkt Tanz gegen Stress und Rheuma, sorgt für ein starkes Herz, bietet Gehirnjogging und hebt die Stimmung. Auch als Therapieform kommt Tanz immer öfter zum Einsatz.

Aus historischer Sicht weist Südtirol, vom Volkstanz einmal abgesehen, keine eigenständige Entwicklung im Tanzbereich auf. Vielmehr wurden hierzulande – wie andernorts auch – meist international gängige Formen und Moden von außen übernommen. Bemerkenswerterweise bezeugt das auch eine der frühesten Darstellungen höfischen Tanzes im deutschsprachigen Raum, die im späten Mittelalter (um 1400) auf der Burg Runkelstein entstanden ist. Tanz und Spiel gehörten zum adeligen Hofzeremoniell, waren Teil höfischer Repräsentation und Unterhaltung. So zeigen die Fresken elegant gekleidete, adelige Damen und Herren beim Reigentanz.[1]

> Finde die Zeit zum Tanzen, es ist die wahre Freude des Lebens
> *(Zitat aus einer alten irischen Weisheit)*

Auch heute kommen die neuen Impulse von außen: z. B. wurde diesen Sommer der Knotentanz – in jungen Akademikerkreisen entstanden und in Südtirol noch relativ unbekannt – im Rahmen des Kunstprojekts von Hannes Egger zur Kunstausstellung „Panorama 4“ auf der Franzensfeste vorgeführt. Dieser Tanz ohne festen Grundschritt und mit unbegrenztem Figurenpotential erfreut sich im europäischen Ausland großer Beliebtheit, da er eine schnelle und unkomplizierte Kontaktaufnahme ermöglicht.
Seit dem Mittelalter wurden in Südtirol auch die Tänze verschiedener Handwerkszweige gepflogen. In Verbindung mit der Weinkultur in Bozen erlangte der Tanz der Fassbinder herausragende Bedeutung. Er entwickelte sich vom schlichten Handwerkstanz zum schauspielartig gestalteten Schaubrauch und wurde sogar vor gekrönten Häuptern aufgeführt[2], wie ein Gemälde von Joseph Anton Cusetti dem Jüngeren 1790 im Bozner Stadtmuseum belegt. Die Tradition dieses Tanzes hat sich bis 1822 gehalten[3] und wird auch noch am Beginn des 20. Jahrhunderts in den historisierenden Wandmalereien neben dem „Weißen Rössl“ in der Bindergasse bildlich aufgegriffen.



Knotentanz, französisch Le Roc | Foto: Tanzzentrum Pustertal



Knotentanz, Projekt von Hannes Egger bei der Kunstausstellung „Panorama 4“, anlässlich der Langen Nacht der Museen 2012, Festung Franzensfeste | Foto: Alexandra Pan



Joseph Anton Cusetti (II), Bindertanz zu Ehren der Kaiserin Maria Luise von Österreich am 6. Mai 1790 | Foto: Stadtmuseum Bozen, Christian Prantl



Bindertanz, Fresko um 1910, Bindergasse Nr. 4
Foto: Alexandra Pan

Beinahe in Vergessenheit geraten, wurden verschiedene historische Tänze durch Rekonstruktionen nach dem Zweiten Weltkrieg wieder belebt. Der Bozner Tänzer Karl Spetzger hatte sie im Rahmen seiner klassischen Tanzausbildung in Wien gelernt. Er brachte Musik und Schrittmaterial für Reifen-, Bandl-, Schwert- und Fackeltanz mit und studierte sie mit einer Gruppe junger Männer ein. Nach 126-jähriger Unterbrechung wurde der Reifentanz der Binder 1948 anlässlich der Bozner Messe auf dem Waltherplatz mit Erfolg wieder aufgeführt.[4] Als Ausdruck „deutscher" Kultur bargen diese Tänze allerdings politischen Zündstoff.

In den Bombenjahren war gerade die Aufführung des Bindertanzes Anlass zu Reibereien zwischen den deutschsprachigen Einwohnern und den italienischen Behörden. Auslöser für die Anschläge von 1956 war die Nachricht, dass für den traditionellen Bindertanz anlässlich der Bozner Messe italienische Soldaten rekrutiert würden. Wegen der Androhung von Störaktionen durch Faschisten wurde 1956 schließlich der Trachtenumzug behördlich abgesagt, als Ersatz spielte eine Musikkapelle vom Comer See.[5] Dieses Misstrauen gegenüber der vor allem von der deutschsprachigen Bevölkerung gepflegten Tanztradition ging sogar so weit, dass die Carabinieri 1962-63 den abendlichen Unterricht in der Tanzschule Spetzger persönlich überwachten.

Fernab der Politik studierte die Volksschullehrerin Margerethe Niederwieser-Wörndle gemeinsam mit Karl Spetzger in den späten 1960er Jahren den Binder- und den Bandltanz zur Veranschaulichung des Geschichtsunterrichts mit einigen Bozner Schulklassen ein. Sie wurden auch mehrmals in der Goethe-Schule aufgeführt. Später flossen diese Tänze samt ihren Kostümen in das Repertoire der ArGe Volkstanz ein, die sie selten, nur zu besonderen Anlässen darbietet. Zuletzt 1987 am Waltherplatz anlässlich des 65. Jubiläums der Bozner Weinkost.

Als eine der ureigensten Ausdrucksformen des Menschen gehört der Tanz auch zu den darstellenden Kunstgattungen, worin Südtirol eine weniger weitreichende Tradition aufweisen kann. Der Bühnentanz beschränkte sich vor







1948, Aufführung des Bindertanzes auf dem Waltherplatz in Bozen anlässlich der Eröffnung der Bozner Messe | Foto: vermutl. Excelsior, Quelle: Renate Spetzger

1970, Bindertanz, Schulaufführung in der Goethe-Schule, Bozen | Foto: privat



dem Zweiten Weltkrieg vorwiegend auf Operetten-Aufführungen im Bozner und Meraner Stadttheater. Nachdem das Bozner Stadttheater im Zweiten Weltkrieg weitgehend zerstört und nicht mehr aufgebaut wurde, gab es vor Ort weder die passenden Bühnen noch eine fest engagierte Tanzkompanie. Entsprechend stiefmütterlich wurde auch der künstlerische Tanz in der Nachkriegszeit behandelt. Man hatte ganz andere Probleme zu bewältigen und das klassische Ballett, vor allem beim italienischsprachigen Bevölkerungsteil beliebt, war eine Randerscheinung und wurde nur von der bürgerlichen Oberschicht gepflegt. Nach dem Zweiten Weltkrieg verschlug es die russische Ballerina Nina Balabanova Pelizzari nach Südtirol und der klassische Tänzer Karl Spetzger kehrte hierher zurück. Zusammen legten sie den Grundstein für den künstlerischen Tanz in Südtirol. In der anfangs gemeinsam geführten Tanzschule gaben die erfahrenen Bühnentänzer Ballettunterricht und Tanzkurse. Einige ihrer Schülerinnen und Schüler wie z. B. Gabriel Torggler, Renate Spetzger, Katia Pelizzari, Marisa Lanzingher-Tanesini, Monika Mayr, Ulli Naumann, Veronika Riz, Federica Cattani, Patrizia Binco, Simonetta Cola, Maria Claudia Miori und Angela Alverà bildeten sich weiter und mit der Zeit entstanden auch andere Tanzschulen vor allem in den Städten Bozen und Meran, mit der Berliner Tänzerin Renate Kokot später auch in Eppan und Neumarkt.

Da es für Ballett in Südtirol keine weiterführende Ausbildung bzw. keine Berufsaussichten gab, beschränkte sich der Unterricht vorwiegend auf Kinder und Jugendliche, speziell auf Mädchen. Wer den Beruf der Tänzerin oder des Tänzers ergreifen wollte, musste an die staatliche Tanzakademie (Accademia nazionale di danza) nach Rom, an eine der großen italienischen Theaterbühnen wie die Mailänder Scala, das Teatro La Fenice in Venedig, das San Carlo in Neapel oder an die bekannten Bühnen und Ausbildungsstätten des benachbarten Auslands. Bis in die 1980er Jahre schlugen daher nur wenige Talentierte diesen Berufsweg ein und auch später haben nur Einzelne eine internationale Tanzkarriere geschafft, darunter Alessandra Pasquali, Renato Zanella, Chiara Tanesini, Ivan Cavallari, Valentina Divina, Paola Frigotto, Barbara Ante und Martin Zanotti für klassischen Tanz, Beatrix Reiterer oder Dietmar Seidner für Musical.

Eine große Entwicklung und Öffnung für das Tanzfach brachte die Veranstaltung „Ballettsommer Bozen". 1980 wurde das Thema Tanz bei dem von der Stadtgemeinde Bozen veranstalteten Festival „Bozner Sommer" aufgegriffen und bereits seit 1985 in Form des „Ballettsommers Bozen/Bolzano Danza" als eigenes Festival veranstaltet. Mit Beteiligung des Landes Südtirol wurde es bald als Vorzeigeprojekt sprachübergreifender Kulturarbeit von den Kulturabteilungen der drei Sprachgruppen gemeinsam organisiert. Diese in Europa weithin bekannte Großveranstaltung, bestehend aus einem Kurs- und einem Bühnenteil, löste ab Mitte der 1980er Jahre eine große Entwicklung im heimischen Tanzgeschehen aus und sorgte für Nachwuchs bei den Tänzerinnen und Tanzlehrerinnen – es handelte sich fast ausschließlich um Frauen – sowie für eine Erweiterung der Angebotspalette.



Ballettsommer Bozen 1990, Ballett-Profi-Kurs bei Anne Woolliams | Foto: Siegfried Prölss

Anfänglich noch ausgerichtet auf klassisches Ballett, Jazztanz und Folkloretänze nach dem Lehrplan der englischen Royal Academy of Dance, wurde das Kursprogramm bald erweitert und mit vielen anderen Tanzstilen angereichert. Interessant auch, dass in den frühen Jahren die Teilnehmenden vor allem aus Deutschland, Österreich, der Schweiz und verschiedenen italienischen Regionen kamen, um in Bozen zu urlauben und zugleich ein intensives Training zu absolvieren. Der Anteil der Südtirolerinnen und Südtiroler nahm im Laufe der Jahre stetig zu und bildet seit Mitte der 1990er Jahre die Mehrheit der Kursteilnehmenden. Dies zeigt, wie sehr sich der Tanz in Südtirol in den vergangenen 27 Jahren entwickelt und verbreitet hat. Mit 90 Kursen, 30 Dozenten, 12 Musikern und einem in „Tanzsommer Bozen" geänderten Namen spiegelt diese Veranstaltung inzwischen die ganze Bandbreite des heutigen Tanzes wider.

Parallel dazu hat sich in Südtirol ein sehr tanzbegeistertes Publikum herangebildet. Auch dafür war Bozen international bekannt. Wurden anfänglich v.a. in Bozen erstmals abendfüllende Klassiker gezeigt, kamen schrittweise auch modernere Stücke dazu. Bald waren die Bühnen im Herzogspark und im Waltherhaus zu klein, und die Veranstalter mussten auf die größere Stadthalle ausweichen. Wegen des Publikumserfolgs



Tanzsommer Bozen 2012, Tools: Improvisation-Composition bei Britta Pudelko, Workshop im Museion
Foto: Edith Wolf Perez



Lafnetscha, 2013, Spielfilm, Regie von Veronika Riz
Foto: Isabelle Riz

führte das Südtiroler Kulturinstitut im eigenen Theaterprogramm einen Tanzabend pro Saison ein. Allerdings war die Auswahl an Stücken und Kompanien aufgrund der eher kleinen Bühne begrenzt. Mit dem Ausweichen auf die größere Bühne der Stadthalle wurde auch das Festivalprogramm erweitert, u.a. mit zeitgenössischem Tanz, bis es schließlich in den späten 1990er Jahren eine ausschließliche Ausrichtung auf Neuproduktionen des Zeitgenössischen und somit auf ein spezielles Publikum erfuhr. Der Neubau des Stadttheaters Bozen mit großer Bühne und Zuschauerraum sowie moderner Bühnentechnik leitete eine für die Tanzaufführungen neue Entwicklung ein. Neben dem sommerlichen Tanzfestival, das hier seine Heimstätte fand, wurde im Jahresprogramm auch eine Tanzsaison mit fünf bis sechs Tanzaufführungen aufgenommen, die sich großen Zuspruchs erfreut und dem Stadttheater verschiedene italienweite und internationale Auszeichnungen bescherte – im Herbst 2012 z. B. den Preis der besten Entwicklung im territorialen Raum (Territory Improvement Award) bei den Festival of Festival Awards.

In den Jahren entwickelte sich parallel auch die **freie Szene** mit kleinen Tanzgruppen und Vereinen, die kontinuierlich und konsequent ihre Programme und Stücke erarbeiteten und kleinere Bühnen bespielten. Allen voran wagte die Tänzerin und Choreografin Veronika Riz den Aufbruch in den zeitgenössischen Tanz und bereitete den Weg. Auch der „Ballettsommer Bozen" wies den Weg und trug maßgeblich dazu bei, das Bewusstsein für den zeitgenössischen Tanz zu stärken, der auch in die heimischen Musikfestivals wie das „Festival für zeitgenössische Musik" und „Transart" Eingang fand. Viele weitere Amateur- und Profitänzerinnen und -tänzer folgten mit Eigenproduktionen. In wechselseitiger Befruchtung profitierte die heimische Tanzwelt von den international renommierten Dozenten und Kompanien, umgekehrt verhalf der „Ballettsommer Bozen" zu einer Verbreitung des Tanzes und wesentlichen Präsenz in der Südtiroler Öffentlichkeit.[6]

Verschiedene Tanzschulen bieten heute in allen Landesteilen nahezu die ganze Bandbreite moderner Tänze an. Für eine **professionelle Tanzausbildung** müssen Südtirolerinnen und Südtiroler sich allerdings nach wie vor nach Rom, Mailand oder ins Ausland begeben. Seit den 1990er Jahren wird dies im Rahmen der Künstlerförderung vom Land Südtirol kräftig unterstützt. Immer wieder kommt auch die Idee einer am Neuen Stadttheater angesiedelten Tanzakademie und einer fest engagierten Tanzkompanie auf, wurde bisher aber aus Kostengründen nicht weiter verfolgt.

Parallel zum künstlerischen Tanz kamen in der Nachkriegszeit das Interesse und die Notwendigkeit für den **Gesellschaftstanz** auf. Gehört doch die Kenntnis der gängigen Standardtänze zur Allgemeinbildung und ist somit für ein gehobenes Bürgertum unerlässlich. Gesellschaftliche Ereignisse wie z. B. der Künstlerball oder der „Fränziball" boten dazu den Anlass. Bis heute nehmen die Schülerinnen

Alps Move 2012 | Foto: Martina Dandolo



und Schüler der Oberstufe des Franziskaner-Gymnasiums traditionell Tanzunterricht in der Tanzschule Spetzger, um sich auf den eigenen Maturaball oder ganz allgemein auf die Ballsaison vorzubereiten. Mit der Entwicklung des Bildungssystems und dem Ausbau des Schulwesens als eine der Errungenschaften der Südtiroler Autonomie hat sich das Bedürfnis auch diesbezüglich auf alle Landesteile ausgeweitet und Maturabälle gibt es mittlerweile landauf, landab.

Ganz anders wird in Südtirol die Tanzkultur von der **italienischsprachigen** Bevölkerung gelebt. Seit den 1950er Jahren hat sich in Italien vor allem die „danza romagnola" mit den Abenden des „ballo liscio" verbreitet. Darunter werden die Standardtänze Walzer, Tango, Foxtrott, Polka und Mazurka zusammengefasst. Diese Tänze werden dabei nicht etwa in einer Tanzschule erlernt, sondern bei offenen Zusammenkünften und Abenden. Sogar die Kinder tanzen mit! Die „serate del liscio" werden daher überall angeboten, vor allem in Diskotheken. In Südtirol ist der Versuch, diese Tänze im Rahmen einer Tanzschule zu unterrichten, fehlgeschlagen. In den 1990er Jahren kamen auch lateinamerikanische Tänze wie Salsa, Merengue und Bachata dazu. Kleinere Gruppen haben sich auch dem Tango und der Milonga gewidmet, andere dem Flamenco. Nach und nach wurden die verschiedensten Tänze unabhängig von den in Südtirol lebenden Sprachgruppen und Gesellschaftsschichten aufgenommen, was sich wiederum im breit gefächerten Kursprogramm des „Tanzsommers Bozen" und der heimischen Tanzschulen niederschlug.

Wohin aber geht Mann/Frau heute, wenn ihn/sie die Tanzlust überkommt? Auch hier hilft das Internet mit Veranstaltungskalendern oder Portalen wie z. B. „Sai dove si balla?" weiter. Die klassische Diskothekenszene der 1980er Jahren hat sich inzwischen verkleinert. Während die lokalen Diskotheken nach wie vor die erste Adresse für die ganz junge Generation, die unter 20-Jährigen, sind (z. B. UFO in Bruneck, Baila und Juwel in Eppan, Max in Brixen), treffen sich die 30-40-Jährigen bei Clubbings und Konzerten an den unterschiedlichsten, auch wechselnden und immer neuen Veranstaltungsorten (z. B. Club Sketch in Meran, Halle 28 in Bozen, Festung Franzensfeste). Mit der Globalisierung hat sich auch diese Szene entwickelt und DJs von überall her, zuweilen auch internationale Stars, bieten die aktuell angesagtesten Musik- und Tanztrends.

Mit dem Zuzug vieler **neuer Bürgerinnen und Bürger** aus 134 Ländern[7] in den letzten 20 Jahren fließt ein neuer Aspekt in die heimische Tanzszene ein. Bringt doch jede ethnische Gruppe wiederum ihre eigene Religion, Kultur, ihre Bräuche und Tänze mit. Tatsächlich aber wird deren Tanzkultur bisher von der Südtiroler Öffentlichkeit kaum wahrgenommen, spielt sie sich doch vorwiegend im privaten Bereich, vor allem im Rahmen von Familienfesten oder zur eigenen Unterhaltung ab. Auch wird sie je nach Kultur unterschiedlich gelebt. Es gibt z. B. Frauen aus dem arabischen Raum, die sich zum Bauchtanz treffen, um unter sich zu sein, sich zu unterhalten, ihre Gesundheit und ihr Wohlbefinden zu fördern. Der Bauchtanz bietet ihnen auch die Möglichkeit zum individuellen Ausdruck. Menschen südamerikanischer Herkunft hingegen organisieren sich oft in Kulturclubs und kommen besonders am Wochenende zum „ballo latino americano" in eigenen Lokalen zusammen, von denen der „Circolo domenicano" in Bozen eines der beliebtesten ist.

Vielleicht bietet im „Melting Pot Südtirol", wie Herrmann Gummerer und Franziska Hack in ihrer Publikation über Südtirol titeln, künftig der Tanz auch die Möglichkeit zur Begegnung zwischen den Kulturen. Es wäre ein weiterer Schritt, in Südtirol das Bewusstsein für neue Entwicklungen des Tanzes zu öffnen und dessen Spektrum zu erweitern.

Alexandra Pan

Fußnoten

1 www.runkelstein.info/runkelstein_de/turniersaal.asp
2 Gerd Auer, Das Haller Fasserrössl und der Bindertanz, erstellt 21.01.2003, www.hall-in-tirol.at/presse/index.html?id=80&copypaste=1
3 ebenda
4 ebenda
5 Hans Karl Peterlini, Mit Freud' durch Südtirol, Psychoanalyse der Tiroler Freiheitskampfkultur mit Fokus auf die Südtirol-Anschläge der 1960er Jahre. In: Georg Grote, Barbara Siller, Südtirolismen. Erinnerungskulturen, Gegenwartsreflexionen, Zukunftsvisionen, Innsbruck 2011, S. 88
6 Ewald Kontschieder, in: 20 Jahre Tanz in Bozen – Bolzano Danza, Internationaler Kurs und Festival für Tanz, 1985-2004, Wien-Bozen 2004, S. 76-77
7 Herrmann Gummerer, Franziska Hack, Total alles über Südtirol, Wien-Bozen 2012, S. 14-15

Love Electro Festival 2012, Festung Franzensfeste
Foto: Franz Magazine





Die Wilden und der Panz'näff (Telfer Schleicherlaufen) | Foto: Peter Mössmer

Närrische Volkskultur – Fasnacht in Nord- und Südtirol

Alljährlich scheint die Welt Kopf zu stehen. Zigtausende Zuschauer, Männer, Frauen, Kinder, Menschen jeden Alters, säumen die Straßen, wenn die Scheller und Roller in den Tiroler Oberländer Fasnachtshochburgen Imst, Nassereith, Tarrenz, Wald, Wenns oder Roppen, die Schleicher in Telfs, die Muller in den MARTHA-Dörfern, die Wudelen und Zigeuner in Tramin, die Blochzieher von Fiss, Fließ, Laatsch, die Pflugzieher von Stilfs und andere „Fasnachtsnarren" ausrücken. Neben den traditionellen alten Fasnachten sind in den vergangenen rund 15 Jahren neue entstanden bzw. wurden da und dort alte Traditionen entdeckt, aufgegriffen und ausgestaltet, mit enorm viel Aufwand, großem Fleiß, bewundernswertem Geschick und beträchtlichen organisatorischen Mühen. Man denke nur an die Inzinger Fasnacht (seit 2000), die Fasnacht in St. Leonhard im Pitztal (nunmehr regelmäßig seit 2001), den „Perkeo"-Umzug in Salurn (seit 2010) oder die wiederbelebte Fasnacht in Mieming (seit 2011).

Bis jetzt war nur die Rede von den großen traditionellen Umzügen. Daneben bestehen auch die Umzüge jüngeren Gepräges, wie etwa jene in Zell am Ziller, Zirl, Haiming, Perjen, Gossensass, Terlan, Leifers, um nur einige zu nennen, die in unterschiedlichen Abständen organisiert werden und deren Traditionen nicht so alt und deren Regeln der Ausführung nicht so streng sind. Und abgesehen von all diesen großen Umzügen gibt es auch die kleinen Fasnachten, die jährlich stattfinden. Man denke an den einzigartigen Brauch des Mullens, der nicht nur in den MARTHA-Dörfern, sondern an insgesamt 19 Orten zwischen Oberperfuss und Schwaz stattfindet und an weiteren sechs Orten im Raum Innsbruck eigentümliche Symbiosen mit dem Brauch des „Huttler gian" bzw. „Schiane gian" eingegangen ist. Da ziehen verkleidete Gruppen, bestehend aus Masken wie Hexe, Zottler, Zaggeler, Weißer, Tuxer, Spiegeltuxer, Bär und Treiber usw. oder, wie im südöstlichen Mittelgebirge, Schiane, Herrelen, Pyjatzl, an bestimmten Tagen von Haus zu Haus, zu den Bauern, in die Gasthäuser, und trestern und platteln, dabei sich in Verrenkungen und

wilden Sprüngen übend, zum Spiel der Ziehharmonika. Zu den umherziehenden, mit Speis und Trank üppig bewirteten Fasnachtsgruppen gehören auch die Schellenschlager des Unterinntals und Wipptals, die meist von einer Hexe oder einem Bajatzl angeführt werden und zu den grotesken Sprüngen zugleich ihre Schellen zum Klingen bringen, wobei das Spektrum ihrer „Instrumente" von kleinen, in der Hand gehaltenen Schellen bis zu schweren, riesigen Doppelschellen reicht. Dieses Umherziehen in die (Gast-)Häuser ereignet sich auch im Rahmen der großen, nur im mehrjährigen Abstand stattfindenden Fasnachten, etwa in Telfs, wenn die Bärengruppe den Esel „einfiart", wenn die Schleicher ihre Proben vor den Gasthäusern abhalten, wenn die Tarrenzer Scheller und Roller bei Dunkelheit in der Strad vor den Häusern schellen oder in Nassereith die Fasnachtsausrufer den Ort durchwandern. Hierbei kommt es zu einer von persönlicher Nähe geprägten Kommunikation zwischen den Fasnachtlern und ihrem Publikum.

Und nicht zu vergessen sind die großen „Mullerschaug'n", „Matschgererschaug'n" und Bälle im Land, wo man neben verschiedenen Mullergruppen auch Fasnachtsgruppen wie die „Zirler Türggeler" mit ihrem geilen „Guggerler" (Gockel) oder die knorrigen „Münsterer Ratschenmanda" und zwischendurch die „Ellbögner Schellenschlager", die „Baumkirchner Hexen", „Höttinger Hexen" und – als besondere Attraktion, weil sich dahinter Frauen verbergen – die „Sellrainer Hexen" und „Höttinger Berghexen" erleben kann. Und nicht unerwähnt dürfen die „Bandengeher" beispielsweise in Axams und Götzens bleibend, oder die „Maschgerer" in Heiterwang, die an bestimmten Tagen in fantasievollen, beliebigen Kostümierungen in den Gasthäusern auftreten und ein zahlreiches Publikum mit ihren Darbietungen unterhalten. Beim Bandengehen dürfen, im Gegensatz zu den traditionellen Fasnachtsbräuchen, auch die Frauen mitmachen. Auch die Axamer Wampeler ziehen umher, allerdings bei Tageslicht und von Platz zu Platz und nach strikten Regeln kämpfend. Hier geht es buchstäblich um die „weiße Weste", die sich die mit Stroh und Heu ausgestopften alpinen Gladiatoren bewahren müssen.

Der Guggerler der Zirler Türggeler „besteigt" eine Zuschauerin | Foto: Peter Mössmer



„Wer Tanz und Maskerade liebt, sich selbst ein schlechtes Zeugnis gibt. Durch sein Getue und Geschrei zeigt er, dass er noch heidnisch sei", mussten laut Erzählungen von Romed Giner (1922-2011) in den 1930er-Jahren die Schüler in Thaur fünfzig Mal schreiben, wenn sie beim Mullen erwischt worden waren. Nicht nur der Lehrer, sondern vor allem der Pfarrer sei ein „militanter Fasnachtsgegner" gewesen, erzählte Giner. Die Kirche hatte mit der Fasnacht in Tirol ab und an ihre Probleme. Dass die Fasnacht „heidnisch" sei, ein Vorurteil, dem der Fasnachtsforscher Dietz-Rüdiger Moser in seinen Publikationen sehr widersprach, war vielleicht nur ein Vorwand, gegen Zügellosigkeit und (sexuelle) Freizügigkeit unter dem Schutz der Maske und der allgemeinen Feierlaune vorzugehen, und ein Mittel, schlechtes Gewissen hervorzurufen. Und da der Katholizismus im Lande fest verankert ist, funktionierte dies auch stets, zumindest in früheren Zeiten. So entsagten die Bewohner von Mutters im Jahr 1728 für immer und ewig der Fasnacht, weil durch das Feuer in einem Stadl, in dem man Larven und Kostüme aufbewahrt hatte, eine Brandkatastrophe ausgelöst worden war. Desgleichen schworen 1759 auch die Bewohner von Karrösten bei Imst der Fasnacht ab, um Seuchen abzuwenden, und 1764 spendeten fromme Einwohner von Oetz ein zehnstündiges Gebet mit Andachten, Litaneien und Messen zur „aufhöbung der Sowohl der Seel alß auch Leib högst schädlich und dem allmechtigen Gott sehr mißfallenden Faßnachts Lustparkheiten nemlich Danzen, Springen, Spihlen und Masquerada Lauffen". Das selbst auferlegte Fasnachtsverbot währte in Tarrenz immerhin von 1797 bis 1964. Groß ist die Zahl der kirchlichen und behördlichen Fasnachtsverbote im 17. und 18. Jahr-



Zusslrennen in Prad am Stilfserjoch | Foto: Gianni Bodini

hundert. Allerdings ist auch der Fall eines übereifrigen Pfarrers und eines Franziskanerpaters in Telfs belegt, die versetzt bzw. eingebremst wurden, weil sie 1830 versucht hatten, die Fasnacht in Telfs zu stoppen. Tatsache ist aber, dass an vielen Tiroler Orten eine Fasnacht ohne entsprechende Arrangements mit den lokalen Kirchenobrigkeiten nicht denkbar gewesen wäre, und noch heute ist die Tradition voller Zeugnisse bzw. Relikte dieser einst so notwendigen Kompromisse. In Stilfs beispielsweise beginnt das „Pfluagziachn" mit dem Angelusbeten („Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft"), in Absam beginnt die Fasnachtszeit noch heute erst nach dem 17. Jänner, dem Tag des Gedenkens der Erscheinung der Muttergottes im Jahr 1797, in Völs bei Innsbruck erst am 3. Februar, am St. Blasius-Tag, an dem das Völser Patrozinium sfest stattfindet, und in Thaur am 16. Jänner, nämlich am Tag nach dem Fest des Dorfpatrons St. Romedius. Da Thaur auch ein „Krippendorf" ist, darf in jenen Häusern, in denen Krippen stehen, heute noch nicht gemullt werden. Andererseits sind aus Thaur zierliche, auf Karton gemalte und heute am Tiroler Volkskunstmuseum aufbewahrte „Fasnachtskrippenfiguren" aus den 1830er-Jahren erhalten, die bezeugen, dass man durchaus auch beide Sphären, jene der Religion und jene des närrischen Treibens, zueinander in Beziehung zu setzen vermochte. In den Oberländer Fasnachtsorten ist es durchgehend üblich, dass der Fasnachtsumzug mit dem Betläuten um 18 Uhr endet. Nach dem Betläuten eine Maske zu tragen bringe Unglück, wurde den Fasnachtlern über viele Generationen hinweg eingebläut.

Überhaupt ist die Fasnacht nicht nur in Tirol, sondern in allen katholischen Ländern der Erde, sofern Fasnacht gefeiert wird, hinsichtlich ihres Termins an den kirchlichen Jahreslauf gebunden. Als terminlich bewegliches Fest findet die Fasnacht stets zwischen Dreikönig und dem Aschermittwoch statt. Die Länge der Fastenzeit richtet sich nach dem Termin des Osterfestes, das verbindlich auf den ersten Sonntag nach Frühjahrsvollmond fällt. So gibt es, wie beispielsweise 2008, sehr kurze, schon im Jänner endende und dann wieder sehr lange Fasnachten, die bis in den März hineinreichen. Sie enden in vielen Tiroler Orten mit skurrilen, parodistischen Fasnachtsbegräbnissen am Faschingsdienstag. Lediglich in Laatsch bei Mals und in Fließ setzte es sich durch, dass man das Fasnachtsbegräbnis am Aschermittwoch und somit am ersten Tag der Fastenzeit durchführt. An etlichen anderen Orten trat die Geistlichkeit mit Erfolg gegen das Fasnachtstreiben am Aschermittwoch auf.



Musikanten beim Perkeo-Umzug in Salurn | Foto: Thomas Nußbaumer

Die vergangenen Konflikte mit der Kirche wirken heutzutage anachronistisch und bestehen auch nicht mehr. Im Lauf des 20. Jahrhunderts war die Fasnacht in Tirol und Südtirol zum schützenswerten „Kulturgut" aufgestiegen, zu einem „immateriellen Kulturerbe", das in Österreich auf einer sich zunehmend erweiternden Liste festgehalten wird; die Fasnachten von Fiss, Imst, Telfs, Nassereith und der MARTHA-Dörfer stehen bereits auf der UNESCO-Liste des immateriellen Kulturerbes in Österreich. An diesen Orten – und nicht bloß dort – hat die Fasnacht absolut nichts mit oberflächlicher „Narrheit" zu tun, sondern ist eine höchst ernsthafte Angelegenheit, ein wichtiger Bereich der Brauchtums- und Traditionspflege. Die aufwändige und kostspielige Gestaltung der Kostüme und Larven etwa der Scheller und Roller oder der Mullermasken ist strengen Regeln unterworfen, und auch die Fasnachtler selbst müssen die Grenzen ihrer Rollen und ihre Funktionen anerkennen. Die Vorstellung, dass in Imst, Wald oder Nassereith besoffene Fasnachtler wie wild umherspringen, ist grundfalsch, denn in Wahrheit erfordert die Leitung und Ausführung eines Fasnachtszuges, der vom Zusammenspiel mehrerer Maskengruppen lebt, höchste Konzentration und Nüchternheit und in der Vorbereitungsphase intensive Probenarbeit. „Närrisches" Verhalten findet nur sehr kontrolliert im Rahmen eines definierten Rollenspiels und Regelwerks statt, und selbst bei den „wilden" Fasnachten im Oberland am Montag nach dem Umzug, die eine Art „verkehrte Fasnachtswelt" darstellen, wird keinesfalls jegliche Selbstkontrolle außer Kraft gesetzt.

Nichtdestotrotz ist es gerechtfertigt, die Fasnacht als Zeit des närrischen Verhaltens zu bezeichnen. Im Sinne des Freiburger Fasnachtsforschers Werner Mezger kann man die Fasnacht durchaus als ein Fest deuten, in dem die seit dem Mittelalter tradierte Idee des „Narren" bzw. des „Närrisch-Seins" fortlebt. Mezger stützt sich auf zahlreiche Bildbelege und literarische Quellen seit dem Mittelalter, in denen die Gestalt des Narren Konturen erhält. Närrisches Benehmen, überlieferte Narrenattribute (z. B. die Schelle) und Narrheit als Verhaltens- und Denkmodell prägen auf vielfache Weise Fasnachtshandlungen und Maskenausstattungen. Der Kulturraum Tirol steht nach Mezgers Meinung in einem Bereich des Überganges zwischen dem nördlichen „Narren" und dem südlichen „Bajazzo" der Commedia dell'arte. Bajatzln, Pyjatzln, Bujazeln und wie sie alle heißen und geschrieben werden, gehören zu den Masken zahlreicher Tiroler Fasnachten – man denke an

die Bajazzi von Fiss, Fließ, Lans und mancher Fasnachten im Raum Innsbruck, oder an die mitunter von Bajatzln angeführten Patscher Schellenschlagerinnen (nur Frauen!).
Aber auch sonst gibt es in der Fasnacht viel närrisches Verhalten, dessen Sinnhaftigkeit sich heute teilweise nicht mehr erschließt. Man denke an die fasnächtlichen Hochzeitsparodien, wenn beispielsweise in Tramin eine Puppe namens Egetmannhansl heriratet oder in Umhausen eine „Büebmhochzeit“ (mit echtem, innigem Kuss des männlichen Brautpaares) abgehalten wird. Man denke an das Ziehen von Baumstämmen, Eggen und Pflügen, oder an Männergruppen in Prad am Stilfserjoch, die als „Zussln“ in weißen Gewändern mit bunten Krepppapierblumen am Kostüm und umgehängten Viehschellen durch den Ort laufen. Beispiele für organisiertes Narrentum, dem durchaus auch Vorstellungen von der Bedeutung des Jahreswechsels und der Natur zugrunde liegen können, ließen sich hier noch viele anführen. Die Fasnacht besitzt viele Komponenten und unterschiedliche Funktionen. Sich auszutoben und gehen zu lassen ist nur ein Aspekt. Wichtig ist in der Fasnacht auch das Verarbeiten von gesellschaftlichen Konflikten – man denke nur an die zum Teil politisch-satirischen Inhalte der Labara-Gesänge der Fasnachten im Tiroler Oberland oder der Wagenaufführungen des Telfer Schleicherlaufens –, wichtig sind ferner die Pflege der Dorfgemeinschaft, die Kulturpflege und die Auseinandersetzung mit dem Jahreslauf und der Natur. So betrachtet werden durch das fasnächtliche Auf-den-Kopf-Stellen der Welt ihre Ordnungen auf eine bemerkenswerte Weise ins Bewusstsein gerückt – und letztendlich gefestigt.

Thomas Nußbaumer

“Schalleprobiere“ in Nassereith | Foto: Alfred Rafetzeder





Bestand „Landesverkehrsamt Bozen“, 1960/70er Jahre | Foto: Sandro Saltuari

Jodelt!

Als ich vor drei Jahren dazu ermuntert worden bin, an einer Jodelwanderung teilzunehmen, war ich vorerst einmal ratlos: Mir lagen die schrillen Kehlkopf-Verrenkungen der Jodelprinzessinen schwer im Ohr und vor mein inneres Auge schoben sich Bilder von jodelnden Japanern beim Musikantenstadel ...
Nichts davon stimmte: Der wahre Jodler entspringt einem inneren Erleben, einer ganz eigenen Freude und Sorglosigkeit oder wie ihn der steirische Historiker, Ethnograf und Schriftsteller Johann Vinzenz Sonntag im 19. Jahrhundert beschrieb, ist er „unübersetzbar und unaussprechbar und nur im Herzen des Alpensohnes zu finden“. Dass heute zunehmend auch Frauen das Jodeln für sich entdecken, sollte an dieser Stelle eigens erwähnt werden.
Ja, es ist kaum zu glauben: Jodeln ist in und hat den Staub des konservativ und volkstumspolitisch Angehauchten abgeschüttelt. Jodeln soll, darf und kann jede und jeder: Alternativ-Bewegte gemeinsam mit dem Vorstand der örtlichen Musikkapelle, junge Mädchen mit ergrauten Herren – mit oder ohne Jangger – je nach Vorliebe.

Auf den gelungenen Jodelauftakt folgten Freude, ja Begeisterung. Stimmen wurden erlernt, Stimmungen erkundet – und tatsächlich: Jede und jeder kann jodeln lernen!

Denn Jodeln ist mehr eine technische Frage und nicht eine der stimmlichen Veranlagung. Es braucht nur etwas Zeit und Übung, um dem charakteristischen schnellen Wechsel von Brust- und Kopfstimme (Falsett) auf die Schliche zu kommen.

Was nun ist Jodeln genau?
Jodeln ist ein zwei- oder dreistimmiges Singen, das bevorzugt solistisch ausgeführt wird. Es ist also nicht unbedingt für den Chorgesang geeignet. Dieses Singen bedarf keiner Worte – dafür findet es Silben. Der Jodler wird meist hoch angesetzt, um das Wechseln der Register zwischen Brust- und Falsettstimme so richtig zur Geltung zu bringen. Während im klassischen Gesang die beiden Register nach Möglichkeit gemischt werden, sollen sie im Jodeln möglichst getrennt werden. Dafür eignen sich besonders gut die Jodelsilben: z. B. *dri, ri, di, i, dju, hu, ü* für das Falsett (hohe Töne), sowie *au, ra, jo, hul* und *dje* für

die Brusttstimme (tiefe Töne). Das bedingt die mitunter großen Tonsprünge und den beachtlichen Tonumfang einiger dreistimmiger Jodler von bis zu eineinhalb Oktaven. Und noch dazu: Jodeln ist „unisex“: Es gibt keine Frauen- und Männerstimmen. Die Tonhöhe zwischen den Geschlechtern ist dieselbe, idealerweise singen Männer die hohe Stimme (Überschlag) und Frauen die Tenorlinie (Dritte Stimme), sodass sich die Klangfarben anpassen und der dreistimmige Jodler wie aus einem Guss erklingt.

Jodeln ist Volksmusik im besten Sinne: kaum eine Minute lang, eine einfache, einprägsame und übersichtliche Melodiefolge, Dreiklänge, Wiederholungen, keine Noten. Wie von selbst fallen geübteren Jodlerinnen und Jodler zweite und dritte Stimmen zur Hauptstimme ein.

Tonart und Tonhöhe sind – weil ohne Noten – frei: Die Ansingerin oder der Ansinger bestimmt Tonart und Dynamik des Jodelns, die Mitsängerinnen und Mitsänger passen sich der Ausdrucksweise und dem Tempo der Ansingerin oder des Ansingers an und stützen den Gesang. Je nach Freude an Harmonie und Dreiklängen kann der Jodler um einen Halb- oder Ganzton gesteigert werden.

Woher kommt der Ausdruck „jodeln“?

Das Wort „jodeln“ scheint lautmalerisch zu sein und wohl verwandt mit *johlen* oder *jaulen*. In der Schweiz sind die Bezeichnungen *Jodel* oder auch *Juz* bzw. *Jüzli* verbreitet, in Bayern *Arie*, in Vorarlberg *Johler*, in Oberösterreich *Ålmer*, in der Steiermark *Lula*, *Lulatzer* oder *Wulatzer*, in Wien *Dudler*. In den Bezeichnungen schwingt der textlose Charakter des Jodelns mit. Vielleicht liegt darin auch das Geheimnis des gegenwärtigen „Jodel-Revivals“: kein aufwendiges Texte-Lernen und kein Identifikationsproblem mit einem vielleicht nicht mehr zeitgemäßen Inhalt. Dazu sehr kurz und ab zwei Einzelsängerinnen und Einzelsängern aufführbar!

Vom wortlosen Ausströmen einer Freude, die so groß ist, dass sie alle Worte zerbricht

Textlose Gesänge erscheinen uns bereits im Jahre 397 in einem Märtyrerbericht aus dem



Bestand „Landesverkehrsamt Bozen“, 1960/70er Jahre | Foto: Sandro Saltuari

Trentino, in dem von erschreckenden und fürchterlichen Gesängen der Hirten die Rede ist „strepentes et horridi jubili pastorales“. Der Kirchenlehrer Augustinus von Hippo (354-430) berichtete von „Liedern ohne Worte“, hervorgerufen von weltlichen Freuden, in denen er Parallelen zu den geistlichen Jubilationen „jubilii“ erkannte. Das Motiv der Freude liegt allen beiden – weltlichen und geistlichen – Jubelgesängen zugrunde. Augustinus von Hippo spricht den schönen Satz vom „wortlosen Ausströmen einer Freude, die so groß ist, dass sie alle Worte zerbricht“.

Der Juchzer

Am Beginn unseres Lebens steht der Schrei. Diese Urform des Singens ist die Keimzelle des Jodelns. Alles begann mit einem Almschrei, Juchzer, Juchschrei oder Juuzer. 1841 wurde der Juchschrei charakterisiert als „Freudenruf, welcher im Falset mit den höchsten Tönen beginnt und in gleichmäßigen Intervallen, so lange der Athem des Rufenden währt, herabsteigt. Den Juchaza rufen sich die Einzelnen bei dem Besuche der Alpen zu und erhalten denselben als Gegenruf zurück. Es drückt in demselben auch wirklich eine ganz eigene Freude und Sorglosigkeit aus“.

Der imposanten Bergszenerie mit ihren Kesseln, Karen und Schründen setzen der Hirte und der Jäger mit ihrer Stimme etwas entgegen: einen Juchschrei. Das spiegelnde Echo der Felswände verstärkt den Effekt: Unsicherheit wird durch eine laute Stimme „verblasen“.

Wo wird überall gejodelt?

Im Alpenraum sind besonders die Obersteiermark (Ennstal), Oberösterreich (Salzkammergut), Niederösterreich (Schneeberg), Tirol (Zillertal), Vorarlberg (Bregenzer Wald) typische Jodellandschaften. In Spanien heißen Jodler *Alalá*, in Lappland *Joik*, in Schweden *Kulnig* oder *Kölnig*. Auch in Polen, Rumänien, bei den Pygmäen *(Mokombi)*, bei den Inuit, in Palästina, China, Thailand und beim Country-Gesang in den USA wird gejodelt. In der Innerschweiz – genauer im Muotathal im Kanton Schwyz – hat sich eine besonders archaische Form des Jodelns erhalten, der sogenannte *Naturjuuz*. Ihm liegt das Alphorn, ein Naturblasinstrument, zugrunde. Im Muotathal wird konsequent „zwischen“ den Noten gesungen, werden Töne hervorgebracht, die in unseren Ohren schräg klingen. Der *Naturjuuz* basiert nämlich auf der Naturtonreihe und nicht auf der seit Johann Sebastian Bach verbreiteten temperierten Stimmung.

Welche Typen von Jodlern gibt es?

Keine andere volksmusikalische Gattung kann mit einer so großen Formenvielfalt wie der Jodler aufwarten:

Es gibt die sogenannten *Miteinånd*, wobei die Stimmen parallel geführt werden: die hohe Stimme meist eine Terz oberhalb der Hauptstimme, die tiefe Stimme oft eine Terz darunter.

Beim *Gegeneinånd* werden die Stimmen in Gegenbewegung geführt: Singt die Hauptstimme hoch, so singt die Begleitstimme tief.

Beim *Füreinånd* oder *Durcheinånd* singen alle Stimmen frei und polyfon.

Beim *Nacheinånd* handelt es sich um einen Jodlerkanon, die einzelnen Stimmen setzen versetzt ein.

Formenreich sind aber auch die Stimmungen des Jodlers: Es gibt kräftige „Anschreier“, ruhig-sanft tönende Jodler, freudig-schnell verspielte, aber auch besinnliche wie z. B. der bekannte Sterzinger Adventjodler, der gerne zur Christmette gesungen wird.

In der Steiermark bemüht sich besonders die Leitung des Steirischen Volksliedwerks um das Jodeln, Herbert Krienzer und Monika Primas sprechen vom Jodeln als einer spirituellen Gesangsform der Alpen. Jodler fallen mal sanft und geschmeidig aus – wie grüne Almböden im Sonnenschein, ein andermal klingen sie wild und ungestüm – wie die Felswände und Firnfelder oder ein sommerlicher Graupelschauer im Hochgebirge.

Was ist das Besondere am Jodeln?

Ein Jodler klingt in der Regel nicht nach Studio-Aufnahme und schon gar nicht nach den glatten Performances aus „Deutschland sucht den Superstar“. Schon gar nicht wird das Jodeln von einem in Kaufhäusern allgegenwärtigen Hintergrund-Beat angetrieben. Jodeln entsteht ganz ohne wohlige Klangteppiche und schöpft aus der Stille.

Jodeln ist freies Singen ohne Rhythmus-Korsett. Da passiert es zumal, dass schräge Töne auftreten, was aber weiter nichts macht – einfach nochmal probieren. Vielleicht einen Ton höher, vielleicht einen tiefer, einmal die Stimmen wechseln: Irgendwann klingt es! Mut zur eigenen Stimme und zur eigenen Individualität sind beim Jodeln gefragt!

Im empfehlenswerten Büchlein „123 Jodler und Juchzer“ schreiben Herbert Krienzer, Monika Primas und Eva-Maria-Hois im Vorwort: „Jodeln ist ein Vollbad in purem Klang, ein Durchströmtwerden von der Kraft und Magie der reinen Vokale, viel zu schön um es Spezialisten zu überlassen.“

Denn Singen und Jodeln ist Seelennahrung. Darum jodelt!

Johannes Ortner

Zum Ausprobieren

Jodeltreff Meran, Italienisches Kulturzentrum Mairania 857, Cavourstraße, vis-à-vis Hotel Palace. Immer dienstags von 20 Uhr 30 bis 22 Uhr. Kleiner Unkostenbeitrag von 5 Euro am Ersten des Monats an den Jodellehrer.

Der Ort trägt Lederhose

Der touristische Erfolg Tirols hat seine Auswirkungen auf die Baukultur

Hört man den Begriff Tiroler Baukultur, folgt meist eine harsche Kritik am sogenannten Alpenbarock – an der Hypertrophierung von Althergebrachtem. So mancher Ort konnte vom Erfolg des Tourismus profitieren – und zahlte dafür einen hohen Preis. Nicht nur einzelne Häuser, sondern ganze Dörfer haben ihr gewachsenes, ursprüngliches Aussehen verloren.

Qualitätsvolle Freizeitarchitektur ist für Tourismustreibende in zweifacher Hinsicht von Bedeutung: Erstens benötigt der Unternehmer Gebäude, die sich für den Zweck des Freizeitgenießens eignen und zweitens ist das Landschaftsbild, das in Tirol wesentlich von Freizeitarchitektur geprägt wird, die Grundlage touristischen Wirtschaftens. Somit gilt: die landschafts- und ortsgestaltende Kraft der Tourismuswirtschaft sollte so eingesetzt und fallweise gelenkt werden, dass Attraktivität und Charme der Orte und der Landschaft nicht dadurch beeinträchtigt werden.

Der Tourismus ist eindeutig die Branche in Tirol, die am umfassendsten durch Neu-, An- und Umbauten zur Veränderung des Landes beigetragen hat. So scheint es unerlässlich, eine Grundlinie zu finden, von der aus es sinnvoll ist, über touristisches Bauen in den Alpen zu reflektieren. Fragt man in der Tirol Werbung nach, hört man, dass sich die Tourismuswirtschaft der Wichtigkeit guter, zeitgemäßer Architektur mehr und mehr bewusst wird. Fährt man durchs Land findet man diese Einschätzung nicht immer bestätigt. Vielmehr scheinen aufgeblähte Bauten im sogenannten Lederhosenstil nach wie vor die bevorzugte Variante zu sein. So stellt sich die Frage: Weshalb greifen so viele Bauherren, gerade im Tourismus aber bei Weitem nicht nur dort, auf die sattsam bekannten Bausteine der Gemütlichkeit zurück und scheinen sich einer Umorientierung beharrlich zu widersetzen?

Ein Szenario als These: Der einzelne Hotelier ist vielfach überfordert, wenn er vor der Entscheidung steht, wie sein neues Hotel ausschauen soll. So er könnte, würde er sich wohl gerne davor drücken. Denn

Tirol ■ Der Ort trägt Lederhose | Ulla Fürlinger

er ist sich unschlüssig. Er kann weder für sich und schon gar nicht für die vielen anderen Menschen, die sich in seinem Haus freizeitgenießend, urlaubend oder arbeitend aufhalten, definieren, was für ein Gebäude für die Bedürfnisse der Beteiligten das Ideal darstellen würde. Aus Unsicherheit aber natürlich sehr wohl aus Gründen der Existenzsicherung geht der hier skizzierte „Tiroler Grund- und Basishotelier" den Weg, der ihm am wenigsten Risiko zu bergen scheint. Denn zeitgemäße Architektur könnte für den Unternehmer sehr wohl ein Wagnis darstellen. Immerhin ist der Gast derjenige, der dem Hotelier mitteilt, ob er sich richtig oder falsch entschieden hat. Denn der Gast kommt einfach nicht wieder, so das Hotel nicht den Erwartungen entspricht.

Der hier imaginierte Hotelier sieht, wie alljährlich sommers wie winters zahlreiche Menschen nach Tirol kommen. Sie reisen an um sich zu erholen, zu entspannen, zu wandern, wellnessen oder Ski zu fahren. Während sie wandern und Ski fahren, passiert aber etwas, das für die Beurteilung der Frage, ob der Urlaub gelungen ist oder nicht, von eminenter Wichtigkeit ist. Der Gast verbringt seinen kostbaren Urlaub in den Bergen, um sich hier sein Bild von den Bergen und vom Leben im Gebirge zu bestätigen resp. die gelernten Klischees zu überprüfen. Er will seine Vorstellung vom Urlaub im Gebirge in die Wirklichkeit übersetzt finden. Gelingt ihm das, ist er zufrieden. Scheitert er dabei, so kommt er einfach nicht wieder.

Die Berge sind majestätisch, die Tiroler freundlich, Köche zaubern die viel zitierten „Schmankerl", die Häuser sind furchtbar gemütlich und die Stuben rustikal und aus Zirbenholz. Obendrein stehen die Hotels auch in lauschigen Weilern mitten in der Wiese, am Waldesrand oder über dem Ort am Hang. Wenn der Gast im Winter kommt, möge der Skilift möglichst direkt vor der Türe halten. So gemütlich und schön stellt sich der Gast – etwas verkürzt – seinen Urlaub in Tirol vor.

Was die Beschreibungen „gemütlich" oder „schön" im Detail bedeuten, ist bekanntlich für jeden etwas anderes. Das weiß natürlich auch der Hotelier. Er kann sich nicht so recht auf den Gast verlassen, denn was dem einen gemütlich erscheint, ist dem anderen überdekoriert und dem dritten zu karg. Also geht der Hotelier beim Bau seines neuen Hauses auf Nummer sicher. Früher, so mag er denken, fanden die Gäste unsere Häuser heimelig. Was liegt also näher, als das neue im Prinzip so zu bauen, wie das alte? Natürlich muss es größer sein und mit zeitgemäßen Baustoffen errichtet. Abgesehen von diesen Annäherungen an die heutige Zeit will sich der Hotelier auf keine Experimente einlassen.

Man darf sich vorstellen, dass den Bauherrn beinahe nostalgische Gefühle befallen, wenn er daran denkt, wie mollig es in der alten Gaststube gewesen ist. Er freut sich auf die neue Gaststube im neuen Stil. Sobald sein neues Haus fertig ist,

Hotels in Fügen im Zillertal | Foto: Franco Coccagna





Beispiel für eine moderne, zeitgemäße Ergänzung eines Altbaues – Pension Wechselberger in Lanersbach im Zillertal | Foto: Florian Warum

ist er aber der einzige, der die alte Gaststube vor dem Auge hat, nur größer und prächtiger. Andere nehmen an derselben Stelle vielleicht einen kühlen, falsch proportionierten und industriell dekorierten Gasthaussaal wahr. Wenn es nun vorkommt, dass dem Hotelier berufene – und noch mehr unberufene – Architekturkritiker sagen, sein Haus sei stillos, ohne Proportion, dann ist er beleidigt. Er hat sich doch alles genau überlegt, deshalb können diese Kritiker eigentlich nur Querulanten sein, denen man ohnehin nichts recht machen kann. Überdies haben ihm seit Fertigstellung des Hauses zahlreiche Gäste versichert, wie wunderbar gelungen das neue Gebäude sei.
Das Ende der eher verzwickten Geschichte ist, dass der Unternehmer, den es natürlich in realiter so lupenrein nicht gibt, sich vornimmt, in seinem ganzen Leben nicht mehr zuzuhören, wenn in seiner Gegenwart über Architektur gesprochen wird. Er denkt sich, was in Ischgl auf der Fassade des Gasthofs Goldener Adler zu lesen ist: „Es wird kein Ding so schön gemacht / Es kommt ein Spötter, der´s verlacht / Wärst du früher gekommen / Hätt ich Rat von Dir genommen / Drum gehe hin und schweige still / Es baut ein jeder wie er will."

Der boomende Tourismus macht erforderlich, dass die Freizeitarchitektur den Scharen, die zu uns kommen, gefällt – oder sie wenigsten nicht stört. Daraus könnte man schließen, dass eigentlich alles so bleiben kann, wie es ist. Schließlich berichtet die Tourismuswirtschaft glücklicherweise immer wieder von Zuwächsen. Doch zu denken, dass alles so bleiben könne, wie es ist, wäre nicht ehrlich und schon gar nicht zukunftsorientiert. Denn vielen ist der Lederhosenstil nicht ganz geheuer. Die Weiterentwicklung wird vermisst.

Die Tourismuswirtschaft wird von wechselnden Moden und dem schwankenden Zeitgeist in besonderem Ausmaß in Versuchung geführt: Die Branche hat mit der Zeit zu gehen und sich dennoch dem allzu Schnelllebigen verweigern. In der Balance zwischen Anpassung und Verweigerung liegt das Erfolgsgeheimnis. Ein paar Beispiele dieser Art existieren durchaus z. B. die Pension Wechselberger in Lanersbach. Dennoch, wer sich Hoffnungen macht, dass ein schneller Wandel eintritt und die Lederhose abtritt, der wird wohl enttäuscht werden. Nur weil heutzutage Buchungen per Internet getätigt werden, kommt am Ende doch ein Mensch in ein real existierendes Gebäude. Wobei der Gast nichts gegen Qualität einzuwenden hat. Er muss sie nur als solche erkennen. Es ist also notwendig, den Gastgebern jene Bau-Qualität näherzubringen, die in der Folge auch die Gäste überzeugt.

Ulla Fürlinger



Laufstall im Ahrntal | Foto: Nicoló Degiorgis

Bauen am Land

Im 20. Jahrhundert berauschte sich die Menschheit an Visionen von Technik und Fortschritt.
Dieses Lebensgefühl fand seine Entsprechung in der Architektur der Moderne und im Besonderen in ihrer dominanten Strömung, dem Internationalen Stil. Die Architektur war demnach funktionell, rationell und modular, losgelöst von regionalen Bindungen und örtlichen Gegebenheiten. Gerade die Unterdrückung der Moderne durch den Nationalsozialismus führt zu ihrem Siegeszug nach dem Zweiten Weltkrieg. Das Hochhaus mit Curtain Wall wurde zur Ikone der modernen Stadt. Die ländlichen Regionen verkamen zum Hinterland der Städte, die Landwirtschaft verlor an Bedeutung und die Bevölkerung zog fort.
Trotz der allgemeinen Tendenz zu Verstädterung und Stadtkultur gab es vor allem ab den 1970er Jahren wieder einzelne Architekten, die sich von lokaler Bautradition und Landschaft inspirieren ließen. Einer der Bedeutendsten war der in Cortina d'Ampezzo wirkende Edoardo Gellner, den Friedrich Achleitner als den „großen Bauforscher der Moderne" bezeichnet. Gellners Architektur wurzelt in der Bautradition, die er in Form unzähliger Beispiele ländlicher Architektur in den venezianischen Dolomiten sammelt und dokumentiert. Sein Hauptwerk, die Feriensiedlung Borca di Cadore, ist eine gelungene Synthese von vernakulärer Architektur und Moderne, eine Weiterentwicklung der Tradition mit zeitgemäßen Mitteln und Formen.

Heute stehen viele der Globalisierung mit Skepsis gegenüber. Wir glauben schon lange nicht mehr an ein grenzenloses Wachstum ohne Konsequenzen. Was wirklich Fortschritt ist, muss sich langfristig beweisen. Dem entspricht in der Architektur ein neu erwachtes Interesse am regionalen Bauen. Für den Bündner Architekten Gion Caminada ist die Peripherie ein wichtiger Impulsgeber; um sie zu stärken, fordert er eine Besinnung auf regionale Eigenheiten und Qualitäten: „In einem überschaubaren Raum kann der Mensch einen Willen entwickeln und Verantwortung übernehmen. Wenn ich mich einlasse auf einen Ort, dann schaffe ich eine eigene



Raiffeisenkasse Kastelruth | Foto: Lukas Schaller

Identität. Diesen psychischen Raum baulich zu verstärken und prägnant zu machen, ist mein Anliegen."
Caminada hat dies in seinem Heimatdorf Vrin in der Surselva getan. Das Weiterbauen und Verdichten erfolgt nach strengen Regeln, die das Ganze im Auge haben und für alle gelten. Ein Spaziergang durch Vrin macht deutlich, dass es hier nicht um einzelne, oft publizierte Bauten geht, sondern um die Beziehung zwischen den Gebäuden: Der Ort als gewachsene Gemeinschaft von Häusern soll nicht durch willkürlich gesetzte Eingriffe gestört werden.

An der Südtiroler Architekturlandschaft irritiert vor allem das massenhaft Gebaute und Verbaute der letzten Jahrzehnte. Großkotzig, dumm und anspruchslos, so kann man es auf den Nenner bringen. Die Spekulation mit der Kubatur verschandelt Landschaft und Orte.
Projekte wie jenes für die Raiffeisenkasse Kastelruth sind dagegen Balsam für die Seele: Der Neubau liegt am Rand des dicht bebauten historischen Ortskerns. Daher suchten die Architekten Paul Senoner und Lukas Tammerle den Bezug zu den alten Ansitzen im Zentrum mit ihren gediegenen Proportionen, Materialien und Farben. Waren etwa im historischen Kastelruth die Hauseingänge mit Sandstein gerahmt, so wurde dem Ortbetonsockel des Neubaus Hochofenzement beigemischt um einen ähnlich weichen Farbton zu erzeugen. Unregelmäßig in die Fassade gesetzte Lärchenfenster betonen das massive Mauerwerk. Das neue Bankgebäude steht so ruhig und selbstverständlich an seinem Platz, als wäre es dort schon immer gestanden.

Auch in Villnöß ist ein Bau entstanden, der regionale Architektur auf seine Weise rezipiert. Das Projekt für Naturparkhaus und Grundschule der Münchner Architekten Stefan Burger und Birgit Rudacs ist aus einem europaweiten Wettbewerb hervorgegangen. Im Tal hat der Entwurf für einige Aufregung gesorgt, denn die beiden gegeneinander verdrehten Kuben mit Flachdach wirkten für viele Bewohner auf den ersten Blick wie Fremdkörper in der Landschaft. In mehreren Diskussionen mit der Bevölkerung konnten die Vorbehalte entschärft werden, doch viele erkannten erst im Zuge der Bauarbeiten die Qualitäten des Projektes: Die Baukörper nehmen die Falllinie der Hügelkante auf und folgen der Biegung des Baches. Sie sind gekonnt und natürlich ins Gelände gesetzt. Großflächige Fenster stehen in spannungsvollem Kontrast zum warmen Ocker der Fassaden und eröffnen inszenierte Ausblicke in die Natur. Naturparkhaus und Grundschule strahlen jene elementare Kraft aus, die der alpinen Bautradition eigen ist und dazu braucht es kein Satteldach.

Zum Bauen am Land gehören natürlich auch die Ställe und Stadel. Ihnen war im Jahr 2011 bei Kunst Meran eine eigene Ausstellung gewidmet: „Der nicht mehr gebrauchte Stall". Durch die Rationalisierung der Landwirtschaft sind viele Wirtschaftsgebäude hinfällig geworden. Der Laufstall ersetzt den Anbindestall, das alte Futterhaus ist für moderne Maschinen zu klein geworden. Leider werden neue Wirtschaftsgebäude meist nach rein funktionellen Kriterien errichtet, ohne auf Typologie und Standort Rücksicht zu nehmen. Der im Ahrntal gelegene Stall von Walter Steger ist ein Beispiel dafür, dass es auch anders geht: Der Bauer Steger und der Architekt Stephan Hitthaler haben den Bau in enger Zusammenarbeit konzipiert. Stall und Stadel, die sich so selbstverständlich ins Gelände fügen, dass man ihre Größe aus keiner Perspektive als störend empfindet, bestehen aus Holz aus dem eigenen Wald. Das Heu, selbstredend auch von den eigenen Wiesen, wird in einem hangseitig leicht ins Gelände versenkten Stadel gelagert. Sein First ist über 50 Meter lang. Im talseitigen Laufstall werden 80 Stück Grauvieh gehalten. Melkkühe und Jungvieh stehen unter Schutzdächern, doch faktisch im Freien. Walter Steger beschäftigt sich seit Langem mit artgerechter Tierhaltung und kann heute bestätigen, dass die Tiere auch im kalten Ahrntal problemlos im Freien überwintern.

Steger und Hitthaler haben die Voraussetzungen für einen modernen Laufstall geschaffen: ein gut überlegter Standort, eine ausgefeilte Konstruktion und die Verwendung von ortsgerechtem Baumaterial. Trotz seiner großen Proportionen kann ein moderner Laufstall auch so konzipiert werden, dass er kein störendes Element in der Landschaft ist.

Das Bankgebäude in Kastelruth, Naturparkhaus und Grundschule in Villnöß und der Stall im Ahrntal sind Beispiele für engagiertes Bauen am Land, das nicht mehr Hinterland der Städte sein will und sich auf seine Eigenheit und Identität besinnt.

Susanne Waiz

Naturparkhaus und Grundschule in Villnöß | Foto: Paul Ott



Tonspuren im Gedächtnis[1]

Über den poetischen Mehrwert der Mundartdichtung

Jeder Sprecher, jede Sprecherin verfügt über eine individuell gemixte Mehrsprachigkeit. Umgangssprache, Normsprache, Fremd- und Weltsprachen sowie der Dialekt führen eine friedliche und produktive Existenz. Der Facettenreichtum von Sprachmelodie und Redewendungen belebt naturgemäß die Nivellierungen der standardisierten Medien- und Verkehrssprache, dennoch können Wörter und Idiome verloren gehen (nicht selten gemeinsam mit der Sache, die damit bezeichnet ist) oder verlernt werden. In den Sprachwissenschaften wird länger schon über das „Sprachensterben" nachgedacht. So gesehen hat Dialektliteratur den Wert eines Speichers.

Dialektarchive wie das „Tiroler Dialektarchiv der Universität Innsbruck"[2] verzeichnen den Wortschatz der regionalen Mundarten in Süd-, Ost- und Nordtirol – Mundartdichtung erhält durch das Verwenden, durch den poetischen Gebrauch diesen Wortschatz lebendig. Auch weil mitunter in den ‚gedichteten' Zeilen Begriffe hängen bleiben, die im alltagsprachlichen Gebrauch längst ausgemustert sind. Dieses Sprachgedächtnis der so unterschiedlichen Mundarttexte macht auch ihren Reiz aus. Mundartdichtung webt bunte Klangteppiche des kleinräumigen regionalen Lebens in eine stetig sich verändernde Mehrsprachigkeit hinein.

„Mundarten (...) stehen in engem Zusammenhang mit der (...) Identität ihrer Sprecher und Nutzer. Sprache ist ein Produkt des Zusammenlebens von Menschen. Sie ist daher auch das Ergebnis ihrer gemeinsamen geistigen Aktivitäten. Mythen, Sitten, Bräuche, Normen, andere Kulturgüter und Kulturschöpfungen gehen daraus hervor," schreibt Hubert Brenn, ausgewiesener Kenner der Tiroler Mundartliteratur. Die Homepage des Tiroler Mundartkreises[3] gibt Auskunft über Aktivitäten und stellt derzeit aktive Mundart-Schreibende vor. 1968 hat Friedrich Haider, damaliger Referent für Volkskunde und Volkskultur im ORF-Landesstudio Tirol, zusammen mit Helga Leiseder-Moser den Tiroler Mundartkreis gegründet und dem Verein für Heimatschutz und Heimatpflege eingegliedert bzw. „gewissermaßen in Obhut gegeben, da die Mundart auch ein durchaus charakteristischer, wesentlicher und somit schützenswerter Bestandteil der Heimat ist"[4]. Lilo Galley ist derzeit die Obfrau des Vereins, dem es um die Pflege der Vielfalt und um gelebte Volkskultur geht und der die Präsenz der Autorinnen und Autoren durch Abhalten von regelmäßigen Mundartdichtertreffen, Lesungen, Lesewerkstätten und Veröffentlichungen fördert.

Die traditionelle Mundartdichtung mag den Reim, die Schönheit der Natur, die Herzlichkeit, den Humor. Aber sie hat sich weitgehend von sentimentaler und falsch gemünzter Heimatlichkeit verabschiedet, sie hat sich in den letzten fünfzig Jahren stetig aus dem Postulat der beschönigenden Heimatdichtung herausentwickelt. Von diesem Postulat war sie lange Zeit auch belastet. Noch in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts konnte Johannes E. Trojer – literarischer Volkskundler und Dorfchronist im Villgratental, der vor allem den falschen Schein der heilen Welt im abgeschiedenen Gebirgstal zurechtrückte[5] – gerade wegen ihrer Klischeehaftigkeit der Mundartdichtung wenig abgewinnen. In einer kritischen Suada weist er beispielsweise auf die unselige Anbiederung der volkstümelnden dialektalen Heimatdichterei während der NS-Zeit hin oder auf den nach wie vor präsenten Kitsch im Habitus dieser Literaturform: „Keine Mundartdichter(innen) lesung ohne Trachtenlook". Er zitierte mit Schmunzeln den Innervillgrater Ludwig Friedrich Bachmann als Beispiel, das er gelten ließ, weil es die Mundart als solche thematisiere: „Dialekt habn mir schon an ganz kuriousn, / oft möcht man moanen, mir warn Franzousn..."[6] Nur ganz vereinzelt hat er in seiner Zeitschrift „Thurntaler" Texte im Dialekt aufgenommen.[7]

Zeitgenössische moderne Texte im Dialekt wenden sich vielfach gerade gegen den verlogenen Schein falscher Idyllen und sentimentaler Folklore. Margit von Elzenbaum benennt das Spektrum so: „sowohl kritisch als auch traditionsbeflissen, wehmütig bis stimmungsreich, humorvoll und ironisch, aber auch feinsinnig oder gar zornig".[8]

Der rebellische Geist der 1968er-Bewegung veränderte auch in Tirol die Wahrnehmung der Welt und nicht zuletzt auch die Literatur, begannen doch Autoren wie Felix Mitterer, Norbert C. Kaser, Hans Haid, Joseph Zoderer u.a. falsche heimatliche Idyllen zu entzaubern, so manchen ‚Gigger' zu rupfen und an den Fassaden der Mächtigen zu kratzen. Was selten ohne Skandale abging, aber gerade diese hinterließen meist erneuernde und verändernde Spuren. Die kritische Mundartdichtung ist ein Kind dieser Zeit. In der gesellschaftspolitischen Aufbruchszeit der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts entstanden kritische Dialektgedichte vor allem auch, um Leser in ihrem unmittelbaren Umfeld zu erreichen. Ein frühes Beispiel dieser modernen politisierten Dialektdichtung in Südtirol ist Joseph Zoderers Band „s maul auf der erd oder dreckknuidelen kliabn", der in Burggräfler Mundart geschrieben, 1974 mit Zeichnungen von Luis Stefan Stecher erschienen ist und 2001 bei Raetia wiederaufgelegt wurde. Es war das erste Buch Zoderers, mit dem er einiges Aufsehen erregt hat: die Texte sind gesellschaftskritisch und sprechen in der Sprache der Unterdrückten damals aktuelle Probleme in Südtirol an. Die Bild- und Klangkraft des Dialekts ist unmissverständlich und Zoderer setzte sie ganz bewusst für politisches und soziales Engagement ein, was von heimatkonservativer Seite als Provokation beanstandet wurde. Von widerständiger Dialektpoesie spricht auch Hans Haid. Und von Skandalen weiß er ein Lied zu singen. Er trat schon 1969 mit seinen bis heute typischen Dialektgedichten hervor, in denen er Elemente der konkreten Poesie mit dem Klang und dem Ausdrucksrepertoire des „Ötztalerischen" verbindet. Hans Haid machte damals wie heute in seinen Texten konsequent die Linie der „Wiener Gruppe" für den Ötztaler Dialekt fruchtbar. Hans Haid, der die „Erste Internationale Arbeitstagung für Mundartliteratur" 1974 in Obergurgl ausgerichtet hat, publizierte 1973 im Band „An Speekar in dein Schneitz-Tiechlan" eine Reihe von Gedichten, die mit den Schützen zu tun haben, ein Beispiel ist „fohn vöeroon". Das Gedicht nimmt kopfloses Marschieren – hinter welchem Anführer auch immer – aufs Korn und kritisiert den ‚blinden' Marsch hinter Symbolen."[9] Wer vorangeht, verrät das Gedicht nicht, aber eine Fahne ist in Tirol immerhin erkennbares Symbol der Schützen und dass „a poor töttle" hinterher marschieren, wurde dann auch als Polemik gegen Schützen verstanden. Haid handelte sich damit harte Kritik seitens der Tiroler Schützenkompanien ein. Mit seiner kritischen Dialektdichtung war dem Autor zwar die Anerkennung in der überregionalen Literaturszene sicher, aber im Heimattal gingen die Wogen hoch: „Aufruhr gegen Ötztaler Schützenbeschimpfer"[10], „Mundartdichter Hans Haid im Kreuzfeuer der Ideologie".[11] Die Schützen haben sich im wahrsten Sinn des Wortes ‚angesprochen' gefühlt.

Mit den Texten von Joseph Zoderer und Hans Haid existierte auch in Tirol der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts eine neue Art sozialpolitischer Mundartdichtung. Bald darauf traten aber auch schon zwei Frauen mit ihren kritischen Dialektgedichten an die Öffentlichkeit: Annemarie Regensburger aus dem Tiroler Oberland und Maridl Innerhofer aus Marling in Südtirol.

„Hennen und Nochtigollen" hieß der 1976 erschienen erste Band von Maridl Innerhofer, die unlängst ihren 90. Geburtstag feierte. Beobachtungsgabe, Weisheit und Humor waren immer schon und sind auch in ihrem letzten Band „Zukunftserinnerungen" zu finden. Sie richtet einen liebevollen gleichwohl nicht weniger kritischen Blick auf die Heimat, in ihren Texten wettert sie gegen die touristische Vermarktung der Landschaft und die profitorientierte Ausbeutung der Natur.

Dass Mundart ‚Muttersprache' ist, ein Sprechen ‚wie der Schnabel gewachsen' – dass sie so im eigentlichen Sinn die ursprünglichste und persönlichkeitsgebundene Ausdrucksform ist – darauf hat Karl Mussak mit Blick auf Annemarie Regensburger hingewiesen: „Der Dialekt verschleiert hier nicht, sondern enthüllt, er verniedlicht nicht, sondern stellt in Frage oder zeigt Alternativen auf, er bringt zur Sprache."[12] Annemarie Regensburgers Gedichtbände (u.a. „All Ding a Weil"; „Stoplerer"; „Faßn nachn Lebm"; „Barfueß") enthalten viele Texte gegen ein selbstgefälliges saturiertes Dasein in der vermeintlich guten und angesehenen Gesellschaft. Es finden sich Bilder einer Frauenwelt „von unten" und „von innen", so bemerkt der Germanist Klaus Zeyringer und gliedert Annemarie Regensburger in den Kanon der österreichischen Literaturgeschichte ein. Der Volksmund wird, sagt Zeyringer, „in seiner Phrasenhörigkeit, in seiner Widersprüchlichkeit montiert und sprachgetreu ausgedrückt, (...): subjektiv, innovativ, provokant und – med ana fraundintn."[13] Mehr oder weniger darf dies wohl auch über weitere Autorinnen von kritischen Mundarttexten landauf landab gesagt werden: Gertrude Schrott (Landeck), Margit v. Elzenbaum (Bozen), Gertraud Patterer (Lienz), Rosa Erler (Schwaz), auch für Maria Koch (Obsteig). In diesem Zusammenhang darf auch einmal wieder an Luise Henzinger erinnert werden. Die 2003 verstorbene Landecker Mundart-

dichterin war bekannt für ihre unprätentiösen Mundartgedichte voll poetischer Weisheit.
2007 haben Annemarie Regensburger und Maria Koch gemeinsam eine Tirol-Sondernummer der österreichischen Dialektzeitschrift „Morgenschtean“ herausgegeben. Carolina Schutti, inzwischen selbst Autorin, war damals als redaktionelle Mitarbeiterin mit der Auswahl der Texte betraut. Es haben sie „gemäß der Leitidee „driber schaugn“ vor allem Texte interessiert, die in irgendeiner Weise über Grenzen hinausweisen. „Texte, die überraschende Wendungen nehmen, Gedichte, die über Heimat sprechen und dabei jedem Klischee ausweichen oder die sprachlichen Mittel so einsetzen, dass ‚Leerräume‘ entstehen.“[14]
„Mundarten sind ihrer Lebenswelt angemessene sprachliche Systeme, deren räumliche Reichweite begrenzt ist. Just in dieser Begrenzung aber, im knappen Vorrat ihrer Sätze und Ausdrücke, liegen ihre Weite und ihr poetischer Reiz“,[15] schreibt der aus Toblach in Südtirol stammende Schauspieler, Autor, Textdichter und Übersetzer Wolfgang Sebastian Baur. Baur hat in einem klugen Essay „Von allerlei Schnäbeln und wie sie gewachsen sind“[16] traditionelle und moderne Dialektlyrik verglichen und ein paar Merkmale herausgearbeitet. Eines davon erscheint mir besonders wichtig: Es gibt Momente der Wirklichkeit, die in Hochsprache nicht in ihrer Tiefe erreicht werden können (wie es umgekehrt auch solche gibt, für die der Dialekt nicht den richtigen Sprachhaushalt bietet). Baur legte 2003 einen Band in „Puschtra Mund Art“ vor, in dem er eigene Gedichte, aber auch solche von Walter von der Vogelweide bis H. C. Artmann im Dialekt seines Herkunftstales übersetzt hat. Baur singt und trägt diese Gedichte an vielen Orten vor, dies nämlich ist die wirkliche Veröffentlichungsform seiner Gedichte, denn: „Zum niedergeschriebenen Gedicht aber verhält sich das gesprochene wie die welke Pressblume zur Rose von Jericho, die immer wieder ergrünt, sobald sie begossen wird.“[17] Von H. C. Artmann, den Baur lange Jahre kannte, ging wohl der entscheidende Impuls aus: „übersetz das einmal in dein vernaculares pustatalisch“ schrieb ihm dieser in ein Exemplar seines legendären Bandes „med ana schwoazzn dintn“. Artmann war 1957 der erste Autor, der den Dialekt als Kunstsprache nutzte und eine neue Ära der Dialektdichtung ins Rollen brachte. Er führte damals inmitten einer literarisch dumpfen Gutbürgerlichkeit der 1950er Jahre das poetische und widerständige Potential der Dialektdichtung vor. Baurs eigene Gedichte, zuletzt auch im zweisprachigen Band „in olla forrbm liewwe. in allen farben liebe“ erschienen, handeln von Liebe, Tod, Natur, Erotik und Heimat. Seine Texte aber sagen mehr als durch ihre hochsprachlichen Übertragungen je vermittelt werden könnte. Von den „unübersetzbaren Ebenen“[18] der Mundart hat auch Margit von Elzenbaum zu Recht hingewiesen.
Toni Bernhart arbeitet in seinen Theaterstücken „Gschmugglt weart nicht mea“ und „Langes afn Zirblhouf“ (aufgeführt 2011 und 2002, beide im Vinschgau) bewusst mit dem poetischen Potential der Mundart. In einem Interview erläutert er dazu: „Schreiben im Dialekt bedeutet einerseits eine sprachlich reduzierte Ausdrucksmöglichkeit, weil sich im Dialekt bei weitem nicht alle Themen und Lebensbereiche differenziert verbalisieren lassen. Und genau dies bedingt andererseits eine große Poesie: Man ist gezwungen, das Unsagbare in dieser gedrungenen Sprache durch Metaphern zu umschreiben. Das wirkt sehr subtil. (...) Genau diese eingeschränkte Ausdrucksmöglichkeit ist für mich ein sehr reizvolles Gestaltungsmittel, wenn ich im Dialekt schreibe. Und ganz wichtig ist natürlich, dass man einen Basisdialekt sehr gut beherrscht. Ich kann nur in meinem eigenen Vinschgauer Dialekt schreiben, nicht zum Beispiel im Ötztaler oder Sillianer Dialekt – das geht nicht. (...). Dialekt kann man nicht lernen, da muss man hineingeboren sein.“[19]

Auch die in Salzburg lebende Lyrikerin Lisa Mayer verwendet in „funke zinte zepf ahschneide“ die Nassereither Mundart ihrer Kindheit und Jugend als poetische Ausdrucksform. „Manchmal können auch zwei Wörter lange Geschichten erzählen“,[20] heißt es im Vorwort von Johann Holzner, er betont damit ähnlich wie Toni Bernhart die Reduktion als eigentlichen Reiz der Gedichte. Der Germanist Karl Müller schreibt über den Gedichtband: „Es gibt keine verklärenden Erinnerungen an ein angeblich heiles Gestern, kein Sich-Berauschen an urig-vertrauten Klängen und Lauten, keinen Fetisch des Mundartlichen, keine rückwärtsgewandten Utopien, kein Ausspielen des Heute gegen das Gestern, keine mit dem Gestus einer Wissenden oder Klagenden vorgetragenen Mitleidsbotschaften oder unkritischen Naturverherrlichungen mit Hilfe des Instruments der als heil beschworenen Mundart der Ahnen, sondern anhand eines breiten Themenspektrums überraschend frische, eigenartige, nicht-abgegriffene Wortfügungen – eben Tiroler Dialektlyrik der Moderne.“[21]
Was den semantischen Mehrwert des Dialekts vor allem auch ausmacht, offenbart lautes Lesen. Das Sagen und Lesen lässt den Klangkörper des Dialekts erst richtig hervortreten. Wörter wie „inniwertsschaugn“ oder „huamelen“ oder „krautelen“ oder „Flottr“ schöpfen aus dem sprachlichen Reichtum, aus den Nuancen des Dialekts. Ist beispielsweise der „Rücken“ wirklich dasselbe wie der „Buggl“, der „Zacher“ dasselbe wie die „Träne“, ist „gach“ gleich wie „schnell“, übersetzt man „Hoangart“ mit Plauderei? Durch den Klang des Dialektworts klingt immer etwas Zusätzliches ins Gedicht herein, das so genau für die Hörer bzw. Leser manchmal gar nicht zu bestimmen ist (und vermutlich auch nicht bestimmt zu werden braucht). Wolfgang Sebastian Baur spricht von den „Tonspuren im Gedächtnis“: „Lauten und Erinnern sind eins. Die Stimme nimmt die Fährte zum entlegenen Erlebnis auf und holt es in die Gegenwart zurück.“[22]

Christine Riccabona

Fußnoten

1 Vorwort zur zweiten Auflage. In: Wolfgang Sebastian Baur: Puschtra Mund Art. Gedichte und Nachdichtungen in Pustertaler Mundart. Wien, Bozen: Folio, 2004, S. 6.

2 Siehe: www.uibk.ac.at/germanistik/tiroler_dialektarchiv.html.

3 www.heimatschutzverein.at/arbeitsgruppen_tiroler-mundart_Mundart-Autoren.php.

4 Hubert Brenn, siehe Anm. 3.

5 Johannes E. Trojer: Sätze und Absätze. Der Literat und Kulturjournalist Johannes E. Trojer. Hrsg. v. Sandra Unterweger. Innsbruck: StudienVerlag, 2011. (Werkausgabe, Band 1).

6 Ebd., S. 272.

7 Siehe Anm.

8 Margit von Elzenbaum: Vorwort. In: Wenn wieder Winter weard. Literatur in Südtiroler Mundarten. (Hg. Martin Achmüller). Innsbuck: Skarabeus 2011, S. 6.

9 Hans Haid: Gegen den Rücklauf im Folklorismus. In: Tiroler Tageszeitung, Nr. 166, 1974, S 4.

10 Blickpunkt, Nr. 14,1974, S. 4.

11 Neue Tiroler Zeitung, Nr. 174, 1974 S. 7.

12 Karl Mussak. In: Annemarie Regensburger: Stolperer. Kritische Mundartgedichte Innsbruck: Haymon, 1988.

13 Klaus Zeyringer: Österreichische Literaturgeschichte seit 1945. Innsbruck: Haymon, 2001, S. 242.

14 Carolin Schutti: zur Auswahl der literarischen Beiträge. In: Morgenschtean, 17, 2007, S. 3.

15 Anm. 1, S. 8.

16 Wolfgang Sebastian Baur: Von allerlei Schnäbeln und wie sie gewachsen sind. In: filadressa 7, 2011, S. 110-118.

17 Wolfgang Sebastian Baur: Vorwort zur zweiten Auflage. In: Puschtra Mund Art. Gedichte und Nachdichtungen in Pustertaler Mundart. Wien, Bozen: Folio, 2004, S. 6.

18 Siehe: www.hpv.bz.it/de/arge-mundart.html.

19 Vgl. das ganze Interview: www.uibk.ac.at/brenner-archiv/literatur/tirol/einblicke.html.

20 Johann Holzner: Vorwort. In: lisa mayer: funke zinte zepf ahschneide. Salzburg: Edition Eizenbergerhof, 2008, S. 7.

21 Karl Müller, in: www.uibk.ac.at/brenner-archiv/literatur/tirol/rez_08/mueller_funkez.html.

22 Anm. 1.

Die Politiker hom gmiat
Holtn ihmene Versprechn,
fir die ungrichtetn schadn
hom sie a gmiat blechn
und drfir hom sie
si aa nou gschamp –
jo, echt wohr
des hion i iazamol getraamp!
(Maridl Innerhofer, aus: Zukunftserinnerungen. Bozen: Raetia, 2011, S. 31)

Grichtet
Eigrichtet
i (d)er Walt
grichtet
wie ma's
braucht
und
über dia richtn dia sig
it alles
derrichtn
(Annemarie Regensburger, aus: barfueß, Innsbruck: Haymon, 1997, S.32)

ausa unt ausn
fi n wiilanda hons

ausa fan pauche
ausa fan kindowaggilan

ausa fa di schuiche
ausa fa do schuile

ausagiwoxxn fan giwonte
ausagiwoxxn fan lonte

olls zi klaan

ausn pan ggotto
ausn pan templ
ausn pan toare
ausn pan toule
la ausn

iwo nain zaine

et doliitn dohaame
ka glaichat et kott

amende plaip a frisch afoore
amende kimp a nimma hinto

do pui
do gschpassige
woss wasche
(Wolfgang Sebastian Baur, aus: Puschtra Mund Art. Bozen, Wien: Folio, 2003, S.11)

dös schmolz dös si von
mein breatl orkrotzn
schmierms imenen afs gred
in rahm
den sie von meiner milchkondl außerschepfn
schmierms um mein bort
die suppn de si mir versalzn aber
schitti imenen ins gfries
gsindl hoachs
(Joseph Zoderer, aus: s'maul auf der erd oder dreckknuidelen kliabn. Bozen: Raetia, 2001, S.21)

weachtar
ring sei se
bein ohkemme
n alle weachtar
ring sei se

wie rouch au

wie anisgruch
eppes hea holt
vu marge
n eppes weck nimmt
vu nacht
(Lisa Mayer, aus: funke zinte zepf ahschneide. Salzburg: Edition Eizenbergerhof, 2008, S. 115)

Nou a bißli z'friah

„Bin ´m Toad begögnat,
bin schua olt, schtuaolt.
´s hot a bißli grögnat,
d'Tropfa sei' eiskolt.

D'Segasa war gschliffa,
toad, gib dir kua Miah!
´s Vöigali hot pfiffa:
‚Nou a bißli z'friah!
(Luise Henzinger, in: Tirol - Zeitgeist, Geschichte, Visionen. Hg. Martha Heizer, Louis Oberwalder, Egon Pinzer. Thaur: Kulturverlag und Wort und Welt Verlag 1995, S. 504)

Auf d'Nocht

Vorn Kastl huckn, einischaugn, und
außischaugn in
d' Wöt.
Und dabei eischlofn.

Beim wiascht huckn, ins glasl
schaugn,
wos dafrogn,
und hoamnoggln.
(Rosi Lochmann, in: Morgenschtean, Nr. 17, 2007, S. 11)

Altes Handwerk in Tirol

Nur wenige ausgewählte Handwerkerberufe des alten Tirol wie z. B. das Metzger- und Hafnerhandwerk oder die Uhren- und Büchsenmacher[1] sind in umfassenden Monografien bearbeitet worden; bei den meisten anderen aber muss man auf eigene Faust umfangreiche und weit verstreute urkundliche Bestände durchforsten. Man wird sich zuerst die Tiroler Landesordnungen vornehmen müssen, in denen das einstige Handwerkswesen geregelt wurde, und sich dann den Tiroler Weistümern zuwenden, die eine umfangreiche Sammlung einzelner Dorfordnungen enthalten, in denen sowohl schriftliche als auch mündliche Überlieferungen, die zum Teil bis ins Hohe Mittelalter zurückreichen, festgehalten sind. In diesen Weistümern sind auch mehrere Handwerker-Ordnungen sowie eine Vielzahl an Bestimmungen zu einzelnen Berufen enthalten.

„Anfänge handwerklicher Tätigkeit lassen sich schon früh vor allem im Rahmen großer Grundherrschaften feststellen. Am Hofe des über ausgedehnten grundherrschaftlichen Besitz verfügenden Bischofs von Brixen waren schon im 10., 11. und 12. Jahrhundert Handwerker tätig, die z. T. mit eigenen Handwerkslehen ausgestattet waren [...]."[2] Die allerersten Handwerker, denen wir hierzulande zumindest implizit schon im 8. Jahrhundert begegnen, sind die Müller, bzw. die Erwähnung von Mühlen, z. B. in einer Schenkungsurkunde für das Kloster Innichen aus dem Jahr 788.[3] Handwerker treten in der Folge zunächst u. a. als Zeugen in Urkunden auf, so z. B. um 1164/1173 im Zuge einer Schenkung von Weingärten an das bayerische Kloster Schäftlarn, der u. a. ein *Fridrich faber* und ein *Haimo pistor* beiwohnen – also ein Schmied und ein Bäcker.[4] Es gibt wohl kaum ein Handwerk, das in den folgenden Jahrzehnten nicht in schriftlichen Quellen auftaucht, wie etwa ein *magister Symeon barberius de Tirol*[5] – ein Bader oder Barbier, und 1374 ein *magister rotarium*[6] – ein Radmacher.[7] In den Rechnungsbüchern der Tiroler Landesfürsten werden immer wieder Entlohnungen für bestimmte Handwerker erwähnt. Wie nicht anders zu erwarten, spielte der Schuster *(calcifex)* eine herausragende Rolle, genauso, wie die Maurer *(muratores)*, Steinmetze *(lapidices)*, Schindelklieber *(scissores tegellarum)*, der Drechsler *(tornator scutellarum)*, der Fassbinder *(ligator vasorum)*, der Kürschner *(pellifex)*, der Sattler *(sellator)*, der Tuchscherer *(rasor pannorum)* u. v. a. m.[8]

In den ersten deutschsprachigen Urkunden tauchen beispielsweise 1354 ein *Hans der choerbler* sowie ein *Nickelle der smidel* auf.[9] Man kann beobachten, wie Berufsbezeichnungen allmählich zu Familiennamen mutierten. Relativ selten finden sich unter den Handwerkern Frauen mit ihren Berufen – am häufigsten sind es Müllerinnen, was wohl mit der Tatsache zusammenhängt, dass das Sieben und Sichten des Mahlgutes schon seit der Antike Frauenarbeit war. 1302 bestätigt der Pfarrer von Tirol eine Stiftung seitens einer *Peckin auz dem Stainach ze Meran*.[10] Ebenfalls Frauenhandwerk scheint das Kastrieren junger Ferkel gewesen zu sein, wie der Name *Alhaidis Sauheilerin* vor Augen führt.[11] Ob sich die Schloss Tiroler *Diemudis Suezzechrautinne* auch als Krautschneiderin betätigte, muss dahingestellt bleiben.[12] Die alten Handwerker-Ordnungen erlauben nicht nur einen Einblick in die einstige Vielfalt bäuerlichen Handwerks, sondern auch in die Festlegung des Lohnwesens. So erfährt man z. B. im Dorfbuch von Latsch 1607, dass Tischler für Nachtschichten besser entlohnt wurden, und in derselben Ordnung wird den *Sagmeistern* verboten, Bretter *(gemeine fleck oder bodenfleck)* als Teil ihres Lohnes zurückzubehalten.[13] In Sarnthein wird 1658 den *Schisslträxlern* aufs Schärfste verboten, das schönste Zirbenholz zum *schissln machen* in Dorfnähe niederzuschlagen; sie dürfen dies nur *an den weitisten und ungeleglichsten Orten im gericht*."[14]

Durch den Zuwachs der Bevölkerung und deren Verarmung nimmt ab dem 17. Jahrhundert die Anzahl fahrender, besitzloser Handwerker, zu denen vor allem die sogenannten *Laninger* und *Karrner* gehörten, dramatisch zu. Die Gemeinden versuchen daher, die Niederlassung Letzterer möglichst zu unterbinden, „[...] *damit zwischen armb und reich ain gebirende gleichhait gehalten* [...] *werde*."[15] Niemand solle Wanderhändler, *„sonderlichen die, so nit der gueten catolischen religion seind* [...]", aufnehmen.[16]

In der Folge werden einige der wichtigsten Handwerksberufe in Wort und Bild angeführt.[17]



Fotos: Archiv Brunnenburg

Der Zeugschmied

Der Schmied und der Radmacher waren einst die zwei wichtigsten Handwerker im Dorf. Pflug und Egge, Karren und Wagen waren ein Gemeinschaftswerk dieser beiden Handwerker. Es gab früher auch viele Bauern, die sich auf das Schmiedehandwerk verstanden, ohne gelernte Schmiede zu sein. In einigen Gemeinden Südtirols, so z. B. in Tarsch, gab es noch im 17. Jahrhundert den *Gemeindeschmied*, der von Jahr zu Jahr um sein Amt anhalten musste und u. a. mit *Schmiedkorn* entlohnt wurde. Er musste die Schmiedearbeiten für alle Einwohner des Dorfes verrichten und war auch verpflichtet, in seiner Schmiede einen *großen Waffenschliffstein zu haben und zu erhalten*; als Waffen bezeichnete man einst alle Werkzeuge aus Eisen und sprach in diesem Sinne vom *Waffenschmied*, später dann vom *Zeugschmied*.



Der Korbflechter

Die Korbflechterei gehört zu den ältesten Handwerksarbeiten der Menschheit; aus ihr entwickelte sich später die Töpferei. Mit Ton ausgestrichene und getrocknete Körbe bildeten die Vorstufe der Keramik. Ohne Körbe und Geflechte wäre auch bei uns ein Großteil der landwirtschaftlichen Arbeiten nicht möglich gewesen. Davon zeugen die *Mistpennen,* die *Trag-* und *Wollekörbe,* die *Schüssel-* und *Brotrehm,* die Getreidesiebe und Schwingen, die *Köstenriggl, Zegger* und *Zisten,* welche die Korbflechter mit viel Geschicklichkeit und Übung vornehmlich aus Weiden- und Haselruten herstellten. Zum Flechten von Saatkörben und Flickzisten wurden junge Lärchentriebe und Fichtenwurzeln verwendet. Als besondere Kunst galt das Eindrehen der Tragriemen an den Körben: Nur wer es verstand, eine *Widen* (Weidengerte) fachgerecht anzubringen, war – nach alter Volksmeinung – reif genug, um zu heiraten.

Der Fassbinder

Das hölzerne Fass, ohne das der Weinbau und besonders die Verarbeitung der Trauben zu Wein bis in jüngster Zeit nicht denkbar gewesen wäre, ist mit Sicherheit eine Erfindung aus den waldreichen Alpengebieten. Schon Strabon berichtete, die Gallier würden hölzerne Fässer *so groß wie die Häuser* bauen (demnach dürften die Häuser der Gallier nicht allzu groß gewesen sein). Auch Plinius bewunderte um das Jahr 77 n. Chr. die Art, in der Wein *am Fuß der Alpen in hölzernen Gefäßen aufbewahrt wird.* Als bestes einheimisches Fassholz galt hierzulande das Lärchenholz, obwohl man schon sehr früh das für Fässer beliebte Eichenholz eingeführt hat. Hier biegt der Fassbinder mit Hilfe des Feuers die Dauben, um dann dem Fass die Reifen aufziehen zu können.



Der Strickenmacher

Das Handwerk des *Strickenmachers* lässt sich aus der bäuerlichen Wirtschaft Tirols und der weiteren Alpengebiete nicht wegdenken. Land- und Forstwirtschaft sowie die vielfältigen Transportsysteme erforderten bestimmte, mitunter sehr unterschiedlich hergestellte Zugstricke, die vorzugsweise wegen ihrer Haltbar- und Belastbarkeit aus Leder gefertigt wurden. Neben *Binde-* und *Heustricken* stellte der *Strickenmacher* Jochriemen, Zügel, Zugstränge, Peitschen und Tragriemen her. Besonders wichtig waren früher die *Erdstricke,* die beim Erdtransport an steilen Äckern verwendet wurden und mitunter eine Länge von ca. 50 Metern erreichten.

Als 1312 der von Schulden geplagte Tiroler Landesfürst König Heinrich eine außerordentliche Steuer – die sogenannte *stiura magna* – ausschreiben ließ, wurden davon nebst dem *husgeschirre* und dem *phlukgeschirre* auch die *stricken* ausgenommen.[18]



Der Schuster

Der Schuster gehört wie der *Strickenmacher,* der Weber, der *Strohdachdecker* und der *Rädermacher* zu den eigentlichen Wanderhandwerkern, die jahraus jahrein von Hof zu Hof zogen. Eine Handwerkerordnung von Stein am Ritten aus dem 17. Jahrhundert sah entsprechende Geldbußen für jene *Schuechmacher* vor, die sich weigerten, *auf der Störn zu arbeiten.* Auf der Stör machte der Schuster neue Schuhe für die ganze Hausgemeinschaft oder reparierte die alten. Ein Paar Schuhe gehörte früher zum üblichen Dienstbotenlohn; allerdings wurden die Schuhe ohne Nestel und ohne Nägel übergeben. Nicht alle konnten sich einst lederne Schuhe leisten; in besonders kinderreichen Familien musste oft ein Paar Schuhe für mehrere Personen herhalten. Heute haben Trachtenschuhe wieder einen besonderen Stellenwert erreicht, und es wird ihnen bei der Beschaffung einer neuen Tracht entsprechende Aufmerksamkeit gewidmet.



Der Holzschnitzer

Es gibt wohl kaum ein Tal in Südtirol, in dem nicht wenigstens einige begabte Holzschnitzer ihr Handwerk ausüben. Wie eine tonreiche Landschaft die Anfänge der Töpferei begünstigte, so boten besonders waldreiche Gebiete die Rohstoffgrundlagen für Gerät und Geschirr der Höfe und in der Folge für die Entwicklung einer Heimindustrie für den Wanderhandel. Die Grödner Holzschnitzerei ist die weitaus berühmteste, doch auch andere Täler, wie z. B. das Schnalstal, können auf eine lange Holzschnitzer-Tradition zurückblicken. Schon Joseph Rohrer rühmt 1796 in seinem Werk „Über die Tiroler" die *kleinen Bildhauerwaaren des regen Groednervolkes*.[19] Dabei erwähnt er interessanter Weise, dass auch Frauen sich als Schnitzerinnen betätigten: *„Jetzt meißeln nicht etwa nur Männer* [...], *sondern selbst Weiber und Kinder des Thales Gröden sind die flinksten Bildhauer."*[20]

Die Grödner Holzschnitzerin Katharina Kaslatter aus Pozzo-St. Christina | Foto: Gertrud Zenzinger um 1940





Fotos: Archiv Brunnenburg





Der Strohdachdecker

Solange der Ackerbau genügend Stroh für die ausgedehnten Dachflächen liefern konnte, fand man im Burggrafenamt, am Tschögglberg, im äußeren Sarntal, am Ritten, im Eisacktal und im unteren Pustertal das hohe, steile Strohdach auf vielen Futterhäusern. Das Dachdecken erfordert Erfahrung, da in Streifen – von unten nach oben – gedeckt wird und die Strohschab gleichmäßig dicht an die Dachplatten gebunden werden müssen. Laut Sarntheiner Handwerkerordnung von 1658 standen dem *Strodecker* pro Arbeitstag *in des paurn speis* neun Kreuzer zu.[21]

Der Weber

Mues und Supp macht Weben lugg, Speck und Wein macht Weben gleim. Dieser Spruch stammt aus der Zeit, als die Weber ihr Gewerbe noch auf der Stör ausübten und von den Bauern verköstigt wurden. Leinwand- und Wollweberei waren in Tirol allgemein verbreitet; besonders geschätzt war z. B. die gediegene Weberarbeit des Schnalser und Marteller Lodens. Im Pustertal wurden schöngemusterte Decken aus Rinder-, Ziegenhaaren und Schafwolle hergestellt, die als *Defreggerdecken* berühmt wurden. Schon die alten tirolischen Weistümer beschäftigen sich des Öfteren mit dem Lohn für die Weber. So heißt es im Latscher Dorfbuch von 1607: *„Weber sollen das gemein Haustuch fünf Viertl brait machen, davon ist die Besoldung in der Bauren Speis acht Vierer, und das Stuppe* (grobes Leinentuch), *von anderthalb Ellen brait, die Besoldung ein Kreuzer."* Die Sarntheiner Handwerkerordnung aus dem Jahr 1658 fordert die Weber auf, Kämme mit altüberlieferter Breite zu verwenden: „[...] *die kemp der praite wie von alter zu gebrauchen"* und nicht die *„neuen schmallen Kempen"*.[22]

Der Rädermacher

Der Handwerkerstand der *Rädermacher* und *Wagner* kann auf eine lange und bewegte Tradition zurückblicken. *Geradert* wurde das ganze Jahr über, besonders aber auf Wanderschaft im Frühjahr und im Herbst, um Ackerbaugeräte, Fuhrwerke, Schlitten und Schleifen aufzurichten. Das Werkzeug des *Radmachers* beinhaltet neben dem üblichen Satz zur Holzbearbeitung noch zwei spezielle Geräte: die Raderbank zur Befestigung von Radstock und Rad sowie die Raderzwinge zum Zusammenziehen der Speichen beim Aufsetzen der Felgen. In einer Handwerkerordnung aus Sarnthein von 1658 wird die Besoldung der Rädermacher festgesetzt: *„Für ain Paar Wagen- und Prozenröder* (zweiradriger Karren) *von Nusspäumen, Ilmen und dergleichen gueten Holz 1 fl. 24 kr, von Lärchen und Pirchenholz für ein Paar 54 Kreuzer."* Laut dem Dorfbuch von Eirs 1775 mussten sowohl der Dorfschmied als auch der Rädermacher bei der jährlichen Dorfversammlung erscheinen, um dort, falls sie ihre Arbeit gut gemacht hatten, für ein weiteres Jahr beauftragt zu werden.[23]

Der Federkielsticker

Die Technik der Federkielstickerei soll aus Persien zu uns in die Alpen gelangt sein. Aus den Kielen der Pfauenfedern werden besonders im Sarntal Ornamente verschiedenster Art auf Leder gestickt, wobei die Federkiele gespalten und in Streifen geschnitten werden müssen. Ledergürtel, Hosenträger, die Halsbänder der Kühe, das Pferdezaumzeug und Sattelzeug, Frauentaschen, Besteckfutterale, Tabakbeutel, Peitschenstiele, Schuhe und vieles mehr werden mit Federkiel verziert. Ursprünglich wurden die nunmehr überall bekannten Tiroler Gürtel mit Zinnstiften und Messingnägeln geschmückt, an deren Stelle erst später die Federkielstickereien traten.



Die Strickerin

Die Verarbeitung von Wolle und Flachs lag seit der Antike in den Händen der Frauen, die damit den Bedarf ihrer Familien an Kleidung, Tuch u. a. m. deckten. Auch das Weben wurde erst mit der Erfindung des horizontalen Webstuhles – seine Verbreitung erfolgte in Europa im 10. Jahrhundert n. Chr. – hauptsächlich zur Männerarbeit. Das Stricken ist archäologisch in Westeuropa seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. belegt und gehört auch im Tiroler Raum sicher zu einer der sehr alten Handarbeitstechniken. Man kann daher durchaus annehmen, dass die Frauen nicht nur für den Eigengebrauch, sondern auch in Beauftragung als kleinen Zuerwerb für andere gestrickt haben – was z. B. die Sarntaler und Ultner Frauen heute noch tun.



Siegfried de Rachewiltz

Literaturnachweis

1 Erich Egg, Das Handwerk der Uhr- und Büchsenmacher in Tirol, in: Tiroler Wirtschaftsstudien, Schriftenreihe der Jubiläumsstiftung der Kammer der gewerblichen Wirtschaft für Tirol, 36. Folge, Innsbruck 1982.
2 Nikolaus Grass und Hermann Holzmann, Geschichte des Tiroler Metzgerhandwerks und der Fleischversorgung des Landes, in: Tiroler Wirtschaftsstudien, Schriftenreihe der Jubiläumsstiftung der Kammer der gewerblichen Wirtschaft für Tirol, 35. Folge, Innsbruck 1982, 21. Konrad Spindler und Harald Stadler (Hrsg.), Das alte Hafnerhandwerk im Lande Tirol, Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Innsbruck, Innsbruck 1990.
3 Siegfried de Rachewiltz, Die frühesten Erwähnungen von Mühlen in unserem Gebiet, in: Korn und Mahlsteine. Das Mahlen von Getreide in Südtirol von der Urgeschichte bis ins Mittelalter. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, Schloss Tirol 1994, 119.
4 Tiroler Urkundenbuch, herausgegeben von der historischen Kommission des Landesmuseums Ferdinandeum in Innsbruck, 1. Abteilung, Die Urkunden zur Geschichte des deutschen Etschlandes und des Vintschgaus, überarbeitet von Franz Huter, I. Band: bis zum Jahre 1200, Innsbruck 1937, 135.
5 Otto Stolz, Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden 3, 2. Band, Anastatischer Nachdruck der Buchhandlung Athesia, München und Berlin 1932, 197.
6 Wie Anm. 5, 205.
7 Wie Anm. 5, 189.
8 Otto Stolz, Der geschichtliche Inhalt der Rechnungsbücher der Tiroler Landesfürsten von 1288-1350, in: Schlern-Schriften 175, 1957, 53.
9 Wie Anm. 5, 117.
10 Wie Anm. 5, 277.
11 Josef Tarneller, Die Hofnamen im Burggrafenamt und in den angrenzenden Gemeinden, Wien 1909, 169.
12 Siegfried de Rachewiltz, Die Versorgung von Schloss Tirol, in: Eines Fürsten Traum. Meinhard II. – Das Werden Tirols. Katalog zur gleichnamigen ersten Tiroler Landesausstellung, Schloss Tirol und Stift Stams 1995, 263.
13 Die Tirolischen Weistümer, Vol. 1-5 (1875-1891), 3. Band, Vinschgau, herausgegeben von Ignaz von Zingerle und Josef Egger, Wien 1880, 244.
14 Wie Anm. 13, 274.
15 Wie Anm. 13, 319.
16 Ebda.
17 Die Fotos wurden folgender Publikation entnommen: Raiffeisen Kalender 1986, Bäuerliches Handwerk, Konzept, Bildauswahl und Texte von Dr. Siegfried de Rachewiltz, Fotos: Archiv Landwirtschaftsmuseum Brunnenburg, Dr. Franz Haller, Bozen 1986.
18 Wie Anm. 5, 248.
19 Joseph Rohrer, Über die Tiroler, Faksimiledruck der 1796 erschienenen Ausgabe, herausgegeben vom Dachverband für Heimatpflege und Heimatschutz in Tirol, Bozen 1985, 51.
20 Ebda.
21 Die Tirolischen Weistümer, Vol. 1-5 (1875-1891), 4. Band, Burggrafenamt und Etschland, herausgegeben von Ignaz von Zingerle, Innsbruck 1880, 279.
22 Wie Anm. 19, 278.
23 Wie Anm. 13, 182.



„Gräuelscene aus Tyrol", erschienen bei Friedrich Campe, Nürnberg 1809 | Foto: Tiroler Landesmuseen, Innsbruck

Bilder, die **lügen** (nicht)

Den weiblichen Rollenbildern auf der Spur

Dass Bilder im seltensten Fall die „Wahrheit" wiedergeben, sondern viel häufiger „Lügen" ist nicht abzustreiten. Wahrheit, das heißt in Übereinstimmung mit der Wirklichkeit. Lüge bedeutet Un-Wahrheit. Lügen heißt bewusst der Realität widersprechen, zum eigenen Vorteil entsprechend einer bestimmten Ideologie, ob religiös oder politisch motiviert, zu manipulieren.

Wenn es um Frauen-Bilder geht, schlägt das Pendel gerne besonders heftig in Richtung „Lüge" aus. Frauen-Bilder bringen vor allem Rollen-Bilder zur Anschauung. Da die Wirklichkeit nicht geschlechtsneutral ist, sondern von Herrschaftsverhältnissen und Beziehungsstrukturen bestimmt wird, spiegeln sie die Stellung der Geschlechter zueinander wieder.

Da die Geschichte von Männern für Männer geschrieben wurde, verdeutlicht diese eine androzentrische Weltsicht. In ihr kommen Frauen als aktive, eigenständig agierende Personen nur selten vor. Geraten Frauen ins Blickfeld der Geschichtsschreiber, dann werden sie über ihre Beziehung zu Männern definiert. Dies gilt auch für die Bildwerke, ob gemalt, gezeichnet, gedruckt, fotografiert, geschnitzt oder gemeißelt. Hierbei darf auch nie vergessen werden, was nicht dargestellt ist. Bei Frauen-Bildern gilt es somit dahinter zu schauen, das Vordergründige zu hinterfragen und das Dahinterstehende aufzuzeigen.

Unwiderstehlich, das unheilvolle Geschlecht der Frauen

Um den weiblichen Rollen-Bildern auf die Spur zu kommen, muss bis in die Antike zurückgegangen werden. Die frühen Schriften der Griechen, Römer und Hebräer haben unsere Kultur entscheidend geprägt. Dies gilt auch bezüglich der Konditionierung des Blickes auf die Frau und ihre gesellschaftliche Rolle, die über Jahrhunderte, ja Jahrtausende tradiert wurde.

In der Theogonia (Schöpfungsgeschichte) des griechischen Dichters Hesiod heißt es, dass Pandora auf Befehl von Zeus von Hephaistos erschaffen wurde und zwar als Strafe für den Feuerdiebstahl von Prometheus. Pandora wurde, trotz Warnung, die Frau von Epimetheus. In dem von ihr mitgebrachten Tongefäß befanden sich Gaben, die bis auf eine verderblich waren. Pandora öffnete die Büchse und ließ sämtliche Krankheiten und Plagen los. Allein die eine gute Gabe, die

Hoffnung, konnte erst beim zweiten Öffnen entweichen. Pandora ist „(...) ein Wunder zu schauen, jedoch ein Übel und eine jähe List (...). Von ihr stammt das unheilvolle Geschlecht der Frauen und ihre Arten. Als ein großes Unglück wohnen sie unter den sterblichen Männern ..."[1]

Die antiken Schriften waren jedoch nicht allein Gedankengut humanistisch Gebildeter. Figuren aus der antiken Mythologie haben auch in der Volkskunst Eingang gefunden. Auf einem *Trefferanzeiger*[2] aus der Zeit um 1900 ist zum Beispiel eine leicht gekleidete Nereide als Zielscheibe wiedergegeben. Hierbei ist jener Körperteil der Frau zu beachten, auf den gezielt wird. Als Nymphe des Meeres, Tochter des Nereus und Begleiterin des Gottes Poseidon reitet sie auf dem Rücken von Delfinen über das Meer. Beim Treffen ins Schwarze bewirkt ein Mechanismus, dass die beiden Schützen seitlich sowie ein Spektakel von oben nach vorne klappen und dabei ein Böllerknall ertönt.

Öfen zieren oft Karyatiden. An einem, aus der Bozner Gegend stammenden Renaissanceofen im *Tiroler Volkskunstmuseum* wurde auch den Karyatiden zu Leibe gerückt. An ihnen wurde ganz wörtlich genommen Hand angelegt, indem die Brüste abgeschlagen wurden. Zufall?

Die Darstellung des nackten Körpers, meist in Verbindung mit einem gewissen Voyeurismus, konnte lange Zeit nur über die Wiedergabe antiker Figuren erfolgen. Künstler wurden an den Akademien an antiken Figuren geschult. Das *Museum im Ballhaus in Imst* bewahrt eine kleine, weiß gefasste Figur von Franz Xaver Renn (1784-1875) auf, welche die mediceische Venus, die Göttin der Liebe, des erotischen Verlangens und der Schönheit, wiedergibt. Der Delfin als Attribut ist ebenfalls ein Symbol der Liebe.



Trefferanzeiger um 1900 (Tiroler Volkskunstmuseum, Innsbruck, Inv. Nr. 29790/2430)
Foto: Tiroler Volkskunstmuseum, Innsbruck

„Ich gebiete ihr, sich still zu verhalten"[3]

Entscheidend hat die christliche Religion das Frauenbild bestimmt. Nach einer anfänglichen, für die Zeit erstaunlichen Akzeptanz der Vorstellung von der Gleichwertigkeit von Frau und Mann, kehrte im 4. Jahrhundert, nachdem sich die männliche Hierarchie in der Kirche etabliert hatte, die traditionelle Auffassung der weiblichen Unterlegenheit zurück. Diese wird wiederum in der Schöpfungsgeschichte (Genesis) verdeutlicht. Nach Paulus ist der Mann „Abbild und Abglanz Gottes (...), die Frau aber ist Abglanz des Mannes. Der Mann stammt ja nicht von der Frau, sondern die Frau vom Mann. Denn der Mann wurde nicht um der Frau willen erschaffen, sondern die Frau um des Mannes willen."[4]

Seitens der Kirche wurden zwei Frauenfiguren gegenüber gestellt: Eva, welche die Sünde in die Welt gebracht hat und Maria als Immaculata (Unbefleckte Empfängnis), die von der Erbsünde frei ist. Beide wurden den Gläubigen in vielen Bildwerken vor Augen geführt. Dass der *Sündenfall* auch ausdrücklich in Tirol stattfand, zeigt ein *Fresko am Gasthof zum Stern in Ötz* von 1573 mit heimischer Landschaft und für diese Region bekannten Tieren. Adam und Eva sind zudem häufig Bestandteil von Krippen, wie *Beispiele im Heimat- und Krippenmuse-*

Bogenberger Muttergottes, um 1800, Öl auf Leinwand (Tiroler Volkskunstmuseum, Innsbruck, Inv. Nr. 20440)
Foto: Tiroler Volkskunstmuseum, Innsbruck



um in Zirl zeigen, zunächst ganz nackt im Garten Eden, dann meist mit Feigenblättern bekleidet nachdem die Schlange sie überredet hatte, entgegen dem Verbot Gottes vom Baum der Erkenntnis zu essen. Das erste Menschenpaar und Maria Immaculata, als Relief geschnitzt, schmücken zugleich die Oberfläche eines Hobels aus dem Ötztal, der sich heute im *Tiroler Volkskunstmuseum* befindet.

In den frühen Schriften wurde Maria eine untergeordnete Rolle zugewiesen, erst indem sich die Gläubigen ihr in einem immer größer werdenden Ausmaß zuwandten, reagierte die Kirche darauf. Für die Frauen war jedoch immer die menschliche Seite Marias wichtig, die Mutterfigur, die sie in ihren Nöten um Hilfe baten. Als künftige Gottesmutter wird *Maria*[5] auf einem speziellen Bild dargestellt. Das Kind, von einem goldenen Nimbus umgeben, scheint wie auf ihren (schwangeren) Laib projiziert. Dieses Bild im Bild kann aber auch dreidimensional, wie ein Kästchen geschaut werden. Es ist dies ein seit 1300 bekanntes Motiv. In Maria zeigt sich das Frauenbild als personifizierter Widerspruch. Zum einen ist Maria die Himmelskönigin, jungfräulich und rein, unerreichbar. Zum anderen ist sie die „Magd des Herrn", ein junges Mädchen, schwanger und unverheiratet. Eva ist hingegen die Verführerin und Sünderin, die Bedrohung.

„Alle (...) Heiliginnen Gottes. Bittet für uns"[6]

Welches Frauenbild die Kirche voranstellt und welche Männerphantasien dieses bestimmen, manifestiert sich in den verschiedensten Heiligenlegenden und deren bildlichen Darstellungen. Ein beliebter Topos ist zum Beispiel die Verschleppung ins „Freudenhaus", womit die *Hl. Agatha*[7] ihre Standhaftigkeit bezüglich ihres christlichen Glaubens bezahlen musste. Zudem wurden ihr die Brüste abgeschnitten.

Als einzige weibliche Tiroler Heilige ist *Notburga* zu nennen, obwohl sie nie offiziell heilig gesprochen wurde. Eine besonders schöne Bildhauerarbeit aus der Zeit um 1780, die Franz Xaver Nissl zugeschrieben wird, befindet sich im *Museum Kunst in Schwaz*. Über Notburga, sie soll im 13. Jahrhundert gelebt haben, gibt es keine zeitgenössischen Berichte. Dennoch ist ihre Beliebtheit besonders bei Frauen groß. Sie wird als Schutzpatronin von Dienstboten, als Geburtshelferin und bei Erkrankung von Tieren angerufen. Ihre Legende wurde von Hippolyt Guarinoni, königlicher Stiftsarzt von Hall i. T., um 1620 schriftlich (von Mathäus Reder 1627 publiziert) und von Raphael Sadeler d. J., Andreas Spängler und Johann Jakob Lutzenberger bildlich festgelegt. In Notburga manifestiert sich ein Frauenbild, dem Jungfräulichkeit, Fleiß, Selbstlosigkeit, Mildtätigkeit, Pflichtbewusstsein, Nächstenliebe und nicht zuletzt eine große Frömmigkeit zugeordnet wird. Sie verkörpert die traditionelle Frauenrolle, wäre da nicht ihre Rebellion gegen die Obrigkeit, wenn es um den Glauben geht. Diese macht sie verehrungswürdig.

Ein ebenfalls weit verbreitetes Bild ist das der *Kümmernis*. Eine zu Anfang des 19. Jahrhunderts gemaltes Gemälde ist im *Augustinermuseum Rattenberg* zu sehen. Die Hl. Kummernuss, wie sie auch genannt wird, wurde an das Kreuz gebunden bzw. genagelt. Die Legende erzählt, dass sie als Christin sich gegen eine vom Vater bestimmte Heirat mit einem Nichtchristen gewehrt hatte, erneut ein gängiger Topos. Ihr Vater ließ sie in den Kerker sperren. Sie bat Gott sie zu verunstalten, worauf ihr ein Bart (!) wuchs. Hierauf ließ sie ihr Vater ans Kreuz schlagen, wo sie starb. Unabhängig von der Ikonographiegeschichte scheint eine bärtige und gekrönte Frau am Kreuz ebenfalls anbetungswürdig gewesen zu sein.

In der Kirche St. Virgil, beim Weiler *Obsaurs* befinden sich zwei außerordentliche Darstellungen aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, nämlich die der *Drei heiligen Jungfrauen Ambet, Bobet und Wilbet*. Auf dem Bild über dem Eingang sind drei barock gekleidete und gekrönte Frauen vor einer Stadtkulisse wiedergegeben. Ihnen sind Schriftbänder mit den Namen beigefügt. Sie werden S. Ambett, S. Gwerbett und S. Wilbett genannt, außerdem besitzen sie Nimben und halten aufgeschlagene Bücher und Rosen, jene in der Mitte eine Kerze oder auch Sonnenzepter als Attribute in den Händen. Die Verehrung dieser Frauen, die von der Kirche nie offiziell als Heilige anerkannt wurden, war bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts im Tiroler und Bayerischen Raum verbreitet. Dass sowohl ihre Namen als auch ihre Darstellungen variieren, zeigt ein zweites Bild in Obsaurs, das um 1860 von Hans Kärle gemalt wurde und in der Sakristei hängt. Die Mitte nimmt St. Guerre, wie der gekreuzigte Christus, zwischen zwei Bäumen gebunden, ein. Sie wird von den beiden knienden und betenden Heiligen Aubet und Cubet flankiert. Die Szene findet vor einem Landschaftshintergrund statt. Ambet wird als Göttermutter, Bobet als Sonnenfrau und Wilbet als Mondfrau bezeichnet und so mit frühen Kulten in Verbindung gebracht.

Ganz ehrenhafte Frauen

Der Widerspruch von Realität und Idealität bestimmt die Geschichte des Frauenbildes durch die Jahrhunderte. Zu den ehrenhaften Rollenbildern der Frauen zählen die der Tochter, Ehefrau, Mutter und Witwe. Dabei erfolgt ihre Definition jeweils über den Mann.

Den Töchtern wurden als Ideal die Eigenschaften schön, gut, gehorsam und jungfräulich mitgegeben. Die Jungfräulichkeit befreie die

Frau von der „Schwäche ihres Geschlechts"[8] Schönheit war nicht weniger von Bedeutung, denn eine Tochter „musste" ja verheiratet werden und Frauen wurden stets über ihr Äußeres definiert. Darin fand nicht zuletzt der soziale Status seinen Ausdruck.

Dass es schwierig war, die Vorgaben einzuhalten, zeigen immer wieder ganz subversive Bilder. Der Imster Maler Martin Randolph hat in seiner in der Sammlung von Hans Jäger in Ötz befindlichen Darstellung (Detail aus dem Bild „Auferstehung Jesu/Sündenregister") aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts die *Tugendhafte Frau* reich gekleidete und geschmückte, von einem Putto (?) mit verbundenen Augen begleitet, festgehalten. Hier gilt das Motto: nichts sehen, heißt nichts wissen. Sie widersetzt sich auch dem Gebot der Kirche sich nicht für Äußerlichkeiten und Schmuck zu interessieren, sondern sanftmütig und still zu sein.

Widerständig agierten auch jene Mädchen, die sich so gar nicht gegen das *Fensterln*[9] und andere Möglichkeiten des Näherkommens vor der Ehe wehrten. Dies veranschaulichen nicht nur Maler wie Georg Wachter (1809-1863), sondern auch Protokolle von Gerichtsverhandlungen (z. B. aus Rattenberg) und Verbote seitens der weltlichen und geistlichen Obrigkeiten. Das Fensterln wurde früher auch in den Städten praktiziert, wie zum Beispiel in Rattenberg. Für ein „gefallenes" Mädchen oder die lasterhaften Töchter, wie sie Hippolyt Guarinoni (1610) nannte, hatte die Gesellschaft keinen Platz.

Welche Rolle der Frau in der Ehe zugedacht wird, ist im Petrusbrief festgehalten. Darin werden die Ehefrauen ermahnt, ihren Männern untertan zu sein. Auf einer Bettstatt im *Tiroler Volkskunstmuseum* steht u. a.: „Der Ehestand vor Gott ein Schand, wan man der derreist das ehelich band, wen fluecht der man und (?)eld das weib, einander als zuwider treibt." Als Gattin waren nun die idealen Eigenschaften vermögend, gehorsam, dienstbar, treu und vor allem viele Kinder, möglichst männliche zu gebären von Bedeutung. Der Körper habe dem Gesetz der Natur entsprechend dem Mann dienstbar zu sein. Die christliche Familie ist Ausdruck des traditionellen Geschlechterverhältnisses. In dieser patriarchalen Struktur galt für die Frau Unterordnung und Gehorsamkeit. Die entsprechenden Hierarchien und Wertigkeiten verdeutlicht das Familienportrait *des Josef Anton Falger aus Holzgau*[10]. Alle sechs Personen sind als Halbfiguren wiedergegeben. Vater und Sohn nehmen den linken Bildvordergrund ein. Die Mutter rechts wird von den beiden Töchtern, alle fein herausgeputzt, in Lechtaler Tracht gekleidet, flankiert, die jedoch von ihr überschnitten werden. Ehen wurden vor allem von ökonomischen Überlegungen diktiert, ebenso wie von der Zugehörigkeit zum jeweiligen Stand.

Dass das Gleiche nicht dasselbe ist, zeigen Frauenleben, wie das der Magdalena Collinin (1569 geb.), die viermal verheiratet war und somit von Historikern als „männersüchtig" bezeichnet wurde. Belegt ist, dass sie von ihrem vierten Ehemann arg misshandelt wurde.

Obwohl zur Unterhaltung für Wohlhabende geschaffen, kommen jene kleinformatigen Figuren, wie das Bettlerpaar dem realen Leben so



Auferstehung Jesu/Sündenregister, Martin Randolph, 2. H. 18. Jahrhundert, Öl auf Holz (Sammlung Hans Jäger, Inv. Nr. 2883) – Tugendhafte Frau u. l. | Foto: I. P.

mancher Frau sehr nahe, das im *Museum im Ballhaus in Imst* ausgestellte ist aus Bein und Holz geschnitzt und wurde vermutlich von Stefan Föger in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert geschnitzt.

Widersprüchlich ist wiederum, dass zum einen das Frausein zuallererst über das Muttersein definiert wird, zum anderen die Geburt als etwas Beschmutzendes aufgefasst wurde. Die Bibel verdeutlicht, dass Eva durch die Vertreibung aus dem Garten Eden Kinder unter Schmerzen gebären muss. Gerade für die Bäuerinnen hing die Existenz und ihre Zukunft von den Kindern ab und sie trugen allein die volle Verantwortung. Zahlreich sind die Votivbilder, auf der sich die VotantInnen für das Überleben eines Kindes oder mehrere Kinder versprechen bzw. bedanken. Dies galt für alle gesellschaftlichen Schichten gleich, das zeigen das Exvoto mit einer Bäuerin als Votantin, welches sich in der *Sammlung Jäger in Ötz* befindet und Theresia Strigl 1885 im Auftrag ihrer Schwägerin zur Genesung eines Kindes gemalt hat und das Votivbild *aus der Kitzbüheler Liebfrauenkirche* von 1727, welches S. B. Faistenberger zugeschrieben wird und eine

wohlhabende Familie wiedergibt. Die Kindersterblichkeit war hoch. Eine besondere Votivgabe befindet sich im *Tiroler Volkskunstmuseum,* ein fast lebensgroßes wächsernes Wickelkind mit Bahrtuch.

Votivbilder bieten stets die Möglichkeit einen realistischen Blick auf das Alltagsleben zu werfen. Sie berichten von den Nöten, auch der Frauen. Zum einen scheinen sie als Votantinnen gleichwertig „neben" den Votanten, zum anderen werden sie auch als autonome Danksagende bzw. Fürbittende wiedergegeben. Auf dem Votivbild *der Familie Brez und Strobl*[11] von 1536, das sich im *Stift Wilten* befindet, haben sich 1536 sowohl die männlichen als auch die weiblichen Mitglieder abbilden lassen. Eine Votivtafel[12] von 1843 aus Nikolsdorf zeigt Josepha und Johann Zwischenberger als VotantIn. Sie werden von Tieren umgeben, ihrer beider Existenzgrundlage, worauf sich ihr Votationsgrund bezieht. Frauen als Votantinnen, die sich für die Heilung von einer Krankheit bedanken, zeigen etliche Bilder, wie das Ex Voto[13] aus Inzing von 1749. Hierbei wird das Schicksal der Müllerstochter Barbara Stanger beschrieben, welche 22 Jahre weder reden noch selbständig essen konnte. Durch ihre Hinwendung zur Muttergottes von Maria Kirchental wurde sie geheilt. Eine Frau, die sechseinhalb Jahre ihres „Verstandes beraubt gewest" und Zuflucht beim Gnadenbild von *Maria Stein* gesucht hat, wurde völlig geheilt, das berichtet ein dort befindliches Votivbild von 1743. Ein Votivbild, das um 1770 gemalt wurde sowie das Georgenberger Mirakelbuch schildern den Selbstmordversuch der Ordensschwester Coleta aus dem Prager Kloster des Ordens der Hl. Clara, die „gebahre und döttete". Frauen, die auf dem Weg zur Wieskirche waren und von Bewaffneten im Scharnitzer Wald überfallen wurden, erzählt ein weiteres Votivbild aus dem *Stift Wilten.* Noch zahlreiche Beispiele würden sich anführen lassen.

Die letzte der Frau zugestandene ehrenhafte Rolle war die der Witwe. Witwe zu sein konnte aber einerseits große existenzielle Schwierigkeiten bedeuten, andererseits jedoch der unerwartete Gewinn eines kurzfristigen Freiraumes. Gerade für Frauen der niederen Stände bedeutete der Tod des Ehemannes von dessen Abhängigkeit in die der Kinder, des Sohnes überzugehen, wodurch sich ihr Status nicht gerade verbesserte. Hingegen gab es Frauen, die als Witwen die Werkstatt, den Betrieb, selbständig weiter führten. Dem relativ eigenständigen Leben wurde durch eine Wiederverheiratung ein Ende gesetzt.



Bettlerpaar, Stefan Föger (?), 2. Hälfte 18. Jahrhundert, Bein, Holz, geschnitzt (Museum im Ballhaus Imst) | Foto: I.P.

Nicht zu vergessen ist aber, dass der größte Teil der Frauen der ländlichen Bevölkerung nur wenig bis gar keinen Besitz hatte und somit nichts in die Ehe einbringen konnte.

Von ganz liederlichen Frauenzimmern

Hielt sich eine Frau nicht an die von Männern, von der jeweiligen Gesellschaft bestimmten Rollenbildern, dann wurde sie als unehrenhaft und als ganz liederliches Frauenzimmer angesehen. Damit verband sich häufig ihr Vorhandensein in der Öffentlichkeit, denn der Bereich der Frau hatte das Haus, der private Raum zu sein.

Wandernde Frauen, ob Händlerinnen oder Künstlerinnen wurden meist als ganz liederliche Frauenzimmer angesehen. Eine *Frau mit Radleier* zeigt bereits ein Fresko von 1573 am *Gasthof zum Stern in Ötz.* Obwohl die Dargestellte modisch gekleidet ist, galt die Leier als typisches Bettlerinstrument und wurde oft auch als „Weiberleier" bezeichnet. Eine *Zillertaler Handschuhhändlerin*[14] hat Peter Ortner 1841 in einer Bleistiftzeichnung festgehlaten. Arg in Verruf kamen jedoch die Zillertaler Nationalsängerinnen. Die Sängerin, die ihrem Publikum die naive Älplerin vorspielte, „..erzeugte bey dem wohlhabenden Adel (...) ein gutherziges Lächeln, das gewöhnlich bey den Damen mit einem wohltätigen Gefühle der Zärtlichkeit gegen diese arme exotische Menschenrace verbunden ist (...)."[15] . Damit verband sich ein Bild der Tirolerin als „Trutschele". Sie soll neben ihren Waren auch ihren Körper angeboten haben. „Darüberhinaus wird Tyrolerin gleichsam als Berufsbezeichnung verwendet"[16].

Frauenarbeit

Eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung hat stets eine Bewertung beinhaltet, d.h. die Arbeit eines Mannes hatte fast immer einen höheren Stellenwert, als die einer Frau. Hieraus wurde die Unterordnung der Frau erneut perpetuiert.

Vorrangig war der Arbeitsbereich der Frau dem Privaten zugeordnet. Den Frauen wurde die Hausarbeit und die Kindererziehung zugeordnet. Die in der Landwirtschaft tätig waren, hatten jedoch auch einen zentralen Anteil an der Erwerbsarbeit. Diese richtete sich nach dem Jahresablauf. Malereien, die um 1800 auf einem Wandgetäfel aus dem Zillertal entstanden sind, veranschaulichen die verschiedenen Tätigkeiten. Die Tafeln wurden einst in die USA verkauft, dort im Pennsylvania-Museum ausgestellt und vom *Tiroler Volkskunstmuseum* zurückerworben, wo sie heute ausgestellt sind.

Aus finanziellen Gründen war es für viele Frauen notwendig einer Arbeit außer Haus nachzugehen. Außerhalb des Hauses hieß jedoch außerhalb der Kontrolle des Mannes. Daher wurden diese Frauen oft gering geschätzt. Zu den klassischen Frauenberufen zählten Kellnerin, Milchmagd, Dienstmagd, Bauerndirne, Stubenmädchen etc. Josef Schaffer hatte 1794 eine Serie von Frauenbildern geschaffen, die zu den ältesten Darstellungen von Arbeitnehmerinnen zählen, dazu gehört auch das Bild einer Kellnerin[17]. Die Darstellungen entsprangen jedoch nicht einem sozialen Engagement, vielmehr sind sie in eine Reihe mit den in dieser Zeit beliebten Trachtenbildern zu stellen. Arbeitende Frauen zeigt gleichfalls das Bild mit der Wiedergabe der *Marmeladefabrik des Kaffeehauses Munding,* wie sie von Karl Munding 1916 festgehalten wurde. Interessant ist, dass bereits damals allgemein Frauen gegenüber Männern um ein Drittel weniger Lohn erhalten haben.

Das gehobenere soziale Ansehen einer dem Handwerksstand angehörenden Frau zeigen Portraits wie die einer *Bäckerin* im *Museum im Ballhaus in Imst,* von Josef Kranewitter 1803 festgehalten, als sie 39 Jahre alt war. Während der Witwenzeit konnte die Frau eines Handwerkers oder Kaufmannes den Betrieb fortführen.

Viele Berufe waren den Frauen lange Zeit nicht beziehungsweise nur mit größten Schwierigkeiten zugänglich. Dazu zählte jener der Künstlerin. So wurde Anna Stainer-Knittel als „Geierwally" und nicht als Malerin bekannt.

Politisch tätige Frauen, ob Herrscherinnen oder Kämpferinnen wurden häufig verleumdet, wie zum Beispiel Margarete Maultasch oder sie wurden aus der allgemeinen Geschichtsschreibung ganz ausgeblendet.

Widerständige Frauen

Als weibliches Rollen-Bild ist das einer politisch aktiven Frau im männlichen Universum nicht vorgesehen, dennoch gibt es dieses sporadisch. Gerade in Zeiten der politischen und gesellschaftlichen Veränderungen vermögen Frauen sich öffentlich zu positionieren. Dies galt jedoch nur für kurze Zeit, solange bis sich die männlichen Hierarchien erneut etabliert haben, dann wurden sie wieder in ihre traditionellen Rollen zurückgedrängt.

Dass Frauen beim Bayrischen Rummel von 1703 mitten im Geschehen sich befunden haben, wie zum Beispiel bei der Verteidigung der Pontlatzer Brücke, zeigt u. a. eine zeitgenössische *Flugschrift*[18]. Die den Frauen angestammte Rolle verkörpern hingegen „Die bey dem Abschid ihrer Männer zum Theil betrüebte, und glückwünschende tyrollerische Scharff-Schützen Weiber" auf einer *Flugschrift*[19] von Elias Baeck, die ebenfalls aus dieser Zeit stammt.

Sowohl das traditionelle als auch das subversive Frauen-Bild ist bei den Kämpfen um das Jahr 1809 in gleichem Maße zu finden. Als Weinende, Helfende oder den bzw. die Helden Verehrende ist sie in vielen Abbildungen wiedergegeben. Ungewöhnliches lässt sich aber ebenfalls finden. Franz Spitzer schuf zahlreiche „Illustrationen zum Tagebuch der Baronin Therese von Sternbach in Innsbruck über ihre Erlebnisse während der Erhebung 1809". Dazu zählt auch jenes Blatt mit dem Titel *Die Baronin ermahnt Tiroler Landesverteidiger zum Aushalten*[20]. Die Baronin trug Männerkleider und rauchte Pfeife, letzteres war nicht ungewöhnlich. Sie unterstützte den Aufstand und versorgte die Landesverteidiger mit Waffen und Munition. Ihr Schloss diente als Waffenlager. Als dieses entdeckt wurde, folgte ihre Verhaftung. Sie wurde zunächst nach München, dann nach Straßburg gebracht. Ihre Gefangenschaft dauerte ein halbes Jahr, unterdessen wurde ihr Ansitz geplündert und stark beschädigt.

An den Kämpfen nahmen auch Frauen teil. F. Reischmann stellte auf dem Kupferstich *„Die Tyroler berennen die Vestung Kuffstein und glauben die tapfere Baierische Besatzung durch hölzerne Kanonen zur Uebergabe zu zwingen"*[21] Frauen im Kampfgetümmel dar. Sie sind dabei Gewehre zu laden, Kanonen zu zünden und zu schießen. Es wird auch berichtet, dass Katharina Lanz in der Schlacht von Spinges bei Mühlbach (Südtirol) am 2. April 1797 die anstürmenden napoleonischen Soldaten mit ihrer Heugabel von der Friedhofsmauer heruntergestoßen habe. Dieses Bild vom Mädchen von *Spinges*[22] wurde vielfach wiedergegeben, auch von Jakob Plazidus Altmutter auf dem „Tiroler Tarock".

Dass Bilder dazu verwendet werden um ganz gezielt Lügen zu verbreiten, das verdeutlicht eine kolorierte Radierung mit dem Titel *Gräuelscenen aus Tyrol*[23]. In drei Szenen wird die besondere Grausamkeit der Tirolerinnen vor Augen geführt. Die Tiroler LandesverteidigerInnen werden als bösartig, hinterlistig und dumm hingestellt. Es handelt sich hierbei um einen bayerischen Propagandadruck aus einer Serie von Kupferstichen, die in Nürnberg, bei Friedrich Campe 1809 hergestellt wurden.

Zur traditionsreichsten Frauenrolle – ihr Ursprung reicht bis ins Spätmittelalter zurück – zählt die *Marketenderin*[24]. Ihr Name widerspiegelt das italienische Wort für HändlerIn. Einst begleitete sie die militärischen Truppen, auch die Tiroler Aufständischen 1809 verpflegten und betreuten sie. Oft waren sie auch Prostituierte. Die heutigen Marketenderinnen marschieren beim Ausrücken der Musikkapellen und Schützen mit. Sie können auch einmal das Schnapsfässchen mit einer Handgranate eintauschen. Besonders interessant ist, dass beim Marketenderinnentreffen in Hochfilzen (August 2012) bei einem „sportlichen" Wettbewerb das Werfen von Handgranaten als Disziplin durchgeführt wurde!



Memento-Mori-Klappbild, Johann Martin Will (1726-1806), Kupferstich koloriert, 18. Jahrhundert, Augsburg (Sammlung Hans Jäger) | Foto: I.P.

Dass die Frauenzimmer nicht „... zu sündhaften Reizungen Anlaß geben ..." [25]

Von den Frauen wurden diese Rollenbilder lange Zeit akzeptiert. Sie haben sich vielfach, jedoch nicht immer damit abgefunden. Um jeglicher Infragestellung entgegenzuwirken, wurden sogleich Maßnahmen verordnet. Um 1809 erfolgte die *Verlautbarung des so genannten Sittenmandats Andreas Hofers*[26]. Kleiderordnungen gab es immer wieder, zum einen um die „Eitelkeit" einzudämmen, andererseits um die Standesunterschiede nicht zu verwischen. In diesem Fall wurde sie handgreiflich umgesetzt. Als Andreas Hofer 1809 in die Hofburg einzog, erließ er eine Anordnung zur Frauenkleidung, er habe sich geärgert „...daß die Frauenzimmer von allerhand Gattungen ihre Brust und Armfleisch zu wenig, oder mit durchsichtigen Hudern bedecken, und also zu sündhaften Reizungen Anlaß geben..."[27]. Darin wird auch aufgefordert, die Widerständigen mit Kot zu „bedecken". Auf dem angesprochenen Bild, eine lavierte Federzeichnung von Josef Stricker wird dies dargestellt. Modisch gekleidete Frauen werden vor der Spitalskirche in Innsbruck von Männern angegangen und mit Dreck beworfen. Andreas Hofer ist im Hintergrund zu sehen.

Auf die Dauer eindrucksvoll und wirksam waren zudem die Maßregelungen durch die Kirche, die auch bildlich zum Ausdruck gebracht wurden. Dazu zählte vor allem das Vanitas-Bild, das Memento-Mori-Bild das Fegefeuer und nicht zuletzt die Hölle.

Das Vanitas-Bild erinnert daran, dass alles im diesseitigen Leben eitel und nichtig ist. Es gilt die Mahnung „Gedenke, dass du sterben musst". Sie wurde besonders in der Zeit des Barock ausgesprochen, als sich das Leben immer mehr auf das Diesseits bezog. Selbst ein aus Zirbenholz geschnitzter und polychrom gefasster *Handtuchhalter* wie er im *Tiroler Volkskunst-museum* ausgestellte, wurde im 17. Jahrhundert dazu instrumentalisiert. Die weibliche Halbfigur ist zur einen Hälfte als reich gekleidete Frau, zur anderen als Skelett wiedergegeben. Aus dem 18. Jahrhundert stammt ein *Memento-Mori-Klappbild,* ein Kupferstich von Johann Martin Will (1726-1806), der sich in der *Sammlung von Hans Jäger in Ötz* befindet. Bereits die Abbildung des Sündenfalls gemahnt: „Ach hierbey diesem Essen, war leider Gott

vergessen." Beim weiteren Öffnen erscheint ein höfisch gekleidetes Paar vor einem Ansitz mit Gartenanlage. Bei erneutem Aufklappen zeigt sich dieses in seiner unteren Hälfte als Skelett, umgeben vom Fegefeuer links, einem Karner rechts, dem Leichnam, der bereits von sämtlichem Getier heimgesucht wird unten und von mahnenden Worten in den noch freien Flächen.

An Drastik sind die Darstellungen des Fegefeuers und der Hölle nicht zu überbieten. Sie wurden den Gläubigen an den Kirchenwänden, in Tafelbildern und als Antependium in all ihrer Grausamkeit vor Augen geführt. Im Fegefeuer sollen die Seelen der Verstorbenen auf den Himmel vorbereitet, von ihren Sünden geläutert werden. Das Fegefeuer ist ein qualvoller Ort, jedoch die so genannten armen Seelen werden letztlich in den Himmel kommen. Kein Entrinnen gibt es jedoch aus der Hölle.

Inge Praxmarer

Fußnoten

1 Zitiert in: Bonnie S. Anderson/Judith P. Zinsser, „Eine eigene Geschichte, Frauen in Europa"; Zürich 1992, S. 81.

2 Stammt aus Absam, Gerät und Bolzenscheibe gehörten ursprünglich nicht zusammen (Tiroler Volkskunstmuseum, Innsbruck).

3-4 Paulus, zitiert in: Bonnie S. Anderson/Judith P. Zinsser, „Eine eigene Geschichte, Frauen in Europa"; Zürich 1992, S. 115.

5 Bogenberger Muttergottes, um 1800, Öl auf Leinwand (Tiroler Volkskunstmuseum, Innsbruck).

6 „Alle Heiligen und Heiliginnen Gottes. Bittet für uns", Inschrift, 18. Jahrhundert (Kapelle in Feld bei Matrei in Osttirol).

7 Hl. Agatha (mit Zange und als Attribute), Altarplastik in der Stiftskirche der Dominikanerinnen Mariae Heinsuchung, Klösterlekirche, Lienz oder als Fresko an der Filialkirche Hl. Nikolaus, Matrei in Osttirol.

8 Leander von Sevilla, 7. Jahrhundert, zitiert in: Bonnie S. Anderson/Judith P. Zinsser, „Eine eigene Geschichte, Frauen in Europa"; Zürich 1992, S. 122.

9 „Zillertaler beim Fensterln" (Tiroler Volkskunstmuseum, Innsbruck).

10 Öl auf Leinwand, um 1820 (Tiroler Volkskunstmuseum, Innsbruck).

11 In: Inge Praxmarer/Hermann Drexel: „Als ich in shwerer angst gestanden... – Votivbilder aus Tirol", Innsbruck/Wien 1999, S. 27.

12-13 Tiroler Volkskunstmuseum, Innsbruck.

14, 17, 18-23, 26 Tiroler Landesmuseen, Innsbruck.

15-16 In: Streng, Petra/Bakay, Gunter. Bauernerotik in den Alpen, Innsbruck 1997, S. 18.

24 „Der Tiroller Marsch im Feld Ao 1809" (Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck).

25, 27 Sittenmandat des Andreas Hofer, zitiert in: Ellinor Forster/Ursula Stanek/Astrid von Schlachta: Frauenleben in Innsbruck – Ein historisches Stadt- und Reisebuch; Salzburg 2003, S. 23.



Erzählveranstaltung für Erwachsene | Foto: Jugendhaus Kassianeum

Renaissance einer **uralten** Volkskultur

Das freie mündliche Erzählen von Märchen und Sagen

Die Kunst des mündlichen Erzählens ist uralt und war auf der ganzen Welt verbreitet, denn vermutlich ist das Erzählen so alt wie die menschliche Sprache selbst. Das Erzählen von Märchen, Sagen, Schwänken und Geschichten ist Teil unserer Volkskultur. Das mündliche Erzählen wurde allerdings durch die Alphabetisierung, die starke Förderung der Schriftkultur und die veränderten Lebensbedingungen der (Post)Moderne weitgehend verdrängt und erst in jüngster Zeit wieder belebt. Seit etwa 10 Jahren sieht man in den Programmheften und Kalendern zahlreicher Kulturorganisatoren erfreulicherweise wieder Märchen- und Sagenveranstaltungen wie bunte Frühlingsblumen aus dem Boden sprießen – anfangs ausschließlich für Kinder gedacht, letzthin auch immer mehr für Erwachsene. Die meisten dieser Veranstaltungen titeln sich zwar „Lesungen", bei vielen wird aber nicht gelesen, sondern frei erzählt. Immer häufiger werden diese Veranstaltungen auch im Kleid englischer Begrifflichkeiten wie „Story-Telling" vermarktet, um ja möglichst „modern" zu erscheinen. Aber nun schön der Reihe nach ...

Märchen, Sagen, Geschichten und Legenden stellen eine sehr alte Textgattung dar und wurden lange Zeit mündlich überliefert. Sie entstammen also einer Zeit der Oralität, einem Zustand der Schriftlosigkeit, und wurden im Rahmen verschiedener Tätigkeiten, manchmal auch eingebunden in Ritualen, weitergegeben. Dazu eigneten sich bei uns vor allem die langen Winterabende, an denen sich die vielen Menschen eines Gehöfts, von den zahlreichen Kindern angefangen bis hin zu den Bauersleuten, den „Angestellten", also den Knechten und Mägden, aber auch Wanderhandwerkern und -händlern oder Nachbarn und Verwandten um den einzigen warmen Ofen im Haus scharten. Mit Geschichten wurden Traditionen, Lebensanschauungen und Werte weitervermittelt, Wissen und Weisheit überliefert und spannende Unterhaltung und Abwechslung in radio- und fernsehfreien Zeiten geboten. Auch gleichförmige Arbeitshandlungen wie das Spinnen, Weben, Waschen und Ähnliches boten Gelegenheit zum sagen- oder märchenhaften Austausch.

Nachdem es in unseren Breiten verhältnismäßig viele kalte Tage und Nächte gibt, ist es wohl kaum verwunderlich, dass Tirol äußerst reich an märchen- und sagenhaften Überlieferungen ist, deren genauen Ursprung man nicht nachvollziehen kann. Nur eines ist gewiss: All diese Geschichten sind im Volk entstanden – es sind also Volksmärchen und Volkssagen im Unterschied zu den Kunstmärchen, deren

Autoren bekannt sind. Denn die Volksmärchen und Sagen sind immer in der Anonymität des Kollektivs entstanden und erhielten im Mund des Erzählenden eine ganz persönliche und individuelle Note. Der Erzählende hauchte sozusagen einer Geschichte Leben ein. Dem mündlichen Erzählen wohnt also eine stark schöpferische und künstlerische Kraft inne – denn wer kann sich dem Bann einer gut erzählten Geschichte entziehen? Und welcher Erzählende kann schon zweimal genau dasselbe erzählen? Und welcher Zuhörer kann das Gehörte Wort für Wort wiedergeben, wenn ihn gerade die Erzähllaune packt? Es verwundert daher wohl kaum, dass es von einem Märchen oder einer Sage meist unzählige Varianten gibt.



Die international bekannte Erzählerin Frau Wolle aus Igls/Innsbruck | Foto: Karin Tscholl

Während das Märchen von wundersamen Begebenheiten ohne Zeit- und Ortsangabe berichtet, haben Sagen meist einen zeitlichen oder örtlichen Bezug. Das Märchen erzählt „es war einmal ein Königreich". Ist es hundert oder tausend Jahre her? Wo befand sich dieses Königreich? Hier oder dort oder ganz wo anders? Das Märchen gibt darauf keine Antwort, denn es vermittelt allgemeingültiges Lebenswissen in der Symbolsprache der Bilder. Dadurch werden Märchen zu Sinngeschichten, die erzählen, wie Menschwerden gelingen kann. Die Sage hingegen kann oft eine genaue Zeitangabe machen und weist auf Weiler, Dörfer, Städte, Berge, Seen und ganze Landschaften hin, hat also einen lokalen Bezug und ist oft in einem historischen Zusammenhang zu sehen.

Märchen und Sagen sind also Volkskultur und Volkskunst und wurden als solche – wie bereits vermerkt – jahrhundertelang mündlich weitergegeben. Erst im Zuge der Romantik, die vom Ende des 18. Jahrhunderts bis weit in das 19. Jahrhundert hinein dauerte, begann man sich für Themen der Volkskultur und -geschichte zu interessieren und sie festzuhalten, indem man sie von der Oralität in die Schriftlichkeit brachte. Kein Wunder also, dass sich die Musik der Romantik für das Volkslied und den Volkstanz interessierte und die Literatur der Romantik für Märchen, Sagen, Legenden und Mythen. Die Brüder Grimm sammelten Sagen und Märchen der mündlichen Volksüberlieferung. Zu Weihnachten 1812 veröffentlichten sie den ersten Band der „Kinder- und Hausmärchen". Ihr ganzes Leben lang feilten sie an den Texten, veröffentlichten weitere Bände, tauschten ganze Märchen aus, verschmolzen mehrere Textfassungen oder fügten Redensarten und Sprichwörter ein – die siebte und letzte Auflage kam 1857 heraus.

Mit dem Titel „Kinder- und Hausmärchen" und dem Abändern von Märchen zugunsten einer „Kindertauglichkeit" verschoben sie die Märchen- und Sagenwelt in den Kinderbereich. So verbannten sie z. B. alle Anzüglichkeiten und Zweideutigkeiten aus den Märchen, alles, was „prickelte" und für die Ohren Erwachsener bestimmt war. Damit veränderten sie das Verständnis von Märchen, waren diese doch ursprünglich von Erwachsenen für Erwachsene erzählt worden. Noch heute „leidet" dieser Bereich darunter, da jede und jeder beim Begriff „Märchen" zuallererst an die Zielgruppe der Kinder denkt und es für die meisten in einer ersten Reaktion befremdlich ist, dass Märchen auch für Erwachsene bestimmt sein können.

Nicht nur in Deutschland, auch in Tirol war das 19. Jahrhundert die Zeit der großen Sammlungen. Die Brüder Ignaz Vinzenz und Josef Zingerle aus Meran, Johann Adolf Heyl aus Brixen, Christian Schneller aus Reutte, Johann Nepomuk Mahl-Schedl von Alpenburg aus Grünburg u.a. zeichneten in unermüdlichen Recherchen zahlreiche Märchen und Sagen auf. Auch im 20. Jahrhundert wurden noch Sagen und Varianten gefunden und in den Zeitschriften „Der Sammler" und „Der Schlern" veröffentlicht. Im Zuge der Option wurde 1939 der Volkskundler Willi Mai beauftragt, die Volkserzählungen der „umzusiedelnden Volksdeutschen" zu dokumentieren. Er zog in Südtirol von Ort zu Ort und ließ sich von den Leuten Sagen und Märchen, Witze und Schwänke erzählen – es entstand eine beeindruckende Sammlung. Ebenso ist es dem Heimatkundler Hans Fink und dem Sagensammler Karl Felix Wolff zu verdanken, dass wahre Mär-

chen- und Sagenschätze erhalten blieben. Nicht zuletzt müssen auch die zahlreichen Dorfbücher erwähnt werden, die in den letzten Jahrzehnten in vielen Ortschaften Nord-, Süd- und Osttirols erschienen sind und die auch so manche Sagen-Juwelen enthalten, von eifrigen lokalen Forschern ausgekundschaftet und festgehalten.

So hat die Verschriftlichung all dieser Volkserzählungen dazu beigetragen, dass sie nicht in Vergessenheit gerieten und dass sie als Perlen der Volksliteratur bis heute ihren kostbaren Platz einnehmen können. Allerdings ging mit der zunehmenden Verschriftlichung ein anderer Prozess einher: das Verschwinden des freien mündlichen Erzählens. Radio, Fernseher und Computer wurden in den Mittelpunkt gerückt, sodass am Ende des 20. Jahrhunderts das mündliche Erzählen eine wenig kultivierte Fertigkeit war. Selbst wenn heute wieder langsam die Wichtigkeit des Erzählens für die Entwicklung der Ausdrucks- und Kommunikationsfähigkeit, der sozialen Kompetenz und der sprachlichen Kreativität erkannt wird, so wird diese Fähigkeit doch kaum in den Schulalltag integriert und in keiner Kindergärtnerinnen- und Lehrerausbildungsstätte gelehrt, ganz zu schweigen von Kunstakademien oder anderen Bildungsstätten der öffentlichen Hand. Also auch heute im 21. Jahrhundert stehen wir noch am Anfang der Förderungsmöglichkeiten des mündlichen Erzählens.

Nichtsdestotrotz erlebt das Erzählen in Nord- und Südtirol seit ca. 10 Jahren eine Renaissance. Nordtirol hat eine hauptberufliche Erzählerin, die vom Erzählen leben kann – die international geschätzte Künstlerin Karin Tscholl, alias Frau Wolle. Sie ist seit 1995 als Erzählerin tätig, tritt ausschließlich vor erwachsenem Publikum auf und hat durch ihr Vorbild, ihren Einsatz, ihre eigene Veranstaltungsreihe „Feuermond" und ihre Märchenbücher sicher viel zur Verbreitung der Erzählkunst in Tirol beigetragen. Sowohl nördlich als auch südlich des Brenners gab es vor 15 Jahren kaum eine Handvoll nebenberuflicher Erzählerinnen und Erzähler – inzwischen ist die Zahl auf etwa zwei Dutzend gestiegen, die professionell und sehr aktiv Märchen, Sagen und Geschichten zum Besten geben.

Viele kulturelle und touristische Einrichtungen bieten Märchen- und Sagenveranstaltungen an. In Südtirol hat das Jugendhaus Kassianeum in Brixen wesentlich zum Wachsen der mündlichen Erzählkultur beigesteuert: Erzählausbildungen und –weiterbildungen, Erzählkunstfestivals, die alle zwei Jahre abgehalten werden, und viele spannende Veranstaltungen wie lange Märchennächte, Sagenwanderungen und Erzähl-Frühstücke oder Erzähl-Dinners. Überhaupt sind Festivals ein Zeichen des Aufblühens der mündlichen Erzählkultur: Neben Brixen gab und gibt es Festivals in Telfs, Wattens, Landeck, Innsbruck, im Defereggental, in Bozen u. a.

Auch im Schriftbereich boomt das Interesse an Märchen und Sagen. In den letzten Jahren wurden viele neue Märchen- und Sagenbücher aufgelegt bzw. bereits vergriffene wieder herausgegeben. Neu ist das Interesse, Wanderungen und Sagen miteinander zu verbinden, also Landschaften mittels der dazugehörigen Sagen vorzustellen und vertraut zu machen. So finden wir auch immer häufiger Sagen in Wanderführern.

Sagen haben oft einen Bezug zur Landschaft: Der „Tuifelstoan" bei Terenten | Fotos: Leni Leitgeb



Sagen- und Märchenwanderungen sind sehr beliebt



Diese Renaissance des Erzählens und des Volksgutes der Märchen und Sagen kann nicht nur in Nord- und Südtirol beobachtet werden, sondern im ganzen deutschen Sprachraum. Sie ist sogar zum Teil ein globales Phänomen. Darauf weist zum Beispiel der Welterzähl- oder Weltgeschichtentag hin – der World Storytelling Day – der ein internationales Fest des mündlichen Erzählens ist und jedes Jahr im Frühling zur Tag- und Nachtgleiche gefeiert wird. An diesem Tag erzählen viele Menschen in vielen unterschiedlichen Sprachen an vielen unterschiedlichen Orten zur gleichen Zeit. Es ist also ein Fest der Begegnung verschiedener Kulturen. Ursprünglich hat sich der internationale Tag des Erzählens aus einer schwedischen Initiative im Jahre 1991 entwickelt und sich in den letzten Jahren über die anderen nordeuropäischen Länder auf die ganze Welt ausgeweitet.

Ebenso erwähnenswert ist, dass im Frühling 2010 das Märchenerzählen von der UNESCO in die Liste des immateriellen Kulturerbes aufgenommen wurde, denn Märchen und Sagen vermitteln Wesentliches über die eigene und kollektive kulturelle Identität.

Weitere Zeichen des neu erstarkten Interesses an Märchen, Sagen und Geschichten sind Datenbanken, die via Internet allen zugänglich gemacht werden. So z. B. die Innsbrucker Datenbank zur europäischen Ethnologie und Volkskunde *www.sagen.at*. Sie ist die größte deutschsprachige Sagensammlung im Internet mit zahlreichen Sagen aus Nord- und Südtirol. Auch die Erzählerinnen und Erzähler schließen sich immer häufiger in Netzwerken zusammen. In diesem Kontext sei die „Homepage mündlicher Erzählerinnen und Erzähler in Österreich und Südtirol" *www.von-mund-zu-ohr.at* erwähnt, die von der Wiener Erzählerin Margarete Wenzel ins Leben gerufen wurde und Veranstaltungstermine und -orte sowie Informationen über die jeweiligen Erzählenden und Veranstaltenden in Nord-, Süd- und Osttirol und darüber hinaus bietet.

Leider fehlen nach wie vor das Vokabular und das Bewusstsein für das freie Erzählen. Sehr oft werden Erzählveranstaltungen von Märchen, Sagen, Schwänken ... mit „Lesungen" tituliert, wobei natürlich nicht gelesen, sondern eben frei erzählt wird. Letzthin ist immer häufiger zu beobachten, dass mit englischen Begriffen wie „Story-Telling" hantiert wird. Ist das Publikum dadurch unvoreingenommener? Werden so auch Erwachsene angesprochen, die sich sonst vom Begriff „Märchen" abschrecken lassen würden? Ist es einfach eine Modeerscheinung? Tatsache bleibt, dass der Bereich des mündlichen Erzählens noch sehr ausbaufähig ist – aber ein guter Anfang ist gemacht! Das Erzählen von Märchen, Sagen und Legenden ist wieder ein Thema und trägt dazu bei, dass ein wichtiger Teil unserer Volkskultur wieder lebendig wird.

Leni Leitgeb







Damenhut aus den 60ern | Foto: Frauenmuseum Meran

Gemeinsam und doch getrennt

Die Rolle von Frauen und Männern in der Tiroler Volkskultur

Links die Mädchen, rechts die Buben, vorne die Männer, hinten die Frauen – vor Gott mögen die Menschen alle gleich sein, in der Tiroler Tradition wurde und wird noch immer nach Geschlecht unterschieden. Wo Mann in der Kirche sitzt und Frau sich zur Prozession aufstellt, wer den „Himmel" trägt oder am Dreikönigstag Haus und Hof ausräuchert, dafür gibt es präzise Regeln. Das religiöse Brauchtum lebt die Trennung vor. Und die Volkskultur wird stark davon geprägt. Zwar gelten diese geschlechtsspezifischen Rollen in Musik und Tanz, Tracht und Theater, bei Festen und Bräuchen heute weitgehend als durchlässig. Dennoch gibt es nach wie vor Bereiche und Anlässe, bei denen Frauen und Männer getrennte Wege gehen oder, anders formuliert, unterschiedliche Akzente setzen.

„Frauen als Schützinnen sind bei uns kein Thema", heißt es deshalb auch recht resolut aus der Zentrale des Südtiroler Schützenbundes in Bozen. Um einiges diplomatischer gibt sich der Nordtiroler Landeskommandant Fritz Tiefenthaler, der die rein „dekorative Rolle" der Marketenderinnen historisch begründet: „Ursprünglich wurden die Frauen im Nachschub eingesetzt." Erst mit der Beteiligung der Schützen an Aufmärschen und Prozessionen hätten sich die Aufgaben der Frauen geändert. Tiefenthaler weiß, „dass unsere weiblichen Mitglieder am Waffentragen nicht interessiert sind". Sehr wohl möchten sich die über 1000 Nordtiroler Marketenderinnen jedoch verstärkt im Vereinsleben einbringen. „Und die Kompanien handeln klug, wenn sie ihnen die Chance dazu geben." Zu klären sei nur noch, was mit diesen engagierten Frauen künftig nach deren Eheschließung geschehen soll. „Traditionsgemäß müssen sie nach der Heirat aus dem Verein ausscheiden. Nun werden wir versuchen, dies über Änderungen der Statuten neu zu regeln."

Und während die Schützen darüber diskutieren, ob sie Frauen auch als Schriftführerinnen und Kassiererinnen oder nicht doch lieber nur als schmückendes Beiwerk an ihrer Seite haben wollen, entdecken – gerade in Südtirol – immer mehr Mädchen die Freude am Schuhplattlern und (vereinzelt auch) am Goaslschnöllen. Der Vorstoß dieser jungen Frauen in eine bis dato reine Männerdomäne erntet allerdings nicht nur viel Applaus bei jedem Auftritt. Gar mancher Purist fühlt sich von den schenkelklopfenden Damen mit ihren Lederhosen und Karoblusen vor den Kopf gestoßen.

Nicht mehr wegzudenken ist die weibliche Präsenz dagegen aus der Blasmusik. Seit 40 Jahren nehmen die Südtiroler Musikkapellen (in Nordtirol kam die Öffnung erst etwas später) auch Frauen auf. Ihr Anteil liegt mittlerweile bei 32 Prozent südlich und knapp 27 Prozent nördlich des Brenners. Sie spielen vor allem Flöte und Klarinette, aber auch Saxophon und Schlagzeug, Tenorhorn und Trompete. Und eine Handvoll Damen hat auch schon den Taktstock übernommen.

Was sich in der Musikszene langsam etabliert, ist in der Trachtenpflege bereits Realität. „Wir haben ein recht ausgewogenes Verhältnis zwischen weiblichen und männlichen Mitgliedern", bestätigt Agnes Andergassen. Die Obfrau der Südtiroler Arbeitsgemeinschaft „Lebendige Tracht" räumt den Frauen sogar eine stärkere Einbindung in das heimische Trachtenwesen ein: „Gerade die Bäuerinnen haben – im Unterschied zu ihren Männern – die Tracht wieder neu für sich entdeckt." Bester Beweis dafür sei der traditionelle Bäuerinnentag, der jedes Jahr im Frühling gefeiert wird. „Früher fielen jene Teilnehmerinnen auf, die eine Tracht trugen. Heute sind diejenigen in der Minderheit, die keine anhaben." Ähnliches kann auch Romed Lechner aus Innsbruck berichten. „Viele unserer Trachtenvereine stehen unter weiblicher Führung", so der Pressesprecher des Tiroler Landestrachtenverbandes.

Durchaus harmonisch – allerdings nur was den Anteil an Frauen und Männern anbelangt – geht es auch in der Tiroler Sagenwelt zu. Die reichhaltigen Überlieferungen kennen boshafte Hexen und Wilde Männer ebenso wie aufrechte Könige und gutherzige Feen. Die negativen Mächte und die positiven Kräfte sind ziemlich „gerecht" zwischen den Geschlechtern verteilt. Eine Ausnahme bilden eigentlich nur die ladinischen Sagen. Sie erzählen von einer vorchristlichen, matriarchalen Welt, in der nicht selten starke, entschlossene Frauen die Hauptrolle spielen. Dolasilla, Moltina, Merisana und wie sie alle heißen, stehen zu ihren Völkern und kämpfen für ihre Liebe, sie zeigen sich pietätvoll zu den Schwachen und erbarmungslos zu den Ungerechten.

Fast ebenso „dämonisch" wie einst im Reich der Fanes oder auf dem Schlernboden geht es an ungeraden Jahren auch beim Egetmann in Tramin zu. Frauen trifft man bei diesem ausgelassenen Faschingsbrauch allerdings nur unter den Zuschauern. Der Umzug selbst gehört den Herren, die zu diesem Anlass sogar in die Altweibermühle springen oder in ein Brautkleid schlüpfen. Was in Tramin am Faschingsdienstag über die Bühne geht, ist allerdings keine Ausnahme. Denn die Fasnacht ist und bleibt auch im 21. Jahrhundert reine Männersache – in Imst ebenso wie in Telfs und Axams oder in Prad.

Und weil wir gerade bei den Männern und den Bräuchen sind, soll hier stellvertretend für alle das Pragser Nikolausspiel genannt werden. Sämtliche Rollen werden traditionsgemäß von Männern besetzt, während die Frauen für Kostüme und Krapfen zuständig sind. Wie gesagt, das Rollenspiel der Geschlechter in der Volkskultur ist eine Frage der Akzente.

Maria Cristina De Paoli

Südtirol ■ Gemeinsam und doch getrennt | Maria Cristina De Paoli



Bestand Peter Hasler, Landesamt für audiovisuelle Medien, Datierung unsicher, ca. 1910-20



Die Inzinger Meckis wurden in Schachteln von der Firma Gustav Peter zu den Heimarbeiterinnen und wieder zurück transportiert. Nachdem jede Heimarbeiterin für einen bestimmten Arbeitsschritt zuständig war, wiederholte sich der Vorgang mehrmals, bis die Meckis fertig waren. Foto: Günter Kresser



Ein Souvenirschuh wie dieser bestand aus 28 Einzelteilen. Damit der Hersteller Riml & Co. keinen Schwund zu verzeichnen hatte, wurden die Sohlen, nachdem Heimarbeiterinnen die übrigen Schuhteile zusammengefügt hatten, erst in der Firma aufgebracht. | Foto: Günter Kresser

Ein **verschwundenes** Geschäft

Zur Hausindustrie in Tirol

Wer sich heute im Tiroler Heimatwerk ein Paar Trachtenstrümpfe kauft, erwirbt damit fast schon ein Stück Geschichte. Denn abgesehen von den 25 Strickerinnen im Paznauntal, die diese Strümpfe zu Hause für das als Kooperative aufgebaute Heimatwerk herstellen, ist die Heimindustrie aus dem Tiroler Arbeitsleben fast vollständig verschwunden. Vor wenigen Jahrzehnten spielte sie demgegenüber – vor allem als Frauenarbeit – eine wesentlich größere Rolle, wie zwei Beispiele aus der Souvenirproduktion zeigen. Auf die Firmen Geschenkartikelerzeugung Gustav Peter in Inzing und Riml & Co. in Hall in Tirol, die in den 1950er- bis 1970er-Jahren zusammen mehr als 300 Heimarbeiterinnen beschäftigten, stießen der Historiker Niko Hofinger und die Ethnologin Martina Röthl bei der Recherche zur Ausstellung „andenken einpacken. souvenirs in sölden", die sich im Sommer 2012 im „eRBe. kulturraum sölden" mit der Geschichte und Bedeutung von Souvenirs auseinandersetzte. Während Souvenirs heute fast ausschließlich in den Staaten des Fernen Ostens produziert werden, kamen damals vor allem zwei „typisch" tirolerische Produkte von den Küchentischen der Tiroler Heimarbeiterinnen: Gustav Peter ließ so seine berühmten Meckis Igel herstellen, Alois Riml einen Miniaturskischuh, der mit verschiedenen Schriftzügen den jeweiligen Verkaufsorten angepasst wurde und in ganz Tirol zu haben war.

200.000 Meckis

Die Produktionsabläufe waren bei beiden Firmen ähnlich strukturiert. Im jeweiligen Firmensitz wurden Halbfabrikate vorgefertigt, diese dann von den Heimarbeiterinnen abgeholt oder ihnen gebracht, von ihnen weiterverarbeitet und zurück in die Firma gegeben, von wo aus sie zur nächsten Arbeiterin gelangten: ein „Fließband im Kofferraum", wie Niko Hofinger es nennt, das vor allem auch von einer extremen Arbeitsteilung gekennzeichnet ist. Die Meckipüppchen, von denen es 73 verschiedene Modelle gab, wurden in Peters Produktionsstätte von nur 15 Beschäftigten als Halbzeugprodukte aus Kunststoff und Textil vorbereitet, der Zusammenbau erfolgte dann durch hundert bis 200 Frauen zwischen Innsbruck und Telfs. Dabei führten die Frauen immer nur einen Arbeitsgang aus: Beispielsweise statteten sie die Meckis mit einem bestimmten Accessoire aus oder fügten kleinere Teile wie die Hände an den vorfabrizierten Korpus an. Auf diese Weise wurden 1960 130.000 Meckis hergestellt, 1966 200.000 und 1970 immerhin noch 150.000.[1]

Wie aber sind diese zwei Fallbeispiele in einen größeren Kontext einzuordnen? Wissenschaftliche Forschungen zur Hausindustrie in Tirol sind bisher kaum vorhanden – dabei handelt es sich bei der Arbeit zu Hause, die für einen Auftraggeber ausgeführt wird, um eine Erwerbstätigkeit, die über mehrere Jahrhunderte in Tirol

und anderen ländlichen Regionen gebräuchlich war. Der Katalog zur Ausstellung „Hausgewerbe Hausindustrie“ im Tiroler Volkskunstmuseum von 1990 verzeichnet für Tirol etwa Schnitzereien und andere Produkte aus Holz, Hornarbeiten, Kammherstellung, Wäschereiarbeiten und verschiedenste textile Arbeiten wie Klöppeln, Weben und Stricken. Zum Teil sind diese Produktionen zu Hause bereits ab dem 16. Jahrhundert belegt und wurden bis weit ins 20. Jahrhundert betrieben.

Textil, Handel, Glasproduktion

In der Mitte des 20. Jahrhunderts war die Heimarbeit, wie Hermann Krammer in seiner Dissertation „Die Heimarbeit in Österreich“[2] vermerkt, in ganz Tirol verbreitet. Vor allem Textilbetriebe ließen zu der Zeit zu Hause produzieren, in Kitzbühel und Schwaz wurde fleißig gestrickt, in Kufstein und Innsbruck andere Textilien hergestellt, rund um Wattens wurde geschliffenes Glas[3] verpackt. 19,3 Prozent der Heimarbeit (bezogen auf HeimarbeiterInnen und ZwischenmeisterInnen) entfielen auf die Sparte „Stein-, Erdegewinnung und -bearbeitung, Glasproduktion“, 38,0 Prozent auf die Textilindustrie, 32,9 Prozent auf den Handel, wobei die letzte Sparte auch die Herstellung von „Andenkenartikeln“ umfasst. Insgesamt sind in diesen Erhebungen 471 HeimarbeiterInnen in Tirol vermerkt, doch kann man davon ausgehen, dass zahlreiche weitere nicht angemeldet und deshalb nicht erfasst waren. Darüber hinaus räumt Krammer ein, dass auch die 300 damals für das Tiroler Heimatwerk Produzierenden und andere (aus verschiedenen Gründen) in die ihm vorliegenden Statistiken nicht aufgenommen worden waren. In ganz Österreich zählte Krammer 19.257 HeimarbeiterInnen, eine Zahl, die sich bis Anfang der 1970er-Jahre halbierte[4].

Für alle diese Zeiten gilt, dass Heimarbeit – mit Ausnahme von wenigen Sparten – weiblich ist: Zwischen 90 und 95 Prozent Frauen vermerken die Statistiken aus den 1950er- und den 1980er-Jahren.[5] Männer waren vor allem nebenberuflich in der Hausindustrie tätig („Leute, die viel Zeit hatten, zum Beispiel Eisenbahner“, wie der ehemalige Werkmeister von Gustav Peter, Monoj Dutta, erzählt[6]). Die Gründe dafür sind vielfältig und lassen sich vor allem auf die damalige Gesellschaftsstruktur zurückführen. Vor dem Hintergrund eines traditionellen Rollenverständnisses, nach dem Männer für die Erhaltung der Familie zuständig waren und Frauen für Haushalt und Erziehung, stellte die Heimarbeit für Frauen – zumindest scheinbar – eine ideale Lösung dar, um Familienpflichten und Erwerbsleben miteinander zu verbinden.

Flexibilität und Isolation

Neben fehlenden Kinderbetreuungseinrichtungen und – vor allem in entlegeneren Regionen – einem Mangel an alternativen Arbeitsplätzen im nahen Umkreis war es oft auch eine fehlende Berufsausbildung, die Frauen veranlasste, im Akkord zu Hause zu arbeiten. Die Flexibilität, die sie dadurch gewannen (und die im Allgemeinen weniger den Frauen, als vielmehr den Familien zugute kam), die Freiheit vom Zwang der Unterordnung unter eine(n) Vorgesetzte(n) in einem Betrieb waren weitere Motive der Frauen. Laut einer Untersuchung von Franz Tanzer und Christian Böhm zur „Heimarbeit in Österreich“ aus dem Jahr 1986 gaben die befragten Frauen als Gründe, in der Hausindustrie tätig zu sein, an: „Kinderbetreuung (63 Prozent), um nicht an regelmäßige Betriebszeiten gebunden zu sein (28 Prozent), weil keine geeignete Betriebsstätte in der Nähe ist (11 Prozent), weil keine andere Arbeit gefunden wurde (6 Prozent), wegen körperlicher Behinderung (2 Prozent), Betreuung pflegebedürftiger Angehöriger (5 Prozent)“[7].

Für die Heimarbeiterinnen, die im Auftrag von Gustav Peter Meckis herstellten und für Alois Riml Miniaturskischuhe, aber auch für viele andere Frauen in diesem Berufszweig bedeutete dies, die Privatwohnung zur Werkstätte und zum Lager umzufunktionieren, oft bis tief in die Nacht zu arbeiten, oder – wie es eine ehemalige Heimarbeiterin in Inzing beschreibt – die Schachteln mit Meckis auf den Kinderwagen zu stapeln und so nach Hause bzw. nach getaner Arbeit wieder zur Firma zu transportieren[8]. Heimarbeiterinnen wurden in allen Zeiten mäßig bezahlt, arbeiteten oft in sozialer Isolation und mussten die Doppelbelastung von Familie und Arbeit meistern.[9] Dazu kamen die Monotonie der Arbeit und das Fehlen einer gewerkschaftlichen Organisation.

Einkommen und Auskommen

Während die Erfinder der Meckis und Miniaturskischuhe, Gustav Peter und Alois Riml, an der Optimierung ihrer Produkte arbeiteten und jedes einzelne Teil zu perfektionieren versuchten, mussten die Frauen zu Hause den besten Modus für die Arbeit finden und mit den Materialien so sparsam umgehen wie möglich. Alles wurde genau bemessen und eingeteilt, die Arbeit in größtmöglicher Geschwindigkeit erledigt, um den Stundenlohn zu steigern. Die Einkommen waren dennoch nicht hoch: Im Rahmen einer Fragebogenerhebung 1986 gaben 12 Prozent der befragten Heimarbeiterinnen an, netto weniger als 2.000 Schilling monatlich zu verdienen, 69 Prozent verdienten zwischen 2000 und 4.999 Schilling, und nur 19 Prozent 5.000 Schilling oder mehr.[10] Gespräche mit Frauen, die für Gustav Peter und Alois Riml arbeiteten, legen zudem die Vermutung nahe, dass die Frauen nicht oder nur minimal versichert waren und damit auch nur geringe Pensionsansprüche geltend machen konnten.[11]

In allen diesen Motiven und Bedingungen liegt auch das Verschwinden der Hausindustrie aus Tirol begründet: Im ausgehenden 20. Jahrhundert wurde nicht nur die Tiroler Infrastruktur ausgebaut, auch die Zugänge zu Ausbildungen und adäquaten Arbeitsplätzen für Frauen wurden verbessert. Die Zahl der Kinderbetreuungsplätzen wuchs. Etwa seit Ende der 1970er-Jahre verlor damit die traditionelle Heimarbeit zunehmend an Attraktivität für die Frauen – und wurde für die Firmen schließlich unrentabel.

Mit der Verbreitung des Internet und anderer elektronischer Medien hat sich in den letzten zwanzig Jahren aber ein – nicht industrieller – Wirtschaftszweig entwickelt, der der Hausindustrie in manchem gar nicht unähnlich ist: eigenverantwortliche Arbeit, schlechte Absicherung, Doppelbelastung durch Familie und Arbeit, häufige Nachtschichten und die Vereinnahmung privater Räume durch die Arbeit sind Bedingungen, die vielen „Freien DienstnehmerInnen“ heute nur allzu bekannt scheinen.

Esther Pirchner

Literaturnachweis

1 Werner Franz, Inzing, Hatting Polling, Flaurling. Der Strukturwandel in stadtnahen Dörfern, Dissertation, Innsbruck 1970. Mitte der 1970er-Jahre versuchte Gustav Peter, die Produktion nach Korea zu verlegen, was jedoch nicht gelang. Bald danach wurde die Igel-Produktion gänzlich eingestellt.

2 Der folgende Abschnitt bezieht sich, wenn nicht anders angegeben, auf: Hermann Krammer, Die Heimarbeit in Österreich, Dissertation, Innsbruck 1958, S. 67 ff.

3 Der Kristallkonzern Swarovski, der Produkte in Heimarbeit verpacken ließ, lagerte – so wie die Lampenfirma EGLO, das Österreichische Bundesheer oder der Marmeladenhersteller Darbo – in den 1960er- und -70er-Jahren Teile seiner Produktion auch in die Tiroler Landeserziehungsanstalt St. Martin aus, wo 15- bis 18-jährige Mädchen arbeiten mussten. Die von den Firmen gezahlten Löhne wurden von der Heimleitung aber nicht oder nur in sehr geringem Maße an die Mädchen weitergegeben. Vgl. www.kurier.at/nachrichten/4508244-heimkinder-schufteten-fuer-swarovski.php und www.tirol.orf.at/news/stories/2545862, 16.08.2012.

4 Georg Aichholzer et al., Traditionelle Heimarbeit. Arbeits- und Lebensverhältnisse einer Randgruppe des Arbeitsmarktes, Bericht zu einem Forschungspraktikum, Wien 1987, S. 127.

5 Vgl. Krammer, S. 75; Eva Finazzer, Heimarbeit in Österreich, Diplomarbeit, Innsbruck 1989.

6 Interview von Niko Hofinger mit Monoj Dutta, Frühling 2012.

7 Franz Tanzer, Christian Böhm, Heimarbeit in Österreich, Schriftenreihe über Arbeit und Arbeitsbeziehungen 6/1986, herausgegeben vom Bundesministerium für soziale Verwaltung, Wien 1986.

8 Interview von Martina Röthl mit Ida Mariner, Frühling 2012.

9 Vgl. Aichholzer et. al, S. 127 ff.

10 Tanzer/Böhm, S. 50. Die wöchentliche Arbeitszeit variiert dabei zwischen weniger als 24 und mehr als 46 Stunden, was tendenziell auch mit der Höhe des Einkommens korreliert. Berücksichtigt man die Inflation und die Umstellung auf den Euro, würden das heute folgenden Kategorien entsprechen: bis € 256,24, von € 256,24 bis € 640,48 und € 640,61 oder mehr.

11 Interviews von Martina Röthl mit Ida Mariner und von Niko Hofinger mit Maria Haller, Frühling 2012.

Märkte sind nicht nur Märkte

Überlegungen zur Entwicklung der Märkte im oberen Vinschgau

1998 zählte der „Gollimorkt“ in Mals zwei Stände, 1999 waren es bereits 18. Mittlerweile sind es ca. 60: sowohl beim „Gollimorkt“ als auch beim „Georgimorkt“, der 2003 wieder belebt wurde. Daneben gibt es noch den traditionellen Krämermarkt.

Der Kulturverein arcus raetiae hatte sich 1999 zum Ziel gesetzt, zum 500. Gedenkjahr der Schlacht an der Calven die drei Grenzregionen Münstertal und Unterengadin in Graubünden, das Obere Gericht in Nordtirol und den Vinschgau einander näherzubringen. Auf Empfehlung eines Kulturschaffenden in Basel konzentrierte man sich dabei auf Ereignisse, die in der Bevölkerung verankert sind und a priori niemanden ausschließen oder bevorzugen, wie zum Beispiel die Märkte.

Mals wurde 1642 aufgrund seiner Verdienste im Dreißigjährigen Krieg zur Marktgemeinde erhoben. Dabei erhielt es die beiden Märkte Georgi (23. April, Pflanzmarkt) und Gollimorkt (16. Oktober, Viehmarkt) geschenkt. Während der Gollimorkt durchgehend stattfand, verschwand der Georgimorkt in den 1960er Jahren mit der Einführung des Wochenmarktes. Mittlerweile sind sie beide ein beliebter Treffpunkt im Dreiländereck Italien/Österreich/Schweiz. Hinzu kommt aktuell die Wiederbelebung des Wochenmarktes mit regionalen Produkten.



Gollimorkt in Mals | Foto: Konrad Meßner

Regionale Produkte, hohes Niveau

Die Idee der Wiederbelebung wurde zunächst belächelt. Märkte waren out, Einkaufszentren waren in. Das neue Marktkonzept konzentrierte sich auf regionale Produkte aus der Landwirtschaft und aus dem Handwerk. Dabei wurde sehr auf Qualität und ein hohes Niveau geachtet. Es ging um eine klare Unterscheidung zu den industriell gefertigten Produkten. Was es vor Ort nicht gab, wurde von außen dazugeholt. Die Skepsis lag darin begründet, dass Markt und Anspruchsvolles nicht vereinbar schienen. Das Angebot war aber bald so attraktiv, dass es viele Besucherinnen und Besucher aus dem Dreiländereck und aus ganz Südtirol anzog. Dadurch konnte auch die Bevölkerung vor Ort von der Kraft der beiden Märkte überzeugt werden: Mittlerweile sind die beiden Markttage für beinahe die gesamte Bevölkerung arbeitsfrei und viele heimische Betriebe sind um einen Standplatz bemüht.

Identifikation

„So ganz nebenbei“ ist die Bevölkerung am Erfolg der beiden Märkte beteiligt:

- Die 3. Klasse Mittelschule zeichnet jährlich verantwortlich für den Aufbau der Stände. Die Grund- und Mittelschulen greifen die beiden Märkte verstärkt im Unterricht auf.
- Kinder betreiben kleine Stände (Flohmarkt).

- Die Plakate für die ersten 10 Ausgaben des Gollimorktes, jeweils 120 Einzelexemplare, gestaltete ein Künstler. Mittlerweile entwirft jährlich ein fünfjähriges Kind das Plakat. Jene des Georgimorktes wurden bisher im Altersheim, im Kindergarten, in der Grund- und Mittelschule, im Jugendzentrum oder in den Fraktionen erstellt; jeweils 120 Einzelexemplare. Die Plakate haben einen großen Sammlerwert erreicht.
- Verschiedene Vereine organisieren Verpflegungsstände und können dadurch ihre Vereinskasse bescheiden auffüllen.
- Schülerinnen und Schüler sowie Lehrerinnen und Lehrer der Musikschule sorgen für den musikalischen Rahmen in der Marktgasse und in den Wirtshäusern.
- Die Wirtshäuser bieten heimische Gerichte aus regionalen Produkten; edle Produkte werden zur Verkostung angeboten.
- Pensionistinnen und Pensionisten verteilen Flugblätter und Plakate im Dreiländereck.
- Jeweils vier Betriebe sponsern den Gollimorkt, der Georgimorkt wird von der Gemeinde unterstützt.

Erst durch die Identifikation der Bevölkerung haben die beiden Märkte ihre Kraft bekommen, denn sie haben beide einen einmaligen Gastgeber, und der heißt Mals! Stimmt der Gastgeber, so fühlen sich auch die Gäste wohl.

Der Rahmen

Die zentrale Aufgabe des Marktes liegt im Handel. Damit der Marktbesuch Freude bereitet, braucht es feine Überraschungen:

- Es wird großer Wert auf ein gutes Kinderprogramm gelegt. Wenn sich die Kinder wohlfühlen, sind auch die Eltern entspannt.
- Kleinkünstlerinnen und -künstler beleben den Markt, nicht indem sie die Zuschauenden in ihren Bann ziehen, sondern indem sie kurz irritieren, ein Schmunzeln hervorrufen, Farbe in den Markt bringen und für Heiterkeit sorgen.
- Die Wirtshäuser sind für die leibliche Versorgung zuständig und maßgeblich dafür verantwortlich, dass die Marktbesucherinnen und -besucher auch am Nachmittag noch auf dem Markt bleiben.

Das Multiplikationspotenzial

In den letzten Jahren wurde versucht, den Märkten jeweils ein Schwerpunktthema zu geben: Almkäse, Kornkammer, regionale Kreisläufe, alte Sorten und autochthone Rassen, Biovieh ... Am Gollimorkt wurde Almkäse verkostet und erstmals wieder Vieh gehandelt. Seit drei Jahren findet ein Bioviehmarkt statt, der einzige im Rahmen eines Traditionsmarktes in Südtirol.

Inflation oder die Kopie ist nie so gut wie das Original

Lange Zeit haben viele Kräfte die Entwicklung der Märkte in Mals kritisch beobachtet. Nachdem der Erfolg nicht mehr zu leugnen war, wurden auch andere Märkte wieder belebt. Mittlerweile gibt es deren (zu) viele, und nicht immer sind sie imstande, eine klare Idee zu vermitteln. Wenn etwas Erfolg hat, dann wird es gerne kopiert. Dabei wird allzu leicht unterschätzt, dass dafür professionelle Arbeit gefordert ist. Wenn zudem immer wieder dieselben Marktstände ihre Waren anbieten, dann verleidet dies sowohl die Kundinnen und Kunden als auch die Standbetreiberinnen und -betreiber.

Herausforderungen

- Es wäre ideal, wenn die gesamte Region Obervinschgau ihr Märkteangebot abstimmen und aktiv gestalten würde. Die Jahrmärkte bräuchten eine klare Positionierung, die Wochenmärkte sollten auf die Bedürfnisse der heimischen Bevölkerung und der Gäste sowie auf das Angebot der Kaufleute abgestimmt werden.
- Auf den Märkten sollte in erster Linie Handel betrieben werden. Dazu unterstützend könnten die Gastronomie und die Unterhaltung eingesetzt werden.
- Die Märkte tragen in sich ein großes Potenzial für die Entwicklung der Region. Dieses sollte aktiv und gemeinsam genutzt werden. Dies gilt auch und vor allem für die Zusammenschau der einzelnen Lebens- und Wirtschaftsbereiche, sprich Landwirtschaft und Tourismus, Handwerk und Handel, Dienstleistung (auch Ausbildung, Bildung, Kultur) und Ökologie.

Vielleicht sind es gerade die Märkte, die aus dem Obervinschgau eine „Agora“ kreieren, wie der ehemalige griechische Marktplatz genannt wurde, auf dem man nicht nur handelte, sondern auf dem man auch kräftig diskutierte und politische Entscheidungen traf. In Zeiten heftig diskutierter Basisdemokratie vielleicht gar nicht so abwegig.

Konrad Meßner

Markt-Traditionen, Traditions-Märkte

Um es gleich vorweg zu nehmen: In diesem Artikel geht es nur bedingt um das Alter von bestimmten Märkten, obwohl einem bei der Betrachtung der entsprechenden Merkantillandschaft oft das Gefühl beschleicht, dass ein möglichst hohes Alter zugleich schon ein Urteil über die Qualität oder sogar auch die Sinnhaftigkeit eines bestimmten Auftrittes zulassen würde – zumindest wird einem dies durch die Bewerbung vieler Veranstaltungen suggeriert. Aber ob ein Markt nun das 10. oder das 250. mal über die Bühne geht, ist im Grunde ja herzlich egal. Dennoch hängen sich diverse Märkte einen einladenden Bart um und schreien das Stichwort von der langen „Tradition" in alle Welt.

Interessanterweise beweisen sie durch ihre bewundernswerte Lebensdauer aber genau das Gegenteil dessen, was sie zu suggerieren versuchen: nicht ihre Beharrlichkeit, nicht ihr konservatives und immer das Selbe vorweisende Angebot hat sie durch die Jahrzehnte (wenn nicht gar durch die Jahrhunderte) geleitet, sondern: Modernität – dass sie also in der Lage waren, ihr Angebot an Waren und an Unterhaltung der jeweiligen Nachfrage anzupasssen und somit mit der Zeit zu gehen. Kein Mensch mehr wird sich etwa auf dem seinerzeit so beliebten Thomasmarkt mit Schweinehälften für den Winter eindecken, obwohl genau dieses Produkt den entsprechenden Markt auf dem Innsbrucker Innrain bis hinunter zur Johanneskirche dominiert hat. Kein Mensch mehr wartet auf den extra angereisten Tuchhändler mit den neuesten Stoffen aus Flandern und Brabant, und die Zähne ziehen lässt man sich mittlerweile auch schon vom ortsansässigen Dentisten und kennt den ambulanten Zahnbrecher nur noch als Alptraumfigur (bzw. im übertragenen Sinne als immer noch beliebte Schleckerei namens „Türkischer Honig").

Tatsächlich also wird der Erfolg eines Marktes darin bemessen, inwieweit sein Angebot auf ein bestimmtes kaufwilliges Zielpublikum trifft, bzw. inwieweit er Produkte anzubieten vermag, die man nicht eh immer und ständig um die Ecke, sondern nur mit größeren Schwierigkeiten bzw. nur saisonal bekommt: und diese Produkte sind im Zeitalter des umfassenden Welthandels und des online-Shoppings mittlerweile ausgesprochene Mangelware. Was aber ein Markt – und wir sprechen hier von temporären, nur in größeren Zeitabschnitten wiederkehrenden Veranstaltungen („Jahrmärkten") – was ein Markt dauerhaften Einrichtungen wie Supermärkten oder auch noch so großen „Malls" voraus hat, das ist das Flair.

Es ist der schöne Schein, dass man angeblich nur hier, jetzt und heute dies und das zu erstehen bekommt (und sonst nie wieder), was einen Markt attraktiv macht: 365 Tage *Christkindlmarkt* oder *Handwerksmarkt* wären brutal – und sinnlos. Hier und heute: das ist die Philosophie eines Marktes. Aber, wie gesagt, das ist natürlich nur noch schöner Schein...

Dennoch funktioniert es: es funktioniert etwa ganz erfolgreich als *Haiminger Markttage* (seit 1987), während denen Oberländer Äpfel, Kartoffel und Kürbisse regelrechte Besuchermagnete bilden; oder ganz ähnlich am *Haller Radieschenfest* (seit 2001), bei denen die scharfen Knöllchen Besuchermassen alljährlich anlocken. Der erfolgreiche Hintergrund wird dabei durch die Strategie des „frischer als frisch" als Verknappungsargument gebildet. (Nicht viel weniger frisch oder weniger direkt aus der Erde gibt's die Produkte allerdings später im Supermarkt oder zumindest „ab Hof".)

Hat man es aber nicht mit Saisonprodukten zu tun, dann wird die Sache schwieriger und verlangt deshalb nach etwas mehr an dem geheimnisvollen Flair eines Marktes. Dazu gehört etwa die strategisch günstige Ausrichtung bzw. Aufstellung der Stände, welche nicht nur ein Vorbeiflanieren, sondern auch ein gelegentliches, künstliches Zusammenballen der Besucher ermöglichen sollte. Es ist eine alte Marktweisheit, dass sich die Masse gerne an sich selbst erfreut und das Geschiebe, das Gedränge und die Platzangst zu echten Kriterien für die Shopping-Gaudi hochstilisert. Umgekehrt gibt es nichts Tödlicheres, als eine schlecht besuchte Veranstaltung – dieses schlägt sich nämlich direkt auf das Qualitätsurteil hinsichtlich der angebotenen Waren nieder: Ramsch.

Damit wird allerdings das Zusammenströmen von Menschenmengen zur obersten Organisatorenpflicht. In der guten alten Zeit mit ihren unterentwickelten Transportsystemen und stark eingeschränkter Mobilität, garantierte das gelegentliche Aufschlagen von Marktbuden selbst schon die Attraktivität (Nikolaus-, Thomas- und Ostermärkte etc.). Nicht nur die Käufer von den umliegenden Berghängen und Talschlüssen stürmten zu den buchstäblich einmaligen Angeboten, sondern auch diverse andere Dienstleister haben dies getan: Bader etwa, die als Zahnbrecher wüteten, Quacksalber, welche *Theriak* als Medizin verscherbelten – und eine große Anzahl von Unterhaltungskünstlern wie Akrobaten, Schauspielern, Musikern, *National-Sängern* usw.

Tirol ■ Markt-Traditionen, Traditions-Märkte | Gunter Bakay



Turbulenter Besuch Osttiroler Krampusse auf dem Christkindlmarkt in der Innsbrucker Altstadt 2011: „Die alten Stinker" in Aktion | Foto: IAI-GmbH, Wally Witsch

Dies alles geschah in der guten Zeit quasi vollautomatisch: Das Verkünden des Markttermins genügte. Schon seit längerer Zeit allerdings stellt ein gelungener Markt ein echtes Kunst- und Kulturprodukt dar. Er benötigt ein Motto, ein geschärftes Profil und einen Rahmen, der alles glänzend zusammen hält. In Tirol hat sich dafür die „Volkskultur" als besonders interessant und erfolgreich bewiesen. Traditionelle Elemente des Volkslebens findet man dabei sowohl auf Produkt-, als auch auf Unterhaltungsebene. Im idealen Falle fließen sie zusammen und können etwa als Handwerksmarkt mit vorgeführten Brauchtum bzw. echter Volksmusik (unplugged) eine unschlagbare Symbiose eingehen. Dies gelingt in Nordtirol etwa in Going (*Handwerkskunstmarkt* seit 1988) oder in Seefeld (*Handwerksmarkt* seit 1997). Insbesondere Seefeld hat mit über 100 Ständen schon eine weit überregionale Größe erreicht und mit einem großen Trachtenumzug (ca. 400 Aktive aus Nord-, Ost- und Südtirol), diversen Volksmusikgruppen und Vorführungen ausgestorbenen oder vom Aussterben bedrohten Handwerks fast schon Monopolstellung als „Traditions-Markt" erreicht.

Es ist nicht ganz unerheblich zu erwähnen, dass der große und vorbildliche Ahn solcher Veranstaltungen nicht als unmittelbar merkantiles Produkt entstanden, sondern direkt der Pflege und Vermittlung heimischer Traditionen entsprungen ist: Die Rede ist vom bekannten *Kirchtag* im Museum Tiroler Bauernhöfe in Kramsach. 2012 wurde bereits zum 37. mal ein Fest inszeniert, das Feldmesse, Tanzlmusiken im Freien, Stubenmusiken in den alten Höfen, Volkstanzgruppen, Schützen etc. umfasst, das altes Handwerk vom Korbflechter über den Zaunringbinder bis zum Togglmacher zeigt, und Tiroler Spezialitäten vom Kiachl über Prügeltorten bis zur Gerstlsuppe und Blattln mit Sauerkraut auskocht. Da „Kirchtag" und „Markt" früher sehr oft zusammengefallen sind, trifft man in Kramsach also nichts, was nicht etwa auch in Seefeld von höchstem Interesse wäre.

Bräuche und Volksmusik bilden allerdings auch dort einen Rahmen, wo die angebotenen Waren nur noch bedingt der regionalen Produktion entspringen, sondern vielmehr ein stimmiges Ambiente geschaffen werden soll. Herausgehoben werden soll dabei der 1974 fix in der Innsbrucker Altstadt installierte *Christkindlmarkt*. Schon von Anfang an, verstärkt aber seit den 1990er Jahren wird hier auf Advent- und Weihnachtsbräuche gesetzt und verschiedenen Gruppen wie Anklöpflern, Herbergsuchern, Osttiroler Krampussen, Perchten uvm. eine Bühne geboten. Das Konzept wurde Grundlage für viele andere Weihnachtsmärkte und zeichnet damit für die mittlerweile überregionale Bedeutung von Tiroler Bergweihnachten verantwortlich. Dies gilt ebenso für den in der Innsbrucker Altstadt abgehaltenen *Ostermarkt* (seit 2004): typische Frühlingsbräuche wie Aperschnalzen und Grasausläuten, Osterbräuche wie Palmbuschnbinden und Ratschen, Trachtenvorführung, Bandltanz und täglich Tiroler Volksmusik unplugged tragen auch zu dieser sehr erfolgreichen Markteinführung im Rahmen des *Osterfrühlings* maßgeblich bei.

Tatsächlich also bildet die attraktive und publikumswirksame Tiroler Volkskultur eine ganz wesentlich Basis für das Gelingen vieler Märkte: sie gibt einen Inhalt, sie gibt einen Rahmen. Umgekehrt bieten aber gerade diese Märkte die Möglichkeit, Tiroler Traditionen auch einer breiten Öffentlichkeit vorzustellen und damit vor dem Vergessenwerden zu bewahren. In dieser fruchtbaren Beziehung wäscht wirklich eine Hand die andere.

Und manchmal passiert auch das ganz Wunderbare und eine „Markt-Initiative" wird gar zum Anlass für die lokale Wiederbelebung eines einstmals ganz bedeutenden Brauchs. So geschehen etwa im Jahre 2000, als sich für den Christkindlmarkt in der Innsbrucker Altstadt eine Gruppe Frauen und Männer zu einem „Herbergsuchen" zusammengefunden hat. Seit dieser Zeit erfreuen die „Wattenberger Herbergsucher" wieder ihre tiefverschneite Heimat mit den alten Liedern und mit dem alten Spiel, weit entfernt von jedem kommerziellen Gedanken. Was für ein schöner Erfolg für uns alle.

Gunter Bakay



Waltraud Schwienbacher in ihrem Kräutergarten | Foto: Winterschule Ulten

Waltraud Schwienbacher und die Winterschule Ulten

Waltraud Schwienbacher tritt ein für mehr Langsamkeit in unserem Leben, in unserem Alltag, in unserer Gesellschaft. Sie ist damit nicht allein. Es gibt europaweit Menschen, die in regionalen Projekten auf die Bedeutung ökologischer Kreisläufe und auf die Vielfalt heimischer Produkte hinweisen und der Schnelllebigkeit unserer Zeit Einhalt gebieten. Erst vor Kurzem schrieb Heini Staudinger, ein österreichischer Schuhhersteller, an seine Kundinnen und Kunden: „Wenn die Leute von Dingen wie Schuhen und Kleidern nichts mehr verstehen, ist das ein bedrohliches Phänomen. Viele haben ja nicht einmal mehr eine Ahnung, woher das Brot kommt. Schuh- und Textilindustrie sind fast zur Gänze verschwunden. Viel Know-how ist unwiederbringlich verloren. (...) Ich muss die Welt, in der ich lebe, ein bisschen verstehen können. Das ist eine wichtige Voraussetzung für Gesundheit. Wenn aber an den Bäumen das Obst fault, die Hälfte der Lebensmittel (in den reichen Ländern) weggeschmissen wird und kein Brot ohne Diesel mehr gebacken werden kann, wie wollen wir das unseren Kindern erklären?“ Die Veränderungen, die Staudinger im Handwerk beobachtet, nämlich, dass der Großteil der Schuhe aus China stammt, erlebte Waltraud Schwienbacher in ihrem Lebensumfeld. Wertvolle einheimische Rohstoffe werden vernichtet und dafür billige, minderwertige Produkte von überall her importiert. So beklagten Schafbauern im Ultental immer wieder, dass die Wolle nicht mehr als hochwertiger Rohstoff anerkannt, sondern auf dem Markt als wertlos und zum Abfallprodukt abgestempelt wurde. Waltraud Schwienbacher, die sich mit ihrem ersten selbst verdienten Geld als junges Mädchen ein Lämmchen gekauft hatte, spürte, dass es an der Zeit war, initiativ zu werden.

Mehr mit der Natur anstatt dagegen

Heute geht es der 68-jährigen Ultnerin nicht nur um die Verwertung der eigenen Rohstoffe, sondern auch um die Aspekte Gesundheit und Lebensqualität. Wenn sie beispielsweise von der Wolle spricht, so kann sie dies nicht tun, ohne ständig auf die vielen positiven Eigenschaften dieses Naturproduktes hinzuweisen. Denn die Wolle schafft nicht nur Wohlbefinden. Sie wärmt, heilt, ist gesund und kleidet. Im Leben unserer Vorfahren hat sie eine sehr große Rolle gespielt. Aus Wolle war die Kleidung gefilzt, gewebt und gestrickt. Wolle wurde auch als hervorragender Dämmstoff und gegen Krankheiten eingesetzt, wie zum Beispiel bei Gelenksschmerzen, Rheuma und Hexenschuss. Der ganzheitliche Ansatz, von dem Waltraud Schwienbacher in ihrer Lebensphilosophie ausgeht, ist ein Ansatz, der wieder aktuell ist. Gebeutelt von großen Skandalen in der Lebensmittelbranche, würde eine ganzheitliche Verwendung von Produkten nicht nur weniger Müll produzieren, sondern wäre auch umweltschonend und ethisch korrekt. Als Waltraud Schwienbacher vor Jahren begann, sich für die Veränderung einzusetzen, wurde sie anfangs belächelt und stieß auf wenig Verständnis. Doch sie war so sehr überzeugt von ihrer Idee, dass sie nicht mehr daran rüttelte.



Wolle filzen | Fotos: Winterschule Ulten

Die Winterschule Ulten

Heute kann sie auf einen schönen Erfolg blicken. Um Menschen dafür zu begeistern, wieder mehr auf das eigene Umfeld zu achten, um altes Handwerk nicht aussterben zu lassen und die Schätze unserer Natur zu entdecken, kam sie auf die Idee, eine Winterschule zu gründen. 1990 startete sie mit dem Projekt „Lebenswertes Ulten“. Bald darauf erfolgte die Gründung der Winterschule Ulten. Der Begriff Winterschule erinnert an jene Zeit, als Kinder in Tirol in den Wintermonaten in die Schule gingen. Da auf den Bauernhöfen alle, von Jung bis Alt, bei den Arbeiten auf den Feldern und Äckern eingespannt waren, wurde beim Schulkalender darauf Rücksicht genommen und die Kinder der Bauersleute besuchten die Winterschule. Längst haben sich die Schulzeiten geändert, der Begriff Winterschule ist also nur mehr im Ultental lebendig.

Dort ist diese Schule zu einer festen Einrichtung geworden und erlebt jährlich einen wachsenden Andrang von Interessierten. Es geht um das Begreifen ökologischer Kreisläufe, um das Erlernen alter Handwerkstechniken, um das Eintreten für eine neue Volkskunst. Aus allen Teilen des Landes pendeln interessierte Frauen und Männer ins Ultental und lernen dabei nicht nur sehr viel Wissenswertes, sondern entdecken wohl auch die Schönheiten des Tales, das eine einmalige Kulisse für die Schule bildet. Vieles ist in Vergessenheit geraten, denn viele Berufe, die es bis in das 20. Jahrhundert noch gab, sind ausgestorben oder werden nicht mehr gebraucht. Die industrielle Herstellung hat dem alten Handwerk viel Boden genommen. Daher ist es interessant und wichtig, wenn traditionelle handwerkliche Techniken aufgegriffen und mit neuem Wissen verknüpft werden. In Vorträgen und Seminaren erzählt Waltraud Schwienbacher von ihrem Leben, von der Achtsamkeit gegenüber der Natur, die sie als „Schöpfung“ bezeichnet. Sie hat in Südtirol etwas geschaffen, das den Begriff Nachhaltigkeit wirklich verdient.

Waltraud Schwienbacher ist der Beweis dafür, dass in der Volkskultur viel Kraft steckt. Kraft, Neues zu wagen, ohne das Alte aus den Augen zu verlieren. Es geht um das Leben und um eine neue Kunst des Lebens.

Barbara Stocker



Schafwolle spinnen

Körbe flechten





Multimediale Präsentation der Schlafkammer von Bierjun im Museum Gherdëina | Foto: Museum Gherdëina

Die spätmittelalterlichen Rötelstiftzeichnungen aus dem Hof „Bierjun“ im Museum Gherdëina

Ein rares Zeugnis volkstümlicher Frömmigkeit

Im Museum Gherdëina|Museum Gröden in St. Ulrich wird seit dem Jahr 2007 eine kleine Schlafkammer aufbewahrt, die von der Hofstelle „Bierjun“ bei St. Ulrich stammt. Auf den senkrechten Bohlen der Ostwand der Kammer haben sich mit Rötelstift aufgetragene Darstellungen profanen und sakralen Inhalts erhalten, die in das Jahr 1490 bzw. 1494 datieren und ein seltenes, wenn nicht einzigartiges Zeugnis volkstümlicher Frömmigkeit des Spätmittelalters darstellen.

Von der Entdeckung zur musealen Präsentation

Die Entdeckung der Rötelzeichnungen verdanken wir der Aufmerksamkeit der beiden Hausforscher Walter und Wolfgang Kirchner aus Bayern, denen auf ihren bauhistorischen Erkundungen durch Südtirol und das Grödental in den frühen 1990er Jahren der leerstehende Paarhof „Bierjun“ in der ladinischen Fraktion Sureghes/Überwasser am Fußweg zur Seiser Alm aufgefallen war. Nach einer eingehenden Aufmessung und bauhistorischen Untersuchung des Objektes gelang ihnen durch den Einsatz von starkem ultraviolettem Licht ein detailgetreues Durchpausen der Rötelzeichnungen auf Folie, was die Erkenntnis der Themeneinhalte ermöglichte. Die Präsentation ihrer überraschenden Entdeckung an die Fachwelt bei der Jahrestagung des Arbeitskreises für Hausforschung in Hall in Tirol im Jahr 2000 zeigte den Seltenheitswert der Rötelzeichnungen als „private Andachtsbilder“ im häuslichen Bereich und führte nach mehrjährigen Bemühungen zur Bergung der gesamten Kammer aus dem bereits stark einsturzgefährdeten Wohngebäude. Eine Aufbewahrung am originalen Standort wurde ausgeschlossen. Nach aufwendigen konservatorischen Eingriffen an der Holzkonstruktion konnte die Kammer schließlich in der Dauerausstellung des Museums wieder aufgebaut und ihr lang gehütetes Geheimnis einem breiten Publikum zugänglich gemacht werden.

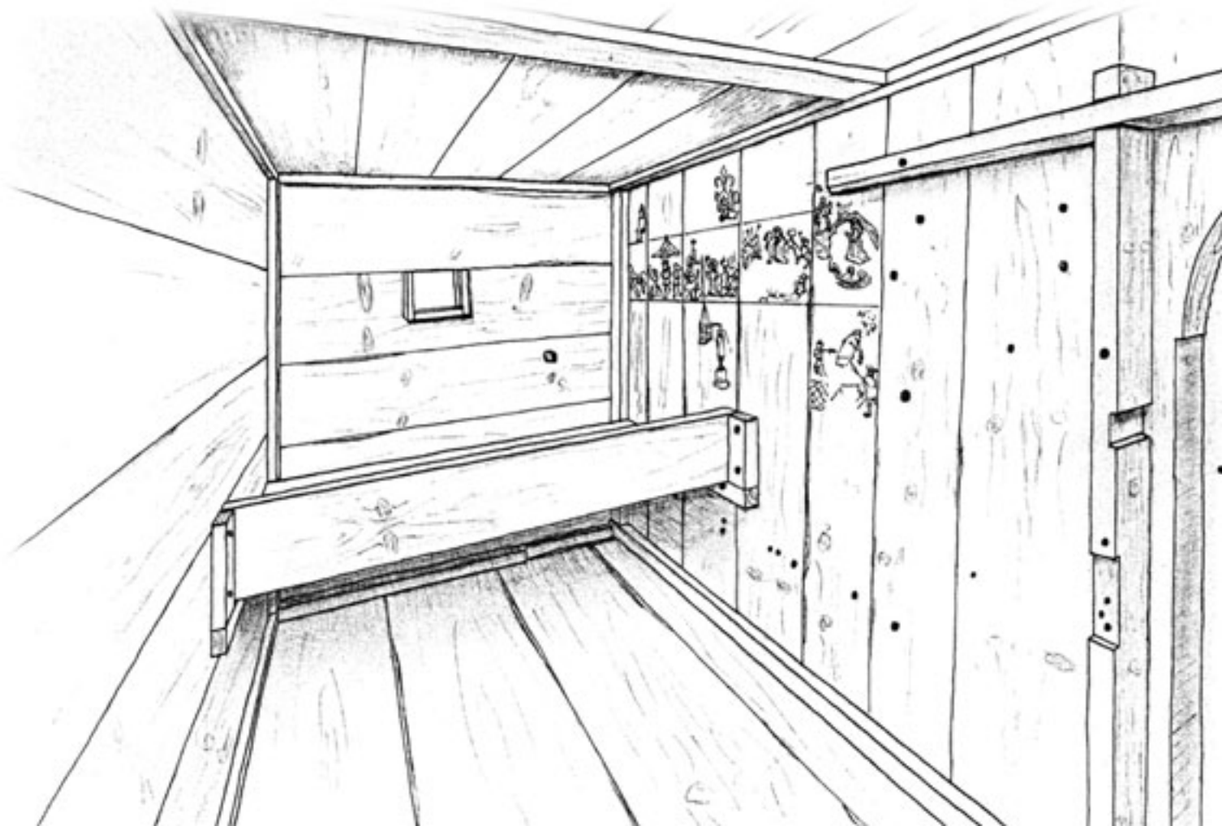
Die Schlafkammer

Der heute nur noch als Ruine erhaltene Paarhof „Bierjun“ weist einen mittelalterlichen Baubestand aus der Mitte des 13. Jahrhunderts mit gemauertem Untergeschoss und Obergeschoss in Block- und Ständerbauweise auf. Die 3,30 x 2 Meter große Schlafkammer wurde 1456, vielleicht als Gewinn zusätzlicher Wohnfläche, als Ständerbohlenbau zwischen Wohn- und Wirtschaftsgebäude in luftiger Höhe errichtet. Der Zugang erfolgte über eine Eselsrückentür, deren Außenseite mit einem Kerbschnittmuster verziert ist und über der Bogenspitze in einem Christus-Monogramm endet. Die über der Tür auf der Innenwand angebrachte Jahreszahl 1490 (bzw. 1494) dürfte das Entstehungsjahr der Rötelzeichnungen unter dem Hofbesitzer Sigmund von Werschen angeben. Deutliche Einbausspuren für eine Bettstatt und das für ältere Schlafkammern fast obligatorische Prunzloch belegen die Nutzung als Schlafkammer. Der Nutzer konnte vom Bett aus auf die gegenüberliegenden senkrechten Brettbohlen mit dem auf Augenhöhe gezeichneten dreiteiligen Bilderzyklus blicken.

Die Darstellungen

Die profanen Szenen im obersten und untersten Bildfeld lassen eine sitzende Bischofsfigur (?), ein nicht näher identifizierbares Wappen sowie den Aufzug einer Turmglocke und eine Jagdszene erkennen, die auf konkrete Begebenheiten hinweisen. Beim Glockenaufzug dürfte es sich um die St. Leonhardskirche in Pufels handeln, der Sigmund von Werschen 1462 und 1474 nachweislich als Kirchpropst vorstand. Die Jagdszene zeigt zwei Jäger neben einem Stellnetz, die mit ihren Lanzen womöglich einen Bären abfangen wollen, der im waldreichen Gröden über Jahrhunderte zum Standwild gehörte.

Grafische Nachzeichnung des Bilderzyklus von Walter und Wolfgang Kirchner, Gesamtübersicht





Detailansicht des Wappens | Foto: Walter und Wolfgang Kirchner



Zustand der Hofstelle Bierjun im Jahr 1943 | Foto: Archiv Robert Moroder

Das mittlere Bildregister hat fünf figurenreiche Szenen aus der Passion Christi zum Inhalt, wobei jede einzelne Szene auf einem Brett Platz findet. Zu sehen sind von rechts nach links Christus am Ölberg, die Gefangennahme, Christus vor Pilatus, die Geißelung und die Dornenkrönung. Unter den beiden letztgenannten Szenen findet sich die Inschrift „jesus nasscarenus rex iudoru(m)“. Später angebrachte religiöse Beischriften an anderen Stellen des Holzkastens lassen eine Nutzung über einen längeren Zeitraum vermuten. Ob der Passionszyklus an einer der restlichen Wände fortgesetzt war, ist nicht nachweisbar.

Ikonografisch und kompositionell folgen die Szenen den gängigen Darstellungen des ausgehenden 15. Jahrhunderts wie beispielsweise am Multscher-Altar in Sterzing (1456-1458) oder auf dem Flügelaltar von Völs am Schlern von Meister Narziß (1488). Als Autor wird ein lokaler Künstler mit Kenntnis der Wand- und Tafelmalerei sowie der Druckgrafik angenommen.

Außergewöhnlich ist der Benutzer- und Gebrauchszusammenhang. Die Bildfolge diente als visuelle Unterstützung für die persönliche Andacht und religiöse Kontemplation. Da keine Vergleichsbeispiele für häuslich gebrauchte sakrale Bilder aus dem Mittelalter zitiert werden können, bleiben die Passionsbilder von Bierjun ein rares Beispiel privater Andachtsbilder, mit deren Hilfe der Auftraggeber die Leidensgeschichte Christi emotional nachvollziehen konnte. Denkbar wäre zudem eine schützende, apotropäische Funktion.

Die Ausstellung

Die Ausstellung „Bierjun – das Geheimnis einer Schlafkammer“ bietet Einblicke in die interessante Baugeschichte des Hofes vom Mittelalter bis in die Neuzeit und versucht dem Entstehungskontext der einzelnen Bilddarstellungen nachzuspüren; dabei baut sie auf die interdisziplinären Recherchen von Archivaren und fachkundigen Kollegen. Aufgrund ihrer schlechten Lesbarkeit sind die Rötelstiftzeichnungen über ein „elektronisches Fenster“ zu sehen, das die entsprechenden Aufnahmen mit Naturlicht und ultraviolettem Licht sowie die grafischen Umzeichnungen vermittelt und dem Beschauer eine erlebnisreiche Wahrnehmung ermöglicht. Am animierten Trailer werden der originale Standort und die Restaurierungsarbeiten aufgezeigt. Die Ausstellung zeigt außerdem am Beispiel von abgebrochen und noch bestehenden Strukturen die Eigenart der Grödner Bauernhöfe auf.

Paulina Moroder

Literaturhinweis:

Die Dokumentationsergebnisse von Walter und Wolfgang Kirchner sind im Jahrbuch für Hausforschung Jg. 2002, Band 51 (Sektion III: Bohlenstuben und Vertäfelungen) veröffentlicht. Zur Baugeschichte siehe auch: W. und W. Kirchner „Ein spätmittelalterliches Bauernhaus in Gröden, Südtirol“ in: Haus und Kultur im Spätmittelalter. Berichte der Tagung „Ländliche Volkskultur im Spätmittelalter“ des Fränkischen Freilandmuseums, 14.-16.04.1996, Bad-Windsheim 1998, S. 213-221.

Volkskultur im Defereggental in den letzten 15 Jahren

Kultur – Kultur ist vielfältigst und relativ, ja sogar individuell. Wir kennen verschiedene Kulturen. Die Kultur des Bauens, des Malens, des Schauspiels, ja des Essens und des Trinkens, die Gesprächskultur, die Zuhörkultur, ja und sicher noch viele andere.

Klassische Hochkulturen, Avantgardekulturen und Volkskulturen, die bereits klassisch und undiskutierbar geworden sind.

Die Hochkultur ist meist in den großen Städten und Ballungsräumen zuhause, die Volkskultur eher in ländlichen und dünner besiedelten Räumen, vielleicht könnte man sogar, ärmeren Gegenden, sagen.

Das Defereggental ist ein Hochtal in Osttirol und ist weit weg von den Hauptstädten, von den großen Künstlern, von den Subventionstöpfen.

Im Defereggen leben ca. 2500 Bewohner zwischen 1100 und 1500 m Höhe und sind größtenteils Pendler, im Tal ist aber doch noch eine bäuerliche Grundstruktur.

In diesem Tal wurde im Jahr 2000 die Kulturgesellschaft „Heimat Defereggen“ begründet, die sich in vielfacher Weise in das kulturelle Geschehen einbrachte bzw. dieses auch prägte.

Im Jahr 2000 erschien zum erstenmal der „Deferegger Heimatkalender“, ein DIN-A3 Kalender, der in seiner Art damals einmalig war.

Jeder Monat hat 2 Blätter.

Das Blatt 1 zeigt ein Bild aus dem Tal, alt, unveröffentlicht, sepiabraun, aus den Anfängen der Fotografie, Handwerk, Kinder, Arbeitsleben, Almen, Gesellschaftsereignisse, ... mit einer Bildtextzeile und das Kalendarium mit Mondphasen, wichtigen Namenstagen, Dorf- und Fraktionsfeiertagen.

Das Blatt 2 berichtet aus dem Tal über Historisches, Biologisches, naturkundlich Interessantes, bringt aber auch alte, vergessene Kochrezepte, wahre G'schichtlen und Anekdoten, sowie Defereggerisches, das nicht vergessen werden sollte.

Der Kalender erscheint 2013 nun zum 14. Male und wird von vielen bereits als traditionell an-

Renoviertes und restauriertes Zottenkirchl im Defereggental | Foto: Ottilie Stemberger



gesehen. Für viele ist Weihnachten erst dann, wenn der Heimatkalender unterm Christbaum liegt, weil man dann in den nächsten Feiertagen Lesenswertes aus dem Defereggen hat.

Die Bilder und Fotos, die „G'schichtlen" und Anekdoten, die Rezepte,... werden von einigen Defereggern „Weibischen" monatelang im Tal zusammengesammelt und zum Kalender verarbeitet.

Berühmte Volkskundler bezeichnen den Defereggen Heimatkalender als den schönsten und intelligentesten Kalender Österreichs. Für all' die freiwilligen Arbeiter eine hohe Ehre.

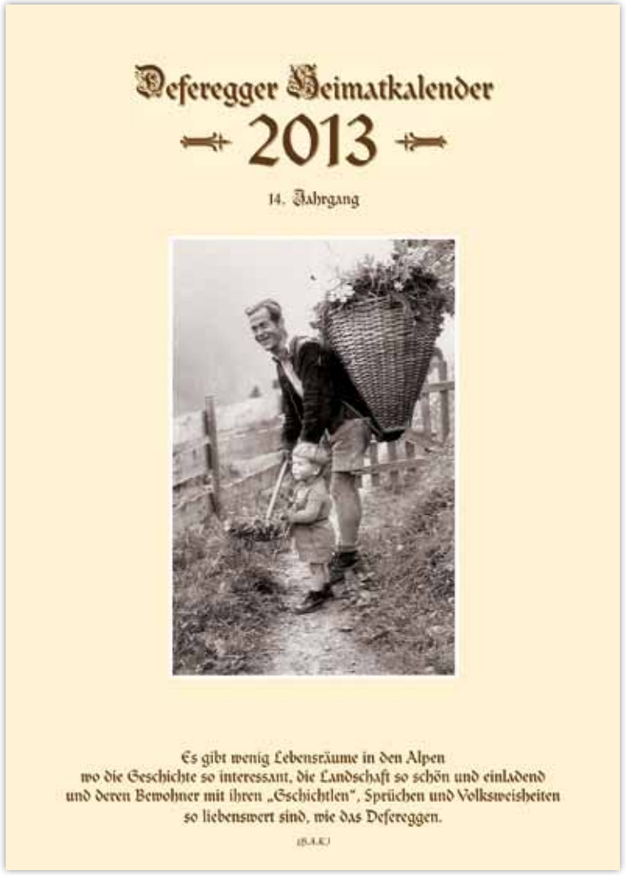
Neben dem Heimatkalender gibt es noch einen wunderbaren Adventkalender mit 24 Einsteckrezepten.

Zudem hat die Kulturgesellschaft die Buchreihe „Defereggen Kostbarkeiten" initiiert, die sich mit wichtigen Dingen des Tales beschäftigt. Kirchen, Kreuzwege, Gedichte und G'schichtlen, historische Wirtshäuser des Tales, alte Bilder und Fotos, berühmte Söhne des Defereggen,... so sind mittlerweile sieben Bände erschienen.

An Band acht und neun wird bereits gearbeitet.

Für ein kleines Tal eine großartige Sache, die viele Dinge vor dem Vergessenwerden bewahrt und den Defereggern auch ein gewisses Selbstwertgefühl gibt.

Auch musikalische Dokumente der Volkskultur mit echter, authentischer Volksmusik wurden produziert.



Defereggen Heimatkalender 2013 | Foto: Ottilie Stemberger



Innenteil des Defereggen Heimatkalenders | Foto: Ottilie Stemberger

Drei CDs als Tonträger können auch den kommenden Generationen „hörbar" zeigen wie im Defereggen musiziert und gesungen worden ist.

Dass so „nebenbei" auch noch verschiedenste Veranstaltungen durchgeführt wurden, ob das Kalenderpräsentationen, Foto-Ausstellungen, Adventsingen, Volksmusikveranstaltungen, Dichterlesungen, Reiseberichte, Tirol-Themen, Diskussionen,... sind, zeigt die Vielfalt und die Fülle des Gebotenen.

Alljährlich wird im Advent im Tal an der Landesstraße in Zotten (St. Veit) eine 25 m hohe Tanne als Christbaum beleuchtet, die den Autofahrern und Fußgängern auf 200 m bereits entgegenleuchtet und sie weihnachtlich einstimmt und ihnen ein Gefühl des „Daheimseins" gibt. Diese Aktion wird der Kulturgesellschaft „Heimat Defereggen" im Tal besonders hoch angerechnet, da die Stromkosten und die Reparaturen nicht unbeträchtlich sind. Doch „Freude schenken" ist eben auch wichtig.

Für all diese Aktivitäten seit fast 15 Jahren hat die „treibende Kraft" der Kulturgesellschaft, die St. Veiter Gemeindeamtsleiterin Ottilie Stemberger, im Mai 2011 den Tiroler Volkskulturpreis bekommen.

Dieses Geld hat sie sofort der Renovierung des Zottenkirchls zur Verfügung gestellt. Dieses Kirchl wollte man 30 Jahre lang renovieren, aber wollte eben nur. Nun hätte man es im Sommer 2011 wegen Einsturzgefahr aus bautechnischen und baupolizeilichen Gründen sperren müssen. Die Volkskulturpreisträgerin spendierte nicht nur ihr Preisgeld, sondern gründete noch einen „Quasi-Tochterverein" mit dem Titel „Retten wir das Zottenkirchl".

Dieser Verein begann sofort mit den Vorbereitungen, führte das Kirchl vom Privatbesitz in öffentlichen Vereinsbesitz über, nachdem die katholische Kirche den Besitz verweigerte. Er gab ein neues Schindeldach und einen Zwiebelturm in Auftrag, „spendierte" dem Kirchl, das eigentlich 1805 ohne Fundament erbaut wurde, ein Betonfundament, drainagierte das Gelände, baute eine neue Hangmauer und gab so den Defereggern die Zuversicht, dass das Kirchl bald wieder in neuem Glanz erstehen kann.

Im Jahr 2012 wurden tausende Sprünge vermauert, unsichtbar „geschleudert", indem eine Kernbohrung in den Kirchenmauern rundherum auf zwei Höhen getätigt wurde. Dieser hohle Rundzylinder wurde mit Stahlankern und Druck-Beton ausgefüllt, so dass nunmehr das Kirchl „stahlfest" zusammengehalten wird.

Im Innenbereich wurden nie gesehene oder gewusste Marmorierungen und Fresken freigelegt und vorsichtig restauriert. Nachdem sogar der alte Boden mit farbigen Betonplatten durch einen neuen ersetzt werden konnte, wurde das alte Kirchengestühl wieder eingebracht und eine Außenstiege für die „Betkirche" im Obergeschoss installiert.

Heiligenstatuen, Bilder, Kreuzweg und Altar wurden in Bruneck restauriert und in den ersten Oktobertagen wieder angebracht bzw. aufgestellt.

Am 21. Oktober 2012 wurde, nach 1 ½ Jahren Renovierungszeit, das Zottenkirchl wieder gesegnet. Hunderte Menschen, von nah und fern, feierten dieses Fest, bestaunten die Renovierung, spendeten ihren Dank, aber auch manchen Geldbetrag und bedankten sich innigst bei den wenigen Funktionären des Vereins „Retten wir das Zottenkirchl", besonders bei der Obfrau.

Über die Projekte im Defereggen kann man sich unter *www.heimat-defereggen.at* informieren.

Ottilie Stemberger
Hubert Kobler



Weidenkathedrale | Foto: Abteilung für Wasserschutzbauten

Ein Baum als Kulturgut: Die Kopfweide im Überetsch und Unterland

Wer kann sie noch in der Landschaft ausfindig machen, die knorrigen Bäume mit dem bizarren Wuchs, deren lange dünne Ruten zum Rebenbinden verwendet oder zu Körben verflochten werden? Das von der Stiftung Landschaft Südtirol Onlus geförderte Projekt hat sich zum Ziel gesetzt, die noch vorhandenen Kopfweidenbestände in Eppan, Kaltern, Tramin, Kurtatsch und Margreid näher zu untersuchen und mit einer Wanderausstellung neu ins Bewusstsein zu rücken: Für die fünf Gemeinden wurden Anzahl, Größe, Art und Zustand der aktuell vorhandenen Bäume sowie historisches und aktuelles Gebrauchswissen dokumentiert.

Uralte Kulturform

Von niedrigstämmigen Bandweiden-Wäldern zum Anbinden von Reben berichtet bereits Plinius im 1. Jahrhundert nach Christi Geburt. Laut Catos (234-149 v. Chr.) schriftlichem Nachlass ist ein Weidengarten für ein ertragreiches Landgut unerlässlich. Die Kopfweide ist keine Baumart im botanischen Sinn, sondern eben das Ergebnis dieses Gebrauchs: Die Bäume werden in bequemer Höhe von ungefähr einem Meter geschnitten, an der Schnittfläche treiben immer wieder neue Ruten mit verstärktem Längenwuchs aus. Durch die regelmäßige, über Jahre hinweg dauernde Ernte der Austriebe entstehen Verdickungen an der Schnittstelle und führen zur typischen Gestalt der Kopfweiden.

Die Ruten wurden auf vielfältige Weise eingesetzt, im Überetsch und Unterland ist sicherlich die Verwendung als „Felerbandln" zum Rebenbinden vorrangig. Die noch vorhandenen Bestände – insgesamt wurden 1.184 Kopfweiden der Arten Silber-, Purpur- oder Dotterweide gezählt – dienen auch heute überwiegend diesem Zweck. Die *Feler* waren zudem ein gern verwendetes Knüpf- und Flechtmaterial. Bis weit in die Mitte des 20. Jahrhunderts gehörten Weidenkörbe und das Binden mit *Felern* zur Alltagskultur, erst ab diesem Zeitpunkt haben Draht und Kunststoffe mittlerweile die vielseitigen Weidenruten verdrängt.

Charakterbaum

Die Kopfweiden prägten über die Jahrhunderte das Landschaftsbild und gelten heute als Sinnbild einer intakten Kulturlandschaft. Vereinzelte Bestände wachsen entlang von Wegen, Grenzen und Gewässern. Der Vorteil des „Köpfens" der ausschlagfreudigen Weiden lag auch in einer Mehrfachnutzung des Standorts. Durch den regelmäßigen Schnitt der Krone wird die Beschattung gering gehalten und eine vielseitige Bewirtschaftung ist auf engstem Raum möglich: „Oben" wurden die Ruten geerntet, „unten" die Wiesen zur Streugewinnung oder als Weide genutzt. Kopfweidenbestände entlang von Uferböschungen oder im steilen Gelände, wie sie auch heute noch im Eisacktal zu sehen sind, lassen die Qualitäten in der Hangsicherung erkennen.



Weidenreihe in Margreid | Foto: Kathrin Kofler

Sagenumwobene Kopfweide

Ein literarisches Denkmal setzte Johann Wolfgang von Goethe den Weiden in seinem Gedicht „Der Erlkönig": *...Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort/Erlkönigs Töchter am düstern Ort? /Mein Sohn, mein Sohn, ich seh es genau: /Es scheinen die alten Weiden so grau ...* Kein anderer Baum ist so eng verknüpft mit dem Menschen und geheimnisvollen Wesen wie die Weide. Vermutlich hat die bizarre Form der Kopfweiden so manche Phantasie angeregt: Hexen, Nymphen und andere sagenumwobene Gestalten seien bei Vollmond beim Tanz an den hohlen Weiden zu sehen. Drei über die Schulter geworfene Weidenzweige bringen laut einer Schweizer Sage Geister zum Erscheinen.

Wunderpflanze Weide

Schon Hippokrates (460-377 v. Chr.) und Dioscorides (1. Jahrhundert n. Chr.) verwendeten Weidenrinde als Heilmittel und waren vermutlich nicht die Ersten. Auch heutzutage wird Weidenrindentee mit dem Wirkstoff Salicin bei Fieber und Rheuma verwendet. *Felerschnaps* aus den gelben Zweigen der Dotterweide, wie er im Unterland hergestellt wird, ist ein wirksames Grippemittel. Seit 1899 kann der in der Weidenrinde vorkommende Wirkstoff künstlich hergestellt werden und ist unter dem Handelsnamen Aspirin weltbekannt.

In der Sympathiemedizin tritt die Weide häufig auf, Krankheiten werden in den hohlen Stamm gebannt. Bei Zahnschmerzen hilft der Spruch: *Guten Abend, liebe alte Weide, ich bring dir meine Zahnschmerzen heute. Und wünsche dir, dass sie bei dir bestehen und bei mir vergehen!* So viele Bräuche rund um die Weide auch verloren gegangen sind, übrig geblieben sind die Palmkätzchen des Palmsonntags.

Ein Baum als Lebensraum

Kopfweiden gehören durch ihre Neigung zu Höhlen- und Mulmbildung zu den wertvollsten Bäumen unserer Breitengrade und stellen vielerorts eine Art Rückzugsraum in der intensiv genutzten Landschaft dar. Sehr viele Arten von Flechten, Moosen und Tieren leben von, an und auch in Weiden. Allein über 180 Insektenarten sind auf die Weide angewiesen. Das Höhlenangebot in den Baumstämmen kommt Höhlenbrütern wie Steinkauz, Wendehals, Wiedehopf und Meisen zugute. Die Höhlen bieten auch einigen Säugetierarten wie z. B. Fledermäusen Unterschlupf.

Kopfweiden selbst sind manchmal auch Lebensraum für andere Pflanzen, was aber keinen negativen Einfluss auf den Baum hat. Hat sich genug Mulm (zersetztes Holz) angesammelt, können Brennnessel, Löwenzahn, Storchschnabel oder gar Schwarzer Holunder auf der Kopfweide wachsen.

Renaissance der Kopfweide

Alle Elemente unserer Kulturlandschaften haben sich immer in Zusammenhang mit ökonomischen Erfordernissen entwickelt. Da die *Feler* von den Landwirten aktuell nicht mehr verwendet werden, sind die Bestände der „Bäume mit Köpfchen" stark gefährdet und vielerorts nur noch vereinzelt zu finden. In den letzten Jahrzehnten erinnerte man sich jedoch wieder an die Kopfweide als nützliches Landschaftselement. „Lebende" Weidenbauten entstehen aus Ruten von Kopfweiden, selbst große Weidenkathedralen sind möglich. Verschiedene Kurse, die das Flechten und Gestalten mit Weiden aus lokalen Beständen zum Inhalt haben, geben das Wissen um die Pflege und Verwendung der Kopfweide weiter und tragen so gleichzeitig zur Erhaltung der wertvollen Landschaftselemente mit großer landschaftsästhetischer Wirkung bei.

Kathrin Kofler



Zum Teil werden Harpfen in Ost- oder Südtirol heute noch genutzt, wenn auch nicht immer in ihrem ursprünglichen Zweck



Landmarke: In Osttirol gehören Harpfen noch immer zum prägenden Landschaftsbild | Fotos: Stiftung Harpfe

Die Stiftung Harpfe, ein Beitrag zur Landeskunde

Eine Harpfe ist ein Gerät, oder besser gesagt ein Bauwerk aus Holz, das früher zum Trocknen von Heu, Getreide oder anderen bäuerlichen Erzeugnissen aufgebaut und benutzt wurde. Von Kroatien über Slowenien, die Steiermark oder Kärnten bis nach Ost- und Südtirol gehörten Harpfen in unterschiedlichsten Formen und mit verschiedenen Bezeichnungen zum festen Bestandteil der Landschaft.

Mit der technischen Entwicklung der Landwirtschaft verschwinden auch die Harpfen. Die Stiftung „Harpfe“ – 2007 durch das Pusterer Unternehmen Senfter gegründet – hat sich zum Ziel gesetzt, bestehende Harpfen als landschaftliches Kulturgut vor dem Verfall zu bewahren. Da Landes- oder Gemeindebeiträge in Zeiten der Krise knapp sind und Eigentümer solcher Harpfen in jedem Fall immer auch einen privaten Anteil der Aufwendungen aufbringen müssen, springt die Stiftung ein. Allein im Jahr 2012 hat die Stiftung mit insgesamt 40.295 Euro die Restaurierung von Harpfen in Ost- oder Südtirol bezuschusst. Außerdem arbeitet die Stiftung auf Vorschlag des Innichner Altbürgermeisters Josef Passler eng mit der örtlichen Forstbehörde zusammen: In Abstimmung mit den Beamten soll künftig die Restaurierung der Harpfen organisiert und durchgeführt werden. Diese wertvolle Zusammenarbeit spart Kosten und erleichtert den für Laien nur schwer zu bewältigenden Weg der Bürokratie in Südtirol. Da Wissenschaft und auch Heimatschutz aber nicht von alleine leben, sondern einer größeren Verbreitung bedürfen, ist es der Stiftung, ein Anliegen, nicht nur Eigentümer, sondern möglichst viele Menschen für heimatkundliche Fragen zu begeistern. In diesem Zusammenhang hat die Stiftung 2012 auch am Osttiroler „Tag des Denkmals“ teilgenommen, aus dessen Anlass Stiftungsvizepräsidentin Gerda Senfter an der renovierten Harpfe in Heinfels eine Förderplakette der Stiftung anbrachte.

Besitzer oder Landschaftspfleger veranlassen die Restaurierung von Harpfen mit natürlichen und auch historisch belegten Materialien



Die Stiftung gibt dazu eine volkskundliche Zeitschrift heraus, die sich vordergründig der Harpfe, aber auch anderen Aspekten der Volkskunde und der Kulturlandschaft im gesamten Tiroler Raum widmet. Nach mehreren Ausgaben ist die „Harpfe. Zeitschrift für Landeskunde“ zu einem regelrechten Forum geworden, über das sich Heimatpfleger, aber auch Wissenschaftler austauschen und neue Erkenntnisse darlegen. Die Zeitschrift ist kostenlos und kann über die Stiftung bezogen werden (www.harpfe.com).

Moritz Windegger





Auftritte beim Alpenländischen Volksmusikwettbewerb
Fotos: Tiroler Volksmusikverein

Tiroler Volksmusikverein – Klänge über die Grenzen hinaus

Der 20. Alpenländische Volksmusikwettbewerb mit dem Herma-Haselsteiner-Preis fand vom 25. bis 28. Oktober 2012 in Innsbruck statt.

Wieder sang man und klang es im Herbst in den Räumen des Innsbrucker Kongresshauses. Die Jugend des Alpenlandes fand sich ein zum fröhlichen Beisammensein. Was alle verbindet, ist die Freude an der alpenländischen Volksmusik, die bei aller Vielfalt von der Schweiz bis ins Burgenland und von Bayern bis Südtirol auch viel gemeinsam hat. In kaum einer anderen deutschsprachigen Landschaft ist die Volksmusik noch so präsent wie im Alpenland. Die Lieder fliegen weit umher und manchmal weiß man gar nicht, woher sie wirklich kommen. Viele davon sind neu entstanden. Auch unzählige neue Volksmusikstücke entstehen und verbreiten sich oft unglaublich schnell, wenn sie dem alpenländischen Musizierstil entsprechen. All dies ist ein Zeichen, dass die Volksmusik lebendig ist und wer die Freude, mit der unsere Jugend gerade beim Alpenländischen Volksmusikwettbewerb dabei ist, erlebt, weiß dass uns um die Zukunft nicht bang sein muss.

Volksmusikpflege heute

Die Volksmusikpflege im Alpenraum sieht sich konfrontiert mit einem grundlegenden Wandel der gesellschaftlichen, politischen, kulturellen, wirtschaftlichen und technischen Gegebenheiten, gleichzeitig auch mit einem grundsätzlich kulturfeindlichen Klima.

Die einstige Trägerschicht der Volkspoesie, die Bauern und Handwerker, macht insgesamt nur mehr einen kleinen Anteil an der Bevölkerung aus. Die Kultur wird immer mehr internationalisiert. Nicht nur durch die Medien werden nahezu alle Bereiche der Musik von der Hochkunst über Jazz, ethnische Musik aus aller Welt, Popularmusik, volkstümliche Musik und Schlagermusik allgegenwärtig und jederzeit erlebbar.

In dieser Situation hat aber auch die überlieferte Volksmusik ihren Platz.

Viele Menschen finden in den vertrauten Klängen Geborgenheit und Heimat. Nicht jeder fühlt sich durch manchmal allzu laute Klänge, unechtes Gefühl, perfekte, aber oft auch sterile Technik innerlich ergriffen. Der Sinn für das Leisere, Ehrliche, oft nicht so Perfekte und Einfache, das auch die schlichteste musikalische Ausdrucksform als ein Mitteilen menschlichen Fühlens erkennt, gewinnt wieder an Bedeutung, – wenngleich nicht als Massenbewegung.

Auf den ersten Blick scheint zwischen Volksmusik und der Musikpflege der heutigen Jugend ein Widerspruch zu bestehen. Eine kritische Jugend distanziert sich meist von dem, was auf unzähligen Tonträgern oder bei „Fernsehstadeln" geboten wird. Sie erkennt die kommerzielle Absicht und lehnt dies ab.

Es ist aber immer wieder festzustellen, dass Menschen spontan von wirklicher Volksmusik fasziniert und mitgerissen werden, auch Jugendliche. Es gilt also, das Bewusstsein dafür zu entwickeln, was Volksmusik tatsächlich ist.

Volksmusik spielt sich normalerweise nicht auf der Bühne ab, sie geschieht in der Familie, im kleinen Kreis (was wir beim Wettbewerb erleben, ist eine Ausnahmesituation). Sie hat ihre Funktion im Zusammenleben der Menschen und umfasst alle Bereiche des menschlichen Lebens, von der tiefsten Religiosität bis zur fröhlichsten Ausgelassenheit.

Gründung des Wettbewerbs

Die Jugend des Alpenlandes zum Musizieren und Singen von Volksmusik zu verführen, dies war die Absicht, welche Josef Sulz vor nunmehr 38 Jahren bewogen hat, den Alpenländischen Volksmusikwettbewerb zu gründen. Damals war die Volksmusikpflege bei Weitem nicht so stark in der allgemeinen Musikpflege verankert wie heute. Instrumente wie Volksharfe oder diatonische Harmonika konnte man in Tirol in keiner Musikschule lernen. Es gab wohl bereits den klassischen Musikwettbewerb „Jugend musiziert" (heute – „Prima la musica") aber nichts Entsprechendes für die Jugend, die sich der Volksmusik widmet.

Volksmusikfachleute wie Tobi Reiser, Wastl Fanderl, Cesar Bresgen, Norbert Wallner, Karl Horak, Hermann Derschmidt, Max Rosenzopf, Helmut Wulz, Peter Moser, Florian Pedarnig und v.a. waren von Anfang an dabei. Der Tiroler Volksmusikverein unter der damaligen Obfrau Herma Haselsteiner hat gerne die Trägerschaft dieser Veranstaltung übernommen.

Dass die Idee Früchte getragen hat, liegt auf der Hand. Sicher hat der Wettbewerb zum allgemeinen Aufschwung der Volksmusik wesentlich beigetragen. Es ist erfreulich zu sehen (und zu hören), wie im Laufe der Jahre das Niveau des Singens und Musizierens gestiegen ist. Dabei steht der Wettbewerbsgedanke gar nicht so sehr im Vordergrund. Für viele geht es einfach nur ums Dabeisein bei diesem Fest der Volksmusik. Alles, was in der alpenländischen Volksmusik Rang und Namen hat, war zumindest einmal in Innsbruck. Und dass diese Idee auch heute noch gültig ist, zeigt der nach wie vor ungebrochene Andrang zum Wettbewerb. Über 200 Gruppen und Solisten wurden erwartet. Leider konnten wir bei weitem nicht alle verkraften, die räumlichen, personellen, zeitlichen und vor allem finanziellen Rahmenbedingungen ließen „nur" 175 Wertungen zu.

Aufgabe des Volksmusikwettbewerbs

Das Schaffen von musikalischen Gemeinschaftserlebnissen mit Volksmusik, ist ein wichtiges Element der Volksmusikpflege.

Die Überlieferung von Volksmusik geht heute oft andere Wege als früher. Wohl gibt es noch die Überlieferungsträger, die Sänger und Musikanten, die ihre Lieder und Stücke meist ohne Noten von den Eltern, Großeltern oder anderen Vorbildern erlernt haben und weitertragen. Ihnen gilt es zuzuhören, denn es kommt bei der Ausübung von Volksmusik nicht nur auf das „Was", sondern auch auf das „Wie" an. Leider hat nicht mehr jeder die Gelegenheit, solche Vorbilder zu hören. Andererseits ist durch die Medien die ganze Fülle der alpenländischen Volksmusik jederzeit verfügbar. Damit entsteht die Gefahr der Vereinheitlichung. Es könnte die gerade in der Volksmusik so reizvolle Vielfalt der regionalen Ausdrucksformen verloren gehen.

Der Wettbewerb soll zum Singen, Musizieren und Tanzen motivieren, aber auch auf die Besonderheiten der regionalen Musizierpraxis hinweisen. Mit dem Erkennen des Eigenen wächst das Verständnis für die Besonderheit der anderen.

Eine der Stärken unseres Wettbewerbes liegt darin, dass sich als Juroren die namhaftesten Volksmusikfachleute des Alpenraumes zur Verfügung gestellt haben.

Dankenswerter Weise wird der Wettbewerb zu einem beträchtlichen Teil vom Sohn der einstigen Obfrau, Dr. Hans Peter Haselsteiner, unterstützt. Er hat auch einen Preis im Gedenken an seine Mutter gestiftet, der an Solisten oder Gruppen vergeben wird, deren Singen oder Musizieren am besten der alpenländischen Volksmusik entspricht.

Alle Freunde der Volksmusik sind immer herzlich eingeladen, bei diesem großen Fest der Volksmusik dabei zu sein, sei es als „Zualoser", Tänzer oder als aktive Wettbewerbsteilnehmer.

Peter Reitmeir



„G'sung, g'spielt, gitonzt" im Volkskundemuseum in Dietenheim | Foto: Volkskundemuseum Dietenheim

„Singen, tånzen, musizieren, ållm wiedr eppas nui's probieren ..."

Praktische Vermittlung musikalischer Volkskultur

„Singen, tånzen, musizieren, ..."

Die Freude am Singen, die Geselligkeit beim Tanz und die Vielfalt des instrumentalen Musizierens sind lebendiger Ausdruck der musikalischen Volkskultur in Südtirol. Der Südtiroler Volksmusikkreis, 1981 als ehrenamtliche Vereinigung zur Pflege des Volksliedes und der Volksmusik gegründet, widmet sich der praktischen Vermittlung von überliefertem musikalischem Kulturgut und neuer innovativer Projekte und Musizierformen.

Der heutzutage in Mode gekommene, viel benutzte und auch strapazierte Begriff „Musikalische Volkskultur" ist weit gefasst: Er lässt vieles zu – hält vieles offen, er pendelt hin auf die eine Seite – schlägt dann wieder in die andere Richtung, er hält hoch – schwingt wieder nieder, muss herhalten – um wieder hinzuhalten, wenn Worte fehlen. Über Begriffe wie Kunst- und Volksmusik, Hoch- und Volkskultur, Stadt- und Landkultur usw. ist viel geschrieben worden. Kultur kann man von „colere", d.h. „pflegen" ableiten. So gibt es viele Lebensbereiche, die durch den Beinamen -kultur auf besondere Weise gepflegt, „kultiviert" und wertgeschätzt werden: Baukultur, Landschaftskultur, Trinkkultur usw.

Musikalische Volkskultur und ihre Pflege meint, dass man Bedürfnisse, Nöte und Freuden der Menschen formuliert und zum Ausdruck bringt, Beziehung pflegt, Vertrauen aufbaut, Gemeinschaft braucht und genießt, sich auf ein Wiedersehen freut. Vor allem für junge Leute ist es wichtig und interessant, ihren musikalischen Wurzeln nachzuspüren und die Traditionen und Kulturformen „ihrer" Landschaft oder Region kennenzulernen. Die authentische Stärke und Kraft der Sängerinnen und Sänger und Musikantinnen und Musikanten liegt in der Einheit von Mensch, Musik und Landschaft.

„... ållm wiedr eppas nui's probieren ..."

Die Überschrift dieses Beitrages, ein Zitat aus einem neu entstandenen Lied von Angelika Stecher, beschreibt sehr treffend den Prozess des aktiven und kreativen Musizierens, das Aufeinandertreffen von Tradition und Innovation, das Weitergeben (Überliefern) von Fähigkeiten und Ausdrucksformen. Das Musizieren in all seinen Ausprägungen war und ist Bestandteil des Jahres- und Lebensablaufs der

Sängerinnen und Sänger und der Musikantinnen und Musikanten. Es dient zur Gestaltung von Festen und Feiern, ist Lebensmittel und unmittelbarer Ausdruck menschlicher Empfindung. Lebensumstände, Berufs- und Alltagsbedingungen waren immer im Wandel und ändern sich auch heute ständig. Deshalb ist es notwendig, im reichen Schatz der Volksmusik das zu finden, was man heute braucht, Bewährtes beizubehalten und *„immer wieder etwas Neues zu probieren"*.

Der Südtiroler Volksmusikkreis setzt sich als ehrenamtlicher Verein für die Belebung und Förderung der musikalischen Volkskultur in Südtirol ein. Ein besonderes Anliegen ist es, die Freude am Singen und Musizieren in der Jugend zu verankern und musikalische Erlebnisse zu schaffen.

Die Seminare und Lehrgänge sind wichtige Impulsgeber für das Singen, Tanzen und Musizieren: Singtage für das Singen im Chor oder in kleinen Singgruppen, Jugendsing- und Musizierwoche, Familie und Musik, Singen und Musizieren im Advent, Lehrgang für das Weisenblasen und für Tanzlmusig in variablen Besetzungen, Lehrgang für „Hosensackinstrumente" (Mundharmonika, Maultrommel, Okarina), Musiziertage auf der Alm, BordunMusikTage (für Dudelsack, Drehleier und Raffele) und Schwegeln im Vinschgau.

Das Schulprojekt „Wir singen UNSERE LIEDER", die „Volksmusikbegegnung" und die Lehrerfortbildung „Mit allen Sinnen" in den Grundschulen war sehr erfolgreich und wird nun mit dem „Musigkistl" fortgesetzt.

Die Medienarbeit zeigt sich in CD-Produktionen (z. B. „Weil's mir g'fållt", Dokumentation von aktiven Musiziergruppen), in der Radiosendung „A Liadl und a Musig für di" am Sonntagmorgen und in der Fernsehsendung „jahrein – jahraus, Volksmusik und Lebensart".

Die Veranstaltungen schaffen Anlässe zum Musizieren und der menschlichen Begegnung: Hoangarte, Offenes Singen und Tanzen, Sänger- und Musikantentreffen, Passions-, Marien- und Adventsingen, usw.

Zu den Publikationen zählen das mit dem Tiroler Volksmusikverein gemeinsam herausgegebene Mitteilungsheft „g'sungen und g'spielt" und die Notenreihe „Tiroler Notenstandl". Im Tiroler Gedenkjahr 2009 wurden Tänze und Lieder der „Passeirer Liederhandschrift um 1800" auf CD und in einem Notenheft herausgegeben.

Gernot Niederfriniger



Mädchendreigesang Klausen bei „Jung und Frisch" in Schloss Maretsch | Foto: Franz Hermeter



Offenes Passionssingen und Kreuzweg am Kalvarienberg in Schluderns | Foto: Gernot Niederfriniger

Arbeitsgemeinschaft Volkstanz Tirol

Volkstanz ist Ausdruck einer gepflegten Geselligkeit in einer toleranten Gemeinschaft. Wir sind der Auffassung, dass Volkstanz erst in zweiter Linie – wenn überhaupt – Darbietung ist.

Die Arbeitsgemeinschaft Volkstanz Tirol verfolgt eine wissenschaftlich untermauerte, aus der Überlieferung gewachsene und dennoch zeitgemäße Volkstanzpflege. Sie bemüht sich um Wiederbelebung, Erneuerung und Verbreitung der überlieferten Formen von Musik, Lied, Tanz und Tracht sowie um Förderdung des übrigen Brauchtums. So hat die Arbeitsgemeinschaft ihren Vereinszweck in ihren Statuten zusammengefasst.

Begonnen hat diese Tätigkeit bereits vor über 60 Jahren, als im Rahmen des Landesjugendreferates für Tirol der „Ring" verschiedene Gruppen – z. B. auch Theatergruppen – vereinigte, um die kulturelle Jugendarbeit nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufzubauen. In diesem „Ring" vereinigten sich verschiedene Arbeitsgruppen, darunter auch die „Arbeitsgemeinschaft Volkstum-Brauchtum" beim Landesjugendreferat Tirol unter der Leitung von Prof. Karl Horak. Die ein Jahr später gegründete Volkstanzgruppe Innsbruck (der heutige Volkstanzkreis Innsbruck) repräsentierte diese Arbeitsgemeinschaft oft nach außen.

Für unsere heutige Volkstanzarbeit bilden Prof. Horaks Arbeiten nach wie vor die wissenschaftliche Basis. Als Dir. Arthur Haidl, der damalige Leiter des Landesjugendreferates, in Pension ging und die neue Leitung andere Akzente setzte, schien die Stellung der Arbeitsgemeinschaft Volkstum-Brauchtum nicht mehr richtig abgesichert. Deshalb wurde 1978 der „Verein für Volkstanzpflege" gegründet, aus dem 1989 die „Tiroler Landesarbeitsgemeinschaft für Volkstanz" erwachsen ist und diese wurde 2004 in die „Arbeitsgemeinschaft Volkstanz Tirol" umbenannt.

Der Name HORAK zieht sich wie ein roter Faden durch die Volkstanzarbeit in Tirol. Prof. Karl Horak hat mit seiner Frau Grete nicht nur unsere Volkstänze aufgezeichnet und damit der Nachwelt erhalten, sondern sie in zahlreichen Kursen und Seminaren sozusagen wieder unter die Leute gebracht.



Frau Daniela Schablitzky wurde von Frau Landesrätin Dr. Beate Palfrader und dem Obmann der ARGE Volkstanz Tirol, Kaspar Schreder, das Goldene Ehrenzeichen der ARGE Volkstanz Tirol für 25 Jahre Kinder- und Jugend Musizierwoche (natürlich wird dort auch getanzt) überreicht | Foto: Michael Wedermann

Tiroler Volkstanzwochen in Rotholz

Ab 1948 gab es Jugendlager am Vilsalpsee, im Außerfern und Maurach am Achensee.1949 fand der erste Volkstanzkurs in Innsbruck statt, der von Prof. Karl Horak geleitet wurde. Seit 1958 hat die Tiroler Volkstanzwoche an der Lehranstalt Rotholz einen fixen Standort gefunden und wurde seither ohne Unterbrechung mit großem Erfolg abgehalten. Dabei werden nicht nur Tänze aus Tirol (wobei Südtirol zu Tirol gezählt wird) und Österreich gelehrt, sondern auch das benachbarte Ausland und andere Regionen Europas stehen tänzerisch auf dem Programm. Dementsprechend ist auch die Zusammensetzung der Teilnehmer. 20 mal wurde dieses Seminar vom Ehepaar Horak, 29 mal von der Familie Schreder und seit 2008 von Frau Margaretha Niederseer geleitet und organisiert.

Viele Volkstanzbälle im ganzen Land

Ab 1978 haben sich im Laufe der Zeit verschiedene Arbeitsgruppen gebildet, die im Lande verstreut (Innsbruck, Rotholz, Wiesing, Achenkirch, Kitzbühel, Söllandl, Brixental, Fieberbrunn, Neustift im Stubaital, usw.) die eigentliche Breitenwirkung der Volkstanzarbeit

Tirol ■ Arbeitsgemeinschaft Volkstanz Tirol | Kaspar Schreder



Gesamttiroler Tanzfest in Maurach am Achensee. Typisch für Tanzfeste der ARGE Volkstanz Tirol – Sitzplätze frei – Tanzboden voll | Foto: Kaspar Schreder

erreichten. Diese Arbeitsgruppen sind heute eigenständige Vereine. So finden im Laufe eines Jahres etwa 50 Volkstanzveranstaltungen statt, bei denen Volkstänze nicht dargeboten, sondern gemeinsam in geselliger Runde getanzt werden. Es sind sozusagen Bälle, wo die Musik neben Walzer, Polka und Boarischen auch Volkstänze spielt. Gott sei Dank finden sich heute wieder junge und ältere Musikanten, die bei diesen Gelegenheiten aufspielen und auch ohne Verstärker begeistern können. Natürlich gibt es auch Tänze für Feiergestaltungen, die Zuschauer brauchen. Gerade Tirol ist sehr reich an solchen Tänzen (z. B. Fackeltanz, Reiftanz, Agattanz usw.), mit denen Feste feierlich gestaltet werden können.

Kinder- und Jugendmusizierwoche

Mit großer Freude stellen wir fest, dass auch die Jugend dieser Art von Freizeitgestaltung und Unterhaltung nicht abgeneigt ist. Seit vielen Jahren organisiert Frau Daniela Schablitzky die Kinder- und Jugendmusizierwoche in der Landeslehranstalt Weitau in St. Johann. Sie wird dabei von einem ausgezeichneten, jungen Referententeam unterstützt. Ca. 100 Kinder und Jugendliche musizieren, singen und tanzen in dieser Woche mit großer Begeisterung. Im Jahr 2012 konnte dieses sehr erfolgreiche Seminar bereits zum 25. Male durchgeführt werden.

Erfolgreiche Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft Volkstanz in Südtirol

Seit vielen Jahren funktioniert die Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft Volkstanz in Südtirol ausgezeichnet. Jedes Jahr findet eine gemeinsame Vorstandssitzung statt, bei der das Arbeitsprogramm des Jahres besprochen wird. Gemeinsame Veranstaltungen, wie z. B. der Gesamttiroler Maitanz (abwechselnd von Tirol und Südtirol ausgetragen), Bergmessen, Wallfahrten, Fortbildungsveranstaltungen runden unsere Zusammenarbeit ab. Viele Freundschaften zwischen Nord- und Südtirolern haben sich dadurch gebildet.

Mitarbeit bei der Bundesarbeitsgemeinschaft Österreichischer Volkstanz

Der Obmann der Arbeitsgemeinschaft Tirol ist Mitglied des Vorstandes der Bundesarbeitsgemeinschaft Österreichischer Volkstanz und vertritt dort die Interessen der ARGE Volkstanz Tirol.

Folgendes Projekt wurde vom Land Tirol auch finanziell unterstützt: Zur Erstellung der „Geschichte des Volkstanzes" startete die Bundesarbeitsgemeinschaft Österreichischer Volkstanz in Zusammenarbeit mit den Landesorganisationen und namhaften WissenschaftlerInnen dieses Großprojekt. Darin wurde die „Kulturgeschichte des Volkstanzes in Österreich und Südtirol" intensiv aufgearbeitet. Die Ergebnisse sind nun in Buchform unter dem Titel „Volkstanz zwischen den Zeiten" erschienen mit beigefügter DVD, welche die Langfassungen der Texte samt Fußnoten, Quellenangaben und zusätzlichem Bild-, Film- und Tonmaterial beistellt.

Die Überlieferung ist zwar unser Fundament, jedoch dürfen wir dabei nicht übersehen, dass Lebensvoraussetzungen und Lebensauffassungen sich ständig ändern. Ein verstaubter Museumalismus sollte vermieden und Neues akzeptiert werden: Der Tanz soll leben!

Kaspar Schreder



Eine spezielle Großform mit acht Paaren ausgeführt ist der Reiftanz – sichtbares Zeichen des Dankes für gute Ernte. Im Bild der Tiroler Reiftanz, dargeboten im Volkskunde-Museum zu Dietenheim | Fotos: Arbeitsgemeinschaft Volkstanz in Südtirol

Volkstanz

Einen kleinen, aber dennoch wesentlichen Teil der Volkskultur stellt der Volkstanz dar. Auf Südtirol bezogen kann man davon ausgehen, dass rund ein Prozent der Gesamtbevölkerung volkstänzerisch aktiv ist – und zwar quer durch die Altersstufen, Berufe und Landesteile. War es bis zum Ersten Weltkrieg ganz selbstverständlich, dass zu bestimmten Ereignissen wie zu Hochzeiten oder an Kirchtagen von großen Bevölkerungsteilen die regionalen Tanzformen (Ländler, Masolkas, Kleinformen ...) getanzt wurden, so änderte sich dies durch den Krieg und die damit einhergehenden Folgen drastisch. Eine willkürlich gezogene Grenze trennte unsere Vorfahren vom eigenen Kulturraum ab, der Faschismus bedrängte die Südtirolerinnen und Südtiroler im Sprach- und Kulturbereich und weitum herrschte Armut; dies senkte natürlich die Tanzlust. Trotzdem frönte speziell die Jugend diesem Ausdruck an Lebenslust und Zeugnis der eigenen Tradition, oft heimlich und versteckt (so auf dem Salten bei Bozen, im Natzer Klösterwaldele bei Brixen oder auf den Plätzwiesen im Hochpustertal). Die Option und der Zweite Weltkrieg versetzten diesem Weitertragen von gesanglicher, musikalischer und tänzerischer Volkskultur einen neuen Schlag. Trotz der Schwierigkeiten in den 1950er Jahren lebte da und dort der Volkstanz wieder auf: Junge Menschen fanden sich zusammen, um das noch vorhandene überlieferte Tanzgut zu pflegen, gründeten Gruppen und schlossen sich 1960 unter der Leitung von Prof. Alois Staindl zur „Arbeitsgemeinschaft zur Pflege des Volkstanzes in Südtirol“ zusammen.

Als ein Jahr darauf in Lienz die „Bundesarbeitsgemeinschaft Österreichischer Volkstanz“ gegründet wurde, nahm diese wichtige Volkstanzvereinigung Südtirol dabei als „zehntes Bundesland“ auf. Der jeweils erste Vorsitzende in Südtirol ist seit nunmehr über 50 Jahren Mitglied in dieser bundesländerübergreifenden Gemeinschaft, die sich eingehend mit allen Belangen bezüglich des Volkstanzes beschäftigt.



Die Volkstanzgruppen im Lande pflegen auch Brauchtum rund um den Tanz: so etwa das Maibaum-Aufstellen, hier in Montan (mit anschließendem Tanz um den Maibaum, der für gute Fruchtbarkeit sorgen soll)



Der „Bandltanz“, die wohl eindrucksvollste Volkstanz-Großform. Auch er steht für Fruchtbarkeit, im Bild dargeboten von mehreren Tanzgruppen und 48 Tanzenden am Bozner Waltherplatz

Jährlich findet in den Bergen der sogenannte „Almtanz“ der ARGE Volkstanz statt, ein Offenes Tanzen in freier Natur. Während sich die Erwachsenen an ihren Paartänzen erfreuen, werden für Kinder und Jugendliche Kreis- und Reigentänze angeboten (Almtanz auf der Plose)



1970 bestehen 22 Volkstanzgruppen südlich des Brenners, im Jubiläumsjahr 1984 (25 Jahre Arbeitsgemeinschaft) bereits 50 mit weit über 600 Mitgliedern.

Ende der 1970er Jahre begann dann eine neue Entwicklung in Südtirol Fuß zu fassen: das „Offene Volkstanzen“! Ausgehend von Wien eroberte diese Form der Vermittlung traditionellen Tanzgutes an breite Bevölkerungsschichten langsam auch den österreichischen Westen und kam über Nordtirol schließlich in den südlichen Landesteil. Dabei wurden einfachere Tänze in lockerer Atmosphäre von erfahrenen Tanzleitern erklärt und vorgezeigt, um dann gemeinsam getanzt zu werden. Nach anfänglichen Bedenken erlebte dieses Offene Tanzen einen ungeahnten Aufschwung und wird auch heute noch in vielen Orten regelmäßig angeboten. So dürften in den letzten vier Jahrzehnten alleine in Südtirol um die 20.000 Leute mit dem Volkstanz in Kontakt gekommen sein. In den Tanzzeiten vom Spätsommer bis Advent, Dreikönigstag bis Aschermittwoch, von Ostern bis in den Sommer hinein erfreuen sich diese volkskulturellen Veranstaltungen regen Zuspruchs.

Sowohl durch dieses Offene Tanzen als auch durch die 54 bestehenden Volkstanzgruppen werden in erster Linie die überlieferten Tänze aus dem Tiroler Raum gepflegt und weitergetragen. Bei besonderen Anlässen treten die Volkstänzerinner und Volkstänzer mit den ortsüblichen Trachten und ausgewählten Tanzformen auf und geben Festen ein feierliches Gepräge. Damit leistet dieser Teil unserer Volkskultur einen wichtigen Beitrag zur Erhaltung und Festigung derselben und stärkt das Sozialgefüge.

Klaus Demar

Literaturhinweis

Froihofer, W.: Volkstanz zwischen den Zeiten. Zur Kulturgeschichte des Volkstanzes in Österreich und Südtirol, Wien 2012



Block MB Iseltal | Foto: BVT

Nährboden Blasmusik

Rund 15000 aktive Mitglieder in 303 Musikkapellen, annähernd die Hälfte davon unter 30 Jahre alt – diese nüchternen Zahlen geben beredte Auskunft darüber, in welchem Maße der Ausdruck „Nährboden" gerechtfertigt für die Tiroler Blasmusik ist, und dies in mehrfacher Hinsicht.

Die Volkskultur findet im Blasmusikwesen eine starke Säule, steht doch in den Musikkapellen die Pflege der Gemeinschaft neben der Musikpflege als Bildungsgut, aber auch zugleich als emotionale Klammer auf gleicher Ebene. Das Miteinander-Musizieren von Menschen bedeutet ein hohes Gut in unserer Gemeinschaft, die Beschäftigung mit Schönem eine Bereicherung des Lebens für Mitwirkende wie für Zuhörende. Gerade in Zeiten des Überangebots an unreflektierter Musikberieselung zählt das gemeinsam Erarbeitete und persönlich Dargebotene besonders viel.

Praktisches Musizieren ist eine sehr geschmacksintensive und kraftvolle Frucht dieses Nährbodens. In den Musikschulen werden viele junge Menschen im Musizieren grundlegend geschult. Was würde aus ihren Kenntnissen wohl werden, gäbe es nicht die Praxis in der Blasmusik? Da reiht sich Bild an Bild: die Ausbildung für das allein ichbezogene Musizieren wird erweitert durch das Orchestermusizieren, und dafür bietet eine Musikkapelle reiche Entfaltungsmöglichkeiten. Verfolgen wir den Gedanken weiter, dann entdecken wir, dass aus diesem musikalischen Nährboden Blasmusik erstaunlich viele professionelle Musiker/innen hervorgehen, die mit beachtlichen Leistungen in heimischen Orchestern und darüber hinaus international aufwarten. Blasmusik begünstigt also auch den professionellen Musikernachwuchs.

Qualität, nicht nur Quantität, danach streben Tirols Musikkapellen. Heute spielen im Durchschnitt rund 50 Musiker/innen in einer Musikkapelle, vor 20 Jahren waren es noch 43. Die Besetzungen wachsen also und damit auch die Möglichkeiten, Qualität abzusichern und weiterzuentwickeln. Richten wir nun den Blick auf das aktuelle Geschehen in der Blasmusikszene Tirols, wird uns bewusst, mit welchem Engagement Funktionäre und Musikant/innen daran arbeiten. Auf mehreren Ebenen wird geplant, motiviert und umgesetzt: in den Musikkapellen, auf Ebene der 19 Blasmusikbezirke, und in besonderem Maße ist das die Aufgabe des Landesverbandes. So wirken viele „Kultivatoren", um bei dem biologischen Bild zu bleiben, die den Nährboden ständig durchatmet erhalten und dem Stillstand entgegenwirken.

Das belegen viele Impulse des Landesverbandes: Für Obleute, Jugendreferenten und in ganz besonderem Maße für Kapellmeister gibt es Ausbildungsprogramme. Darüber hinaus bieten den Musikantinnen und Musikanten Veranstaltungen mit thematischen Schwerpunkten besondere Anreize.

Die Tiroler Bläserwoche etwa ist eine jedes Jahr stattfindende große Fortbildungsveranstaltung für Bläser wie Dirigenten, mit wechselnden Programm-Schwerpunkten, gedacht und organisiert vom Team der Landeskapellmeister. Im Juli 2012 war zum laufenden Orchesterprojekt „Tyrolean Winds" zusätzlich die Sächsische Bläserphilharmonie, ein professionelles Blasorchester, zu Gast. Teilnehmer am Dirigierworkshop konnten dieses Profi-Orchester dirigieren und dabei unvergessliche Eindrücke gewinnen.



Über 60 Teilnehmer finden sich alljährlich in Mieders im Stubaital ein, um sich beim Weisenbläser- und Tanzlmusigseminar des Tiroler Volksmusikvereins, gemeinsam veranstaltet mit dem Blasmusikbezirk Wipptal-Stubai und der Gemeinde Mieders, unter hochqualifizierten Referenten wie Stefan Neussl oder Hermann Pallhuber weiterzubilden
Foto: BVT

Junge Dirigenten zu fördern, bedeutet Qualität steigern. Deshalb gab es für die Tiroler Kapellmeister in diesem Jahr erstmals einen Dirigier-Wettbewerb: CON BRIO tirol. Eine Wettbewerbssituation stellt eine Herausforderung für den Kapellmeister/die Kapellmeisterin dar, umso mehr, wenn die Arbeit nicht vor dem eigenen Orchester stattfindet. Von einer Kommission des Landesverbandes wurden 12 Bewerber für den tatsächlichen Wettkampf ermittelt, am Wettbewerbstag (29. September 2012) wurde von den Bewerbern mit der Jugend Brass Band der Musikschule Innsbruck CATCHBASINBRASS und der SWAROVKSI MUSIK WATTENS erarbeitet und aufgeführt. Am Ende des Tages gab es ein fulminantes Galakonzert mit den drei Finalisten.

Jugendarbeit ist Basis-Arbeit, nur darauf kann jede Musikkapelle ihre Zukunft errichten. Das wird sehr erfolgreich betrieben, wie die Zahlenübersicht am Beginn zeigt. Eine für unser Land völlig neue Form der Nachwuchsförderung sind „Bläserklassen", Pilotprojekte laufen in Bruckhäusl und St. Johann, weitere sollen folgen. Der Bläserklasse liegt ein Lehrplan zu Grunde, der das Erlernen eines Orchesterinstruments, gemeinsames Musizieren im Ensemble und eine Art Früherziehung zum Orchestermusiker enthält. Das macht den Mädchen und Buben natürlich Freude.

Durch Ausbildungs- und Wettbewerbsanreize ist dafür gesorgt, jungen Menschen ein reiches Betätigungsfeld ihres Leistungswillens zu geben. So findet alternierend alljährlich ein Wettbewerb für Jugendblasorchester oder Musik in kleinen Gruppen statt. 2012 waren wieder die Ensembles an der Reihe, sich in ihrem Können zu messen. In Vorbewerben auf Bezirksebene qualifizierten sich die Besten für den Landeswettbewerb am 21. April in Innsbruck. Aus diesem hervorragenden Teilnehmerfeld erspielten sich dann sechs Ensembles die Teilnahme am österreichischen Finalwettbewerb in Wien und erwiesen sich als erfolgreiche Repräsentanten Tirols mit ausgezeichneten Ergebnissen.

Auch sehr spezielle Bereiche der Bläsermusik erfahren reiche Pflege. Alljährlich gibt es etwa in Zusammenarbeit mit dem Volksmusikverein und der dortigen Gemeindeführung ein Weisenbläserseminar in Mieders/Stubai. Ausgehend von einer Bezirksveranstaltung, hat sich das Fortbildungsseminar inzwischen zu einem landesweiten themenspezifischen Treffen entwickelt, Autoritäten des Genres arbeiten als Referenten mit Bläsergruppen und Tanzlmusig-Gruppen, Alphörner sind nun auch dazu gestoßen. Alljährlich finden sich Begeisterte und Begeisternde zu einem Wochenende in tönender und gefühlter Harmonie zusammen.

Blasmusik fördert also Musizierkultur wie Zusammenleben und stellt auch eine bereichernde Förderung des gesellschaftlichen Lebens in Tirol dar. Sie stiftet Identität und macht ganz einfach Freude, das merkt man ihr an.

Josef Wetzinger

Das Feuer der blasmusikalischen Leidenschaft weitertragen

Die Musikkapellen sind wesentlicher Teil der Volkskultur in Südtirol

Seit jeher schwelt die mehr oder weniger wissenschaftliche und teils auch emotional geführte Diskussion zwischen Volks- und Hochkultur. Dabei ist diese ebenso müßig wie das leidige Thema zur Definition von Unterhaltungs- und ernster Musik. Letztendlich kann das Niveau doch nur über die Qualität der dargebotenen Aufführungen beurteilt werden. Denn per definitionem ist weder das eine von vornherein gut noch das andere sowieso schlecht. Der erste Südtiroler Landeskapellmeister Sepp Thaler soll einmal gesagt haben, es sei nicht wichtig, WAS gespielt werde, sondern wichtig, WIE es gespielt werde.

Auch wenn es den Musikkapellen immer noch schwerfällt, sich vom früheren Bierzelt-Image zu befreien, können sich viele der Südtiroler Kapellen heute dank der mittlerweile sehr guten Ausbildung der Musikantinnen und Musikanten und auch des gestiegenen Anspruchs des Publikums auf der internationalen Bühne erfolgreich präsentieren.

Nicht umsonst genießt der Verband Südtiroler Musikkapellen im In- und Ausland einen hervorragenden Ruf in der Blasmusikszene. Um es mit den Worten von Alois Schöpf, dem künstlerischen Leiter der renommierten Innsbrucker Promenadenkonzerte, zu sagen: *„Wir müssen uns nur gedulden, denn die Generation, die glaubt, Kultur finde nur im Opernhaus statt, wird allmählich aussterben.“*

Im Artikel 2 der Statuten des Verbandes sind ausdrücklich die „Pflege der Blasmusik“ und die „Pflege bodenständigen Brauchtums“ als oberste Ziele des Verbandes definiert. Seit mehr als 60 Jahren ist es dem Verband nicht nur gelungen, diesem hohen Anspruch gerecht zu werden, sondern auch eine Brücke zwischen Tradition und Moderne, zwischen Althergebrachtem und Neuem zu schlagen.



Die MK St. Ulrich/Gröden unter der Leitung von Kpm. Egon Lardschneider zu Gast bei den Innsbrucker Promenadenkonzerten im Juli 2012 | Foto: Erich Wolf



Drei junge Euphonium-Spieler der MK Peter Mayr Pfeffersberg
Foto: Stephan Niederegger

Flötistin der MK St. Johann im Ahrntal beim Festumzug in Meran (Landesmusikfest 2012) | Foto: Stephan Niederegger



Jungmusikantinnen und Jungmusikanten beim Abschlusskonzert der Jungbläserwoche in Schlanders 2012 | Foto: Stephan Niederegger

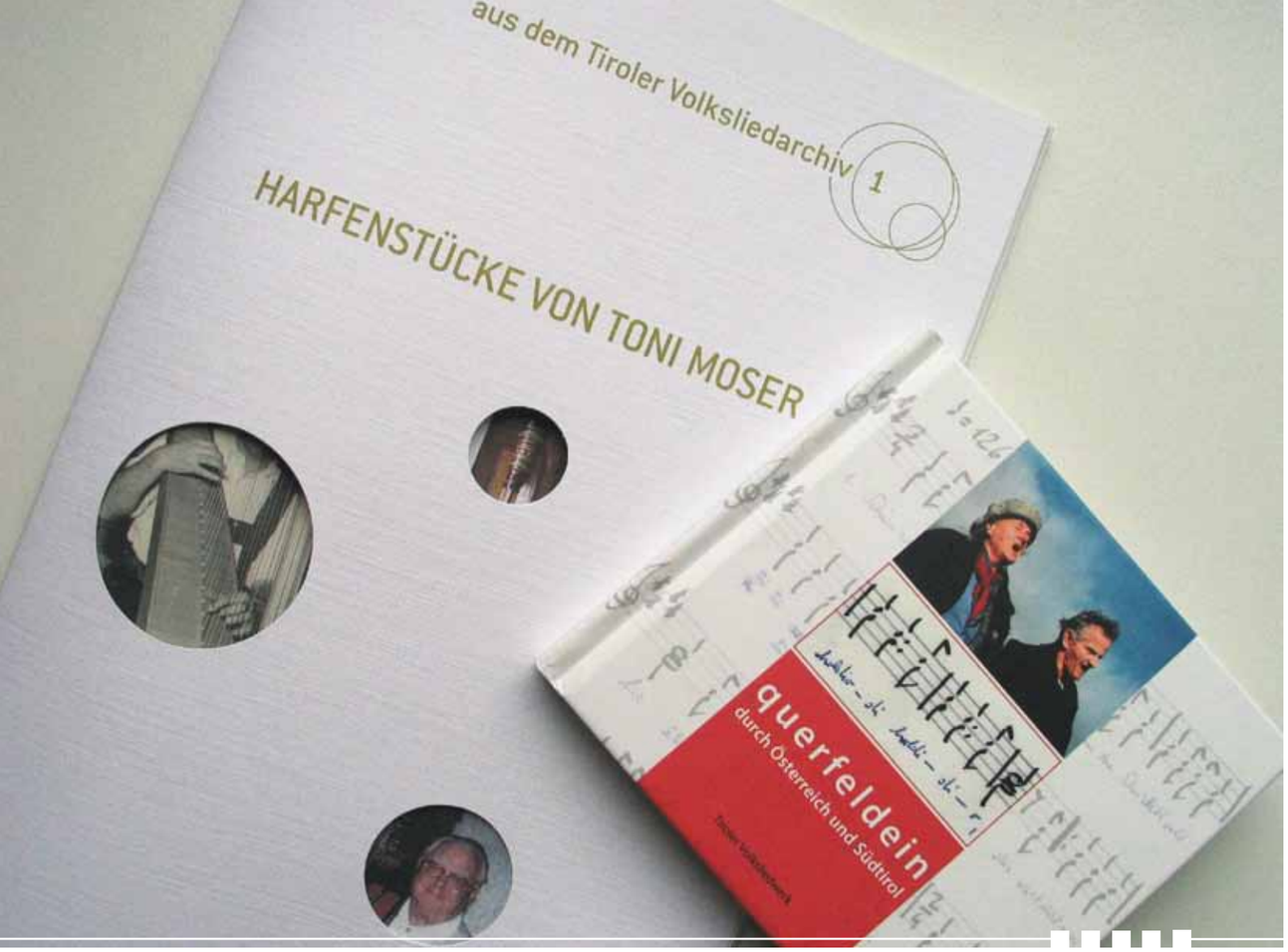


Damit wird nicht musikalische Asche aufbewahrt, sondern das Feuer der blasmusikalischen Leidenschaft weitergetragen und an die nächsten Generationen übergeben. Und genau diese Leidenschaft zeichnet die Amateurkapellen landauf und landab aus, denn schließlich ist im Wort „Amateur“ das Wort „Liebe“ enthalten, die Liebe zu Tradition und Blasmusik. Deshalb darf man wohl ohne Zweifel und mit ehrlichem Stolz behaupten, dass die Musikkapellen ein wichtiger Teil der Volkskultur in Südtirol sind. Ihren Ursprung finden sie im alltäglichen Bedarf, den kirchlichen und weltlichen Kalender musikalisch zu begleiten, wodurch sie fest im Volk verwurzelt und im Sozialgefüge eingebunden sind, wie dies die aktuellen statistischen Zahlen eindeutig dokumentieren: 211 Musikkapellen in 116 Südtiroler Gemeinden mit knapp 10.000 Mitglieder und einem Durchschnitt von rund 46 Mitgliedern pro Kapelle, wovon mehr als die Hälfte unter 30 Jahre alt sind und der Anteil der Mädchen und Frauen bereits das Drittel überschritten hat.

Daher bleiben unsere Kapellen – bei allen Bemühungen um künstlerisch-qualitative Weiterentwicklung der Blasmusik – doch in erster Linie Bestandteil der Volkskultur im positivsten Sinn des Wortes. Ein Aspekt, den sie mit den nördlichen Nachbarn in Österreich und Süddeutschland teilen und um den uns Blaskapellen nördlich dieser imaginären geografischen Grenze, der sogenannten „Weißwurstgrenze“, beneiden. Als Kulturträger ist es aber auch ihre ureigenste Aufgabe, die alpenländische Blasmusik im Allgemeinen und die Tiroler Blasmusik im Besonderen zu pflegen.

Durch die Globalisierung der Musikwelt und das zunehmende Monopol angloamerikanischer und holländischer Blasmusikverlage wird dieser wichtige Aspekt leider von vielen Kapellmeistern immer mehr vernachlässigt. Wenn die in den Konzertprogrammen immer spärlicher besetzten Flügelhörner und Tenorhörner nicht das Schicksal der bereits verschwundenen Es-Trompeten und Ventilposaunen erleiden sollen, müssen wir diesem Trend entgegenwirken. Nur so können wir auch morgen noch dem Anspruch der Südtiroler Volkskultur gerecht werden. Und dabei gilt es wohl auch, Sepp Thalers Auftrag nicht zu vergessen, denn letztendlich zählt die Qualität und nicht die Art der dargebotenen Musik!

Stephan Niederegger



Zwei Publikationen der Jahre 2011 und 2012 – erstes Heft der Reihe „aus dem Tiroler Volksliedarchiv“ und akustische Festschrift für den ehem. Archivleiter mit Feldforschungsaufnahmen aus einem Dreivierteljahrhundert | Foto: TVA

Tiroler Volksliedarchiv/Tiroler Volksliedwerk



Volksmusikalische Handschriften | Foto: TVA

Tausende von Liederhandschriften, Tonaufnahmen und gedruckten Liederbüchern – das findet man vorrangig im Tiroler Volksliedarchiv. Wenn es um Volkslied und Volksmusik geht, ist diese über 100jährige Einrichtung Tirols zentrale Anlaufstelle.
Die Herkunft der genannten Quellen ist vielfältig. Mit dem Sammeln angefangen hat man kurz nach 1900, infolge eines Aufrufs von höchster Stelle: Ein Verlag, die Wiener Universal-Edition, plante in Zusammenarbeit mit dem K.K. Ministerium ein mehrbändiges Werk mit Volkslied und -musik aller habsburgischen Länder und Kulturen, das letztendlich aufgrund des Kriegsausbruchs nicht realisiert werden konnte. In Tirol sammelten dafür z. B. Lehrer, Pfarrer, Hofräte, Bauernknechte und viele Enthusiasten wie der in der Schwazer Tabakfabrik arbeitende Leopold Pirkl. Innerhalb weniger Jahre trug man an die 20.000 handschriftliche Belege zusammen; ein Teil davon ging im Zweiten Weltkrieg und aufgrund mehrfacher Übersiedlungen verloren.

Dieser Altbestand ist über einen Zettelkatalog nach Liedanfängen zugänglich, Neuzugänge werden unmittelbar in eine Datenbank eingegeben, die auch online für jedermann abrufbar ist (www.volksmusikdatenbank.at). Zu den ersten Sammlungen, die direkt in dieser Datenbank, in der seit 2002 alle Volksliedarchive Österreichs vernetzt sind, erfasst wurden, zählen die Feldforschungsaufnahmen von Sonja Ortner im Pitz- und Lechtal. Es folgten großräumige Feldforschungen im Zillertal und zuletzt 2010 in der Region rund um das Kaisergebirge. Der erste umfassende Bestand an solchen wissenschaftlich verlässlichen, nicht durch die Verschriftlichung in ihren Informationen reduzierten bzw. verfälschten Quellen gelangte mit jenen fast 5.000 Tonaufnahmen in das Archiv, die der ehemalige Archivleiter Manfred Schneider in den 1980er-Jahren in Süd- und Osttirol machte. Als Begleitmaterial kopierte er Hunderte von handschriftlichen Liederbüchern.
In dieser Zeit wurde auch mit dem konsequenten Aufbau einer wissenschaftlichen Bibliothek begonnen, die heute Interessenten – vom Wissenschaftler bis zum Sänger – das Studium von Volkslied und -musik ermöglicht bzw. ein breit gefächertes Repertoire insbesondere an Liedern aus Österreich und dem deutschsprachigen Raum bietet.

Seit vielen Jahren werden auch Veranstaltungen durchgeführt, die mit den Forschungen in enger Verbindung stehen und auch die Volksmusikpflege anregen sollen. Bei den *Tiroler Weihnachtssingen* (1988-1993) vermittelte etwa Manfred Schneider das Repertoire der einst im ganzen Alpenraum tätigen Kirchensinger, die er noch in Südtirol systematisch dokumentieren konnte. Bei der Veranstaltungsreihe *TirolMusik!* werden weitgehend unbekannte Sänger und Musikanten, die auf Feldforschungen ausfindig gemacht werden konnten, in der Stadt Innsbruck vorgestellt.

Auch in Form von Publikationen wird das Gesammelte der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Neben den CDs und Notenheften der von Schneider veranstalteten Konzertreihen sind dies z. B. CDs mit Querschnitten aus den Feldforschungen und seit 2011 eine Notenheft-Reihe (*aus dem Tiroler Volksliedarchiv*), deren erstes Heft bisher unveröffentlichte Stücke des Harfenspielers Toni Moser (1922-2007) aus Oberndorf vorstellt. Standardwerke sind mittlerweile die umfassende Bände *Jodler aus Tirol* (1982) und *Lieder für die Weihnachtszeit nach Tiroler Quellen* (1998) von Manfred Schneider.

1974 gründete das Land Tirol, das Eigentümer der Bestände ist, den Verein Tiroler Volksliedwerk zur Verwaltung des Volksliedarchivs. Diese Funktion wurde 2007 der Tiroler Landesmuseen Betriebsgesellschaft übertragen, das Tiroler Volksliedwerk wurde in einen Mitgliederverein umgewandelt.

Sonja Ortner

Musikalische Volkskultur im Mittelpunkt: Das Referat Volksmusik

Das Referat Volksmusik besteht seit 1979 am früheren Institut für Musikerziehung in deutscher und ladinischer Sprache, seit 2013 ist es im Bereich deutsche und ladinische Musikschulen am deutschen Bildungsressort angesiedelt. Franz Xaver Kofler tritt damals die Stelle als Volksmusikpfleger an. Seine Ausgangsposition ist nicht gerade ermunternd: Es gibt nur sehr wenige Sing- und Musiziergruppen in Südtirol. Durch seine Arbeit verhilft er der Volksmusik in Südtirol zu einem großen Aufschwung. Zehn Jahre später wird zusätzlich zur Stelle des Volksmusikpflegers eine Stelle für den Bereich Archiv, Dokumentation und Feldforschung eingerichtet. Heute sind sechs Mitarbeiter im Referat Volksmusik beschäftigt. Im Mittelpunkt ihrer Tätigkeit steht die musikalische Volkskultur.



Musikalische Volkskultur *(er)forschen, sammeln, dokumentieren, bewahren ...*

Grundlage der Arbeit im Referat Volksmusik ist der Sammelbestand des Archivs, der sich aus verschiedenen wertvollen Dokumenten zur musikalischen Volkskultur in Südtirol zusammensetzt, darunter:

- eine umfangreiche Dokumentation zur Tradition der Kirchensinger in Südtirol;
- verschiedene Materialien aus durchgeführten Forschungen;
- ein nennenswerter Bestand an Literatur für Zither um 1900;
- die sogenannte Sammlung Quellmalz, ein besonderer volksmusikalischer Schatz, der in den Jahren 1940-1942 im Zuge der Option im Auftrag der Südtiroler Kulturkommission (Dienststelle des SS-Ahnenerbes) und unter der Leitung des deutschen Musikwissenschaftlers Dr. Alfred Quellmalz entstanden ist. Das Ergebnis der durchgeführten Feldforschung sind rund 3.000 Tonaufnahmen mit schriftlichen Begleitmaterialien und ca. 1500 Originalfotos, die im Archiv des Referates Volksmusik zugänglich sind.

Der Archivbestand wird laufend erweitert bzw. bereichert durch Schenkungen und Ankäufe sowie durch Material aus neuen Forschungen zu volksmusikalisch relevanten Themen, die das Referat Volksmusik selbst plant und durchführt oder begleitet.

Die Aufarbeitung des Bestandes in Publikationen und wissenschaftlichen Beiträgen dient der Dokumentation, Erschließung, Bereitstellung und Vermittlung des Gesammelten.

Musikalische Volkskultur *anbieten, nutzen ...*

Das Suchen und Forschen nach (alten) Liedern, Tänzen, Musikstücken und Bräuchen bildet die Grundlage für Dokumentation und Archivierung und dient auch der Förderung und Belebung der musikalischen Volkskultur. Durch entsprechende Aufarbeitung und Bearbeitung wird der Bestand wieder zum Musizieren und Singen zur Verfügung gestellt. Vor allem bei der Beratung und Betreuung von Sing- und Musiziergruppen wird das erarbeitete Notenmaterial gern eingesetzt.

Auch in Seminaren, Kursen, Veranstaltungen und Projekten wird die musikalische Volkskultur vermittelt und somit gleichzeitig gefördert. Es werden Impulse und Anregungen gegeben, sie aktiv mitzugestalten.

Die kleine Fachbibliothek im Referat Volksmusik bietet eine Auswahl an Literatur zur musikalischen Volkskultur in und außerhalb Südtirols.



Albert Untersalmberger beim Zusammenbinden eines Waldtuters mit Weidenruten (Forschung Durnholz, März 2012)
Fotos: Referat Volksmusik



Aus einer Kirchensingerhandschrift aus Oberwielenbach (Archiv Ref VM, Hs-Ow 5)

Sie weist Bücher und Zeitschriften sowie Noten und eine umfangreiche CD-Sammlung auf, die den Besuchern zum Stöbern und Recherchieren zur Verfügung stehen. Außerdem ist der Bibliotheksbestand auch im Datenbankverbund der Volksliedwerke Österreichs und Südtirols online unter *http://www.volksmusikdatenbank.at* abrufbar.

Das Referat Volksmusik versucht die Musikschulen in Projekte und Vorhaben im volksmusikalischen Bereich aktiv einzubinden und bietet auch für den Unterricht passende Publikationen an. Dadurch gelingt es, Kinder und Jugendliche in ihrer musikalischen Erziehung gezielt auf die musikalische Volkskultur aufmerksam zu machen.

Das Referat Volksmusik ist eine volksmusikalische Servicestelle des Bereiches deutsche und ladinische Musikschulen am deutschen Bildungsressort. Alle an Volksmusik Interessierten werden bei Fragen zur volksmusikalischen Volkskultur beraten, erhalten Informationen, Anregungen, Hilfestellungen und fachlich kompetente Unterstützung.

Manuela Cristofoletti
Brigitte Mantinger

Institut für Volkskultur und Kulturentwicklung

Das Institut für Volkskultur und Kulturentwicklung konnte im Mai 2012 einen großen Erfolg verbuchen: Die Genehmigung eines dreijährigen Forschungsprojektes durch den österreichischen Wissenschaftsfonds FWF. Das Projekt *Die Nationalsänger Rainer – Alpenländische Nationalsänger und ihr Erfolg in Amerika* widmet sich einer wissenschaftlichen Aufarbeitung des Phänomens der Tiroler Nationalsängergesellschaften, die ab dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts das Land Tirol auf vielfache Weise im Ausland – auch in Amerika und Russland – bekannt machten. Die wandernden Folkloregruppen trugen ganz wesentlich zur Ausbildung einer „Tirol-Identität" und von Tirol-Klischees bei. Das Projekt begann im Dezember 2012 und wird so unmittelbar an das erste vom Wissenschaftsfonds finanzierte Projekt des *ivk* über politische Lieder in Tirol zur Zeit der „Tiroler Freiheitskämpfe" anschließen. Mit der Genehmigung des zweiten großen Forschungsprojektes etabliert sich das *ivk* endgültig als außeruniversitäre Forschungseinrichtung. Am 23. Juni 2012 fand das jährlich stattfindende Konzertprojekt „Echos der Vielfalt – Musik der Welten in Tirol" statt, das das *ivk* zusammen mit der Abteilung für Musikwissenschaft (Abteilungsbereich Musikalische Volkskunde, Innsbruck) der Universität Mozarteum Salzburg, der Initiative Minderheiten (Innsbruck) und dem Haus der Begegnung veranstaltete. Im Innsbrucker Treibhaus gaben Tiroler Musikerinnen und Musiker aus Argentinien, Bosnien, Cuba, Nigeria, Peru, der Türkei und Österreich eine Kostprobe ihres Könnens: Der Orient Okzident Express, die Ayakata Dance Group of Africa, Memorias (Gina Duenas & Friends), das Duo Silvia und Raúl Funes und Divan Tulip. Wenig später, am 4. August 2012 veranstaltete das *ivk* in Hall in Tirol zum vierten Mal das Volks(x)musikfestival KLANGstadt. Mit dabei waren auch in diesem Jahr Traditionalisten und Grenzgänger aus dem Bereich der „alten" und Neuen Volksmusik aus Österreich, Deutschland, Südtirol und dem Trentino: Die Schwendberger Geigenmusig, die Cantori di Verméi, das arsvaria Saxophonquartett, Fei Scho, Die Tanzgeiger und Opas Diandl. Am 23. Oktober wurde das von Thomas Nußbaumer und Franz Posch zusammengestellte Liederbuch „So singt Österreich" vorgestellt. Traditionelle Volkslieder, aber auch populäre Lieder und Lieder der Minderheiten werden in gefälliger Aufmachung präsentiert (und zu moderatem Preis angeboten) und sollen nicht nur eingefleischte Volksmusikfans ansprechen. Schließlich ist die Abschlusspublikation des ersten FWF-Projektes des ivk in Zusammenarbeit mit dem Institut für Geschichte und Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck Ende des Jahres in Druck gegangen: Das Buch „Liedgeschichten" von Sandra Hupfauf und Silvia M. Erber. Die Publikation widmet sich einer Auswahl besonders eindrücklicher politischer Lieder zwischen 1796 und 1848 und eröffnet ein komplexeres Bild der für Tirol so prägenden Zeit, als die ‚Hits' „Zu Mantua in Banden" und „Ach Himml es ist verspielt" glauben lassen.

Sandra Hupfauf

Projekt Klangstadt | Foto: ivk/Hupfauf



Tirol ■ Institut für Volkskultur und Kulturentwicklung | Sandra Hupfauf

Projekt Klangstadt | Foto: ivk/Hupfauf





Heimatbühne Sarnthein | Foto: Robert Kienzl

Volkstheater in Südtirol

Der Begriff Volkstheater weckt Begehrlichkeiten bei Theaterwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern und Theaterexpertinnen und -experten. In einem Grundsatz sind sich jedoch alle einig: Der Betrachtungswinkel Zuschauender und Handelnder ist ausschlaggebend für eine genauere Interpretation. So gesehen geht der Begriff Volkstheater auf das 18. Jahrhundert zurück und bezieht sich auf Theater für das Volk. Vor allem steht und stand das Laientheater (griech. Laikòs = zum Volk gehörend) für das Volkstheater. Damit wäre der Bogen zum Theater in Südtirol hergestellt. Mit 220 Theatergruppen ist Südtirol die wohl am dichtesten besiedelte Theaterlandschaft der Welt. Die Bandbreite der gespielten Stücke ist genau so vielfältig wie die Theaterwelt in Südtirol. So spielt die Heimatbühne Steinhaus das klassische Volkstück „Maria Schnee“ und kommt nahezu ohne Adaptierungen zur Gegenwart aus. Den Anspruch auf Weiterbildung und niveauvolles Theater wird von vielen Gruppen sehr ernst genommen; als Beispiele dafür stehen die Theatergruppe Sexten mit dem Stück „Der zerbrochne Krug“ von Heinrich von Kleist oder die Pustertaler Theatergemeinschaft mit „Maria Magdalena“ von Franz Xaver Kroetz. Als äußerst gelungen kann man auch die Projekte der Volksbühne Naturns bezeichnen, junge Schauspielerinnen und Schauspieler arbeiten sehr intensiv und zielstrebig mit der Südtiroler Erfolgsautorin und Regisseurin Selma Mahlknecht.

Das Volksstück im herkömmlichen Sinne gibt es zwar immer noch, befindet sich aber auf dem Rückzug, die Theatergruppen wagen sich auch hierbei an Experimente und verschieben Ort und Geschehen in andere Spielwelten oder in eine andere Zeit. In der Statistik der gespielten Stücke des Südtiroler Theaterverbandes überwiegen nach wie vor Theateraufführungen, die dem heiteren Genre zugeordnet werden. Aber auch diese Stücke erfahren meist eine durchdachte Bearbeitung eines geschickten Regisseurs. Die Zeiten, in denen auf der Bühne Banalitäten und Zoten zum Besten gegeben worden sind, sind fast vorbei, genauso wie die Zeiten alter Lieblingsautoren, die noch vor 40 Jahren das Bühnengeschehen beherrscht



Junges Eisacktaler Theater | Foto: Bixa Rottonara

haben. Im Bereich des Amateurtheaters kommt der Sprache eine ganz eigene Bedeutung zu: Noch vor Jahren galt Hochsprache als Synonym für modernes und professionelles Theater, Dialekt bedeutete oft genau das Gegenteil. Das Laientheater in Südtirol hat auch diese ausgetretenen Pfade verlassen, je nach Stückart oder Regisseur wird in Hochsprache oder Dialekt gespielt, eine Mischung als Experiment ist hierbei auch manchmal erwünscht – wie bei der Produktion der Spielgemeinschaft Vintl Weitental „Benefiz – jeder rettet einen Afrikaner“. Gar manche Theatergruppen „zelebrieren“ ihren Dialekt und betten diesen in die jeweilige Produktion mit ein. Dass auch dies funktioniert, beweist das Dialektfestival der Heimatbühne Neumarkt, das einen enormen Zuspruch findet. In diesen Zusammenhang muss auch die wertvolle Arbeit der ladinischen Theatergruppen gesehen werden. Übersetzungen ins Ladinische sind zeitaufwendig und müssen sorgfältig gehandhabt werden, das Theater in den ladinischen Tälern ist unabdingbar mit der dortigen Kultur verbunden.

Die Theaterlandschaft in Südtirol ist reich an Facetten. Der Südtiroler Theaterverband bemüht sich, Fachbereichen wie Seniorentheater, Theater mit Menschen mit Behinderung, Kinder- und Jugendtheater, Figurentheater und Tanztheater eine Plattform zu geben, zudem schafft er ideale Voraussetzungen und Rahmenbedingungen für seine Mitgliedsvereine. Professionelle Theaterstrukturen und das Südtiroler Kulturinstitut bereichern die Theaterlandschaft ungemein und auch hier gilt mittlerweile das Miteinander und Zusammenwirken.

Helmut Burger

Gruppe VonPiderzuHeiss | Foto: Peter Schatzer





Bandltanz – Trachtenverein Reith | Foto: Tiroler Landestrachtenverband

Der Tiroler Landestrachtenverband

Die Wahrung und Förderung des heimischen Trachtenwesens und des Brauchtums im Jahreskreis sind nur ein Teil der vielfältigen Aufgaben und Ziele des Landesverbandes und seiner 103 Vereine mit 10.000 Mitgliedern.
Das Spektrum unserer volkskulturellen Aktivitäten reicht von der Pflege des musischen Kulturgutes wie Volkslied, Volkstanz und Volksmusik, sowie der Dichtung und der Mundart, über die Heimat-, Ortsbild- und Kleindenkmalpflege bis hin zum Natur- und Umweltschutz.

Volkstanzpflege
Traditionelle Tänze haben über Jahrhunderte das gesellige Leben auf Festen – z. B. Kirchweih – geprägt. Unser heimisches Tanzgut zu erhalten und weiterzugeben ist ein wichtiges Anliegen unserer Vereine. Dabei beschränkt man sich keineswegs auf „Vorführungen", sondern pflegt die Tänze bei verschiedenen Veranstaltungen wie Maifesten oder Kathreintänzen. Mit dem Volkskulturellen Leistungsabzeichen in Gold, Silber und Bronze wird die Tanzleiterschulung forciert. Diese VortänzerInnen geben dann in ihren Vereinen das Erlernte weiter. Dabei setzt man besonders auf die Jugend. Über 3000 Kinder und Jugendliche lernen derzeit in unseren Vereinen die traditionellen Tiroler Tänze und Plattler.

Brauchkultur
Vielfältig und prägnant sind die Tiroler Bräuche und begleiten uns durch das ganze Jahr.
Träger dieser Brauchkultur sind in vielen Orten die Heimat- und Trachtenvereine. Angefangen vom Fasnachtsbrauchtum, dem Grasausläuten und den Maifesten bis zu Kirchtag, Erntedank und Kathrein, überall engagieren sich unsere Vereine. Auch bei kirchlichen Festen, wie Prozessionen, sind die „Trachtler" nicht wegzudenken.

Trachtenerhaltung
Die Tracht spielt als Festtagskleidung eine besondere Rolle. Sie ist auch Ausdruck von Heimatverbundenheit und regional spezifischer Identität. Trachten prägen aber auch das Image unserer Heimat.
Diese bunte Vielfalt der Trachtenlandschaft zu erhalten, haben sich die Heimat- und Trachtenvereine ebenfalls zur Aufgabe gemacht. Trachtennähkurse und Ranzenstickkurse, bei denen die Mitglieder „ihre" Tracht selbst fertigen, tragen dazu bei.

Tirol Trägt Tracht – ist eine Initiative des Tiroler Landestrachtenverbandes in Gemeinschaft mit dem Land Tirol, den beiden Diözesen Innsbruck und Salzburg, mit allen Tiroler Traditionsverbänden, dem Tiroler Bauernbund und der Tiroler Landjugend.

Ziel ist es, jährlich am 3. Sonntag im September alle TirolerInnen zu animieren, ihre Tracht zu tragen oder sich „trachtig" zu kleiden.
Wir wollen damit ein positives Lebensgefühl vermitteln, mit einer gesunden Mischung aus Volkskultur, guter Stimmung, reichhaltigem Brauchtum und unvergleichlichem Tiroler Charme.

Soziale Komponente
In den Vereinen sind alle Altersstufen und Berufsgruppen eingebunden. So prägt das gemeinschaftliche Miteinander Alt und Jung. Darüber hinaus gibt es Veranstaltungen für ältere Mitglieder, aber auch Vorträge für die Jugend, in denen man sich mit Problemen unserer Zeit auseinandersetzt.
Toleranz und Integration sind in den Reihen der „Trachtler" keine leeren Worte, sondern werden gelebt. So gehört zum Bezirkstrachtenverband Innsbruck die „Trachtentanzgruppe der Gehörlosen". Zudem gibt es den Soforthilfefonds „Trachtler helfen Trachtlern", aus welchen in Not geratenen TrachtlerInnen schnell und unbürokratisch geholfen werden kann.

Pflege von Landschaftsbild und Kleindenkmälern
Auf vielen Wegen begegnen uns in Tirol Wegkreuze, Bildstöcke, MarterIn und dergleichen. Sie sind Zeichen einer engen Verbundenheit mit dem Glauben und unserem Land. Auch hier sind es oft die Heimat- und Trachtenvereine, die mit viel Einsatz und finanziellem Aufwand diese Kleinode pflegen und betreuen.

Heimatabend und Auslandsfahrt
Im Tourismusland Tirol sind selbstverständlich auch die Trachten- und Volkstanzvereine ein wichtiger Faktor. In Heimatabenden zeigen unsere Mitglieder – jenseits von Kitsch – den Gästen Tiroler Tänze und repräsentieren das Land auch oftmals im Ausland.
Festumzüge – immer mit dabei auch die Landsturmgruppen mit ihren historischen Waffen und Kanonen – sowie Vorführungen von Großtanzformen, tragen zum Festkalender bei und erfreuen Einheimische wie Gäste gleichermaßen.

„Brauch-Tanz" wurde in Kooperation mit der Kulturabteilung des Landes Tirol und dem Landesschulrat im Schuljahr 2011/2012 ins Leben gerufen.

Das Ziel dieses Projektes:
Volkstanz und Brauchkultur den Kindern und Jugendlichen näher zu bringen.
Die Wurzeln aus Geschichte und Tradition sowie bestehende Werte unserer Heimat zu vermitteln.
Bei den jungen Menschen Sinn für Volkstanz, Tracht und Brauchtum zu wecken.
Gemeinschaftssinn und Bereitschaft zur Ehrenamtlichkeit zu fördern.
Förderung der sozialen Kompetenz durch gemeinschaftliches Tanzen, Singen und Spielen.

Der Nutzen dieser Aktion:
Förderung des Heimatbewusstseins.
Vermittlung eines Grundwissens über Volkstanz, Tracht und Brauchtum.
Förderung des Nachwuchses für unsere Trachtenvereine.
Damit konnten an 90 Tiroler Volksschulen an die 3000 SchülerInnen erreicht und nach erfolgreicher Teilnahme die entsprechenden Diplome übergeben werden.

Unzählige Eigeninitiativen in allen Bereichen der Volkskultur ergänzen die Tätigkeiten und zeigen ein breites Spektrum von Aufgaben. Die Vereine des Tiroler Landestrachtenverbandes wollen aber nicht nur als Bewahrer von Tiroler Volkskultur gesehen werden, sondern diese auch behutsam weitergeben.
Denn „Nicht die Asche bewahren, sondern das Feuer weitertragen!" ist die Devise.

Oswald Gredler



Männerchor Taufers | Foto: Südtiroler Chorverband

Tradition – Fortschritt – Gemeinschaft oder Volkskultur im Chorgesang

Die echte Kultur kommt aus dem Volk. Dieser Grundsatz bestimmt im von traditioneller Volkskultur geprägten Südtirol immer noch unser Handeln und Tun. Wir denken spontan an Chöre, Musikkapellen, Trachten, an Traditionen, wenn es um (Volks-)Kultur geht. Vielleicht stellen wir unbewusst diese Volkskultur der elitären Kultur gegenüber, die wir manchmal sogar ablehnen. Es ist dies ein Gegensatz, der mehr als zweihundert Jahre alt ist: Der Dichter und Denker Johann Gottfried Herder sah im Volk den Ursprung des Genies und wandte sich damit gegen den Kulturbegriff der Aufklärung. Er schuf den Begriff des Volksliedes und gab ihm die besondere Weihe – als Ausdruck der innersten Seele eines Volkes –, die heute noch in unserer Chorlandschaft nachklingt.

So kann man es als ein Bekenntnis des Südtiroler Chorverbandes zur „Volkskultur" im romantischen Sinne Herders sehen, wenn er in regelmäßigen Abständen Chorfeste veranstaltet, bei denen sich Chöre aus dem ganzen Land treffen und zum sinnfälligen Ausdruck der „Seele eines Volkes" werden. Beim Landessingen 2012 in Meran stand unter dem Motto „Singen ist Heimat" das Volkslied im Mittelpunkt, als Ausdruck dieser Heimat. Doch wir müssen uns immer auch bewusst sein, dass Heimat erstarren, dass sich diese „Volkskultur" so weit von Herders Begriff entfernen kann, dass vom Genial-Authentischen nur mehr die folkloristische Tradition übrig bleibt.

Diese Gefahr erkannten und erkennen die Verantwortungsträgerinnen und -träger des Südtiroler Chorverbandes: „Volkskultur" braucht immer auch „Aufklärung", um auf den Gegensatz des 18. Jahrhunderts zurückzukommen. Aufklärung heißt Bildung. Wenn ein Fest der Chöre, ein Landessingen, ein Konzert unsere Volksseele zum Ausdruck bringt, so brauchen all diese Veranstaltungen als Gegenpol

und Ergänzung die Fortbildung, die Selbstkritik. In Kursen und Seminaren mit international anerkannten Experten bietet der Chorverband deshalb konstant Kindern, Jugendlichen, Erwachsenen und Senioren die Möglichkeit, sich im Chorgesang weiterzuentwickeln. Wie Werte und Lebensweisen des „Volkes" sich verändern, muss auch unser Begriff von „Volkskultur" wachsen. Als Zeichen für diese Offenheit hatten beim Landessingen Jugendchöre die Möglichkeit, mit Experten bekannte Volkslieder wie „Tirol isch lei oans" oder „In die Berg bin i gearn" neu zu bearbeiten, mit der eigenen Lebensrealität zu vergleichen und musikalisch umzugestalten. Dass hier so manche Melodie und so mancher Text verfremdet wurden und verstörend wirkten, liegt im Wesen einer Volkskultur, die sich dem Nachdenken nicht verschließt, sondern selbstkritisch bleibt. Für den Südtiroler Chorverband ist es schon seit Langem selbstverständlich, dass sein Weg die Offenheit ist. Allerdings nicht eine Offenheit, die aus Prinzip Traditionen über Bord wirft, sondern eine Offenheit, die Sicherheit und Freiheit gibt, sich auch für Volkskulturen und deren Wurzeln aus anderen Ländern zu interessieren.

Zum Südtiroler Chorverband gehören 425 Chöre mit rund 10.570 Sängerinnen und Sängern. Es sind Gemeinschaften, in denen Volkskultur täglich gelebt wird. Der Weg der Vermittlung zwischen Tradition und Fortschritt ist die Gemeinschaft. Sie ist neben der Fortbildung und des im Volk verwurzelten Kulturgutes das dritte Element einer modernen Volkskultur. Lebendige Gemeinschaft führt von selbst zur Freude am Lied, zu Offenheit und Weiterentwicklung. Dies gilt auch für den Südtiroler Chorverband selbst, der sich nicht als Selbstzweck sieht, sondern einen erfolgreichen Dienst leistet an einer von der Bevölkerung getragenen Kultur jenseits aller Folklore, aber auch als Alternative zur virtuellen Medienkultur, die heute die größte Bedrohung einer wirklich gelebten Volkskultur darstellt.

Erich Deltedesco

Kirchenchor „Maria Himmelfahrt", Tisens | Foto: Südtiroler Chorverband





Bergmesse der tsb-Männerchöre | Foto: tsb

Das Chorwesen, eine **starke Säule** in der Tiroler Volkskultur

Chorsingen hat es zu allen Zeiten, bei allen Völkern gegeben, Unterlagen gibt es von den letzten 200 Jahren. In Tirol haben sich Chöre, damals natürlich nur Männergruppen, vor über 150 Jahren zu Gesangsgruppen zusammengefunden, um gesellig zu singen und die Kameradschaft zu pflegen. Natürlich ist dabei auch Politik gemacht worden und es war fast Pflicht, dass die Bürgermeister, Lehrer, Ärzte und Pfarrer in den jeweiligen Dörfern Mitglieder des Gesangvereins waren und vielfach heute noch sind. Erst viel später bildeten sich Frauen-, Gemischte-, Kirchen-, Jugend- und Kinderchöre.

Tradition wurde immer schon groß geschrieben, sodass bei kirchlichen und weltlichen Festen und Veranstaltungen nicht nur Lieder dargeboten wurden, sondern bei Umzügen unter der Sängerfahne die stolzen Chorsängerinnen und Chorsänger in ihren bunten Trachten mitmarschierten. Diese Bräuche werden bis in die heutige Zeit, vor allem in den ländlichen Gemeinden gepflegt.

Ich erinnere mich noch sehr gut an die Großveranstaltungen „150 Jahre und 200 Jahre Gedenken an die Schlacht am Bergisel“, veranstaltet vom Land Tirol, wo tausende Vereinsmitglieder aus allen Traditionsgruppen dabei sein konnten.

In den letzten Jahrzehnten hat sich, ausgehend vom Kärntner-Osttiroler Raum, das „Platzlsingen“ eingeführt und ist bei den Chören sehr beliebt, da mit wenig Repertoire ein perfekter Auftritt absolviert werden kann, denn das sich wiederholende Programm kann an mehreren Plätzen dem Publikum präsentiert werden. Der Tiroler Sängerbund hat diese Form der Chorpräsentation genützt und bietet seit einigen Jahren am Nationalfeiertag, 26. Oktober, ein Platzlsingen mit jeweils ca. 40 Chören an, das inzwischen schon zur Tradition geworden ist.

Das Tiroler Chorwesen, der Tiroler Sängerbund wurde 1860 gegründet, ist seit längerem wieder ein Erfolgsmodell, da die Mitgliederzahl in den letzten Jahren um ca. 100 Chöre und Ensembles gewachsen ist, sodass derzeit 450 Chöre und über 10.000 Sängerinnen und Sänger dem tsb angehören.

Als Service und zur Unterstützung seiner Mitglieder bietet der Tiroler Sängerbund Weiterbildungsveranstaltungen an. Es werden Chorleiter in ein- und mehrjährigen Seminaren ausgebildet, die von Fachreferenten geleitet werden. Die Schulung von Funktionären ist dem tsb ein besonderes Anliegen. Die Angebote gehen von Kindersingwochen über Jazz-Pop-Rocktage, Frauensingtag, Männersingtag, Chorleiter- und Singwoche, Kirchenchortage, Seniorensingen bis zur Sing- und Wanderwoche.

Der tsb vergibt Ehrenzeichen für langjährige Mitglieder und für außerordentliche Verdienste um das Sängerwesen.

Die tsb-Chöre sind in Bezirke eingeteilt, die großteils mit den politischen Bezirken übereinstimmen. Dort werden Bezirkskonzerte und Veranstaltungen, über das Jahr verteilt, angeboten, wie zuletzt sehr erfolgreich „Die Nacht der Innsbrucker Chöre“ mit über 1000 Besucherinnen und Besucher!

Der Tiroler Sängerbund schaut auch über die Grenzen! Die Mitgliedschaft in der AGACH (Alpenländische Chorgemeinschaft) gibt Gelegenheit, sich mit Chören von Aosta bis Bayern und von Liechtenstein bis Oberösterreich auszutauschen und sich in gemeinsamen Veranstaltungen kennen zu lernen.



Einsingübungen bei der Chorleiterwoche | Fotos: tsb



tsb-Chöre beim Festumzug 200 Jahre Bergisel

Eine besonders freundschaftliche Nähe gibt es zum Südtiroler Chorverband und zum Federazione Cori del Trentino, was ja auch auf politischer Ebene von den Landeshauptleuten Lorenzo Dellai, Luis Durnwalder und unserem tsb-Präsidenten Günther Platter sehr gepflegt wird!

Der tsb ist Mitglied im Tiroler Traditionsforum, eine Interessengemeinschaft von den Schützen, über Blasmusik bis zum Trachtenverein, vertreten durch ihre Präsidenten und Obleute.

Chorsingen belebt und fördert die gesellschaftliche Kommunikation, daher ist eines unserer Mottos: „Vereint singen, denn singen vereint“!

Manfred Duringer



Bergmesse der tsb-Männerchöre

Auftakt zum tsb-Chortag 2011



Im Museum daheim – im Internet unterwegs!

Von der Katalogisierung der Kulturgüter bis zu ihrem Auftritt im Internet

Eine einheitliche Erfassung und Katalogisierung der in Südtirol bestehenden beweglichen und unbeweglichen Kulturgüter zur Erhaltung und Überlieferung des Kulturerbes waren das hohe Ziel, als von der Landesabteilung Deutsche Kultur dieses umfassende und weitreichende Projekt gestartet wurde. Mittlerweile sind nahezu 300.000 Objekte erfasst, davon sind 150.000 über Internet öffentlich zugänglich.

Wie es war – Wie so oft war die Idee zur digitalen Erfassung der Kulturgüter längst schon in den Köpfen der Menschen, bevor im Jahre 2003 mit der Umsetzung des Vorhabens begonnen werden konnte. Ein Team, bestehend aus Vertretern und Vertreterinnen der Südtiroler Landesverwaltung und externen Fachkräften, startete dann schließlich das Großprojekt. Ausgehend von einer Istbestandanalyse, die sich einen Überblick von den erfassten und nicht erfassten Beständen machte, sowie einer Untersuchung der bis dahin verwendeten Software- und Datensysteme und den damit zusammenhängenden Tätigkeiten in den Landesmuseen, Ämtern der Denkmalpflege, der Vermögensverwaltung, den Stadtmuseen, kirchlichen Einrichtungen und kleineren privaten Museen, wurde es möglich, schrittweise eine Vorstellung zu entwickeln, worin eine zukünftige, gemeinsam nutzbare Datenbank bestehen sollte. Die Ist-Analyse ergab, dass die Kulturgüter im Südtiroler Museumsbereich sehr heterogen waren und vielfach basierend auf historische Strukturen und mit unterschiedlichsten Katalogisierungssystemen erfasst worden waren. Das sollte sich mit den neuen technischen Mitteln und Möglichkeiten ändern.

Wie wir es uns vorstellen – Den Verantwortungsträgerinnen und -trägern schwebte ein gut funktionierendes, einheitliches Katalogisierungssystem mit einem unterstützenden Dokumentations- und Informationssystem für die Anwendung der Datenbank vor. Gemeinsam mit den Kernspielerinnen und Kernspielern, bestehend aus Vertreterinnen und Vertretern von 16 öffentlichen Institutionen, wurde nach der Ist-Erhebung ein Anforderungsprofil für die erforderliche Software erstellt. Das daraus entstandene Soll-Konzept war die Grundlage für den Ausschreibungstext und den Ankauf einer Software mittels EU-weiter Ausschreibung unter Berücksichtigung der lokalen Verhältnisse und Bedürfnisse.
Sinn und Zweck dieses aufwendigen Unterfangens ist eine genaue und vollständige Erfassung der Kulturgüter in einer über Web zugänglichen Datenbank und die damit einhergehende Möglichkeit, der Öffentlichkeit, der Wissenschaft und der Verwaltung einen schnellen, unbürokratischen Zugang zu Kulturgütern zu schaffen. Grundvoraussetzung dafür ist eine korrekte und effektive Katalogisierung der Kulturgüter in einer gemeinsamen Kulturgüterdatenbank.

Die praktische Umsetzung – Nach dem Ankauf der Museumsdatenbank und ausgestattet mit den nötigen technischen Mitteln erfolgte die praktische Umsetzung mit einer darauf folgenden Testphase. Diese erstreckte sich über einen längeren Zeitraum, nicht ohne Rückschläge, Unzufriedenheiten und anderen unvorhergesehenen Widrigkeiten. Die Ansprüche inhaltlicher und technischer Art sind hoch und die Datenbank musste schrittweise den Anforderungen angepasst werden. Für eine einheitliche Katalogisierung müssen Dokumentationsstandards eingehalten, Normdateien verwendet und Regeln befolgt werden. Die Erfassung wird unter Berücksichtigung der gesetzlichen Mindestvorgaben des ICCD (Istituto per il Catalogo e la Documentazione) durchgeführt. Im fachlichen, sprachlichen und informationstechnischen Bereich wurde eine überregional kompatible Lösung angestrebt, unter Berücksichtigung der internationalen Normen und mit dem Anspruch, zumindest zweisprachig zu sein. Von der Gruppe der Kernspielerinnen und Kernspieler wurden die für Südtirol relevanten Termini, basierend auf internationalen Vokabularien, erarbeitet. Dazu gehören genormte Wortlisten für Material, Technik, Orte, Personen, Körperschaften, Objektbezeichnungen, Ikonographie. Ebenso wurden zur Unterstützung der Anwendung der Datenbank Materialien zur Grundinventarisierung erarbeitet und zur Verfügung gestellt.
An einer flächendeckenden Umsetzung wird kontinuierlich gearbeitet, derzeit sind 35 Institutionen eingebunden, die von den technischen Partnerinnen und Partnern sowie von der Abteilung Museen betreut werden.
Der Weg ins Netz – Von der Datenbank ist der Weg zum Südtiroler Kulturgüterportal im Internet nur ein paar Mausklick weit entfernt. Unter der Netzadresse www.katalog-kulturgueter.bz.it öffnet sich der Zugang zum Portal der Südtiroler Kulturgüter, eine wahre Fundgrube für Kulturinteressierte und -experten. Derzeit können über 150.000

Kulturobjekte, Skulpturen, Gemälde, Grafiken, Archivalien, aber auch Bild-, Ton- und Filmdokumente abgerufen werden. Ein übergreifendes, schnelles und übersichtliches Suchsystem hilft dabei. Welche Museumsstücke der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, entscheiden die Verantwortlichen der katalogisierenden Institutionen.

So präsentieren sich die Objekte im Netz



Hinterglasmalereibild. „Notburga“, 18. Jahrhundert Tirol/Südtirol. Die heilige Notburga, in der rechten Hand die Notburgakanne, in der linken Hand eine Sichel und einen Kornstrauß; gerahmt mit Holzrahmen, rote Ölfarbenbemalung, an den Ecken Rankenmuster mit schwarzer Farbe und Goldfarbe.
Inventarnummer: V/3606
Datierung: 1700-1799
Institution: Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde
Sammlung: Religiöses
Maße: Höhe 28.7 cm, Breite 19.7 cm, Tiefe 2 cm



Totenmaske aus Bronze des Napoleon Bonaparte. Am Hals eingraviert ‚Dr. F. ANTOMMARCHI FONDU PAR L RICHARD ET QUESNEL A PARIS‘ auf dem Medaillon vorne ‚Napoleon Emp. et Roi Souscription Dr. Antommarchi 1833‘. Eines von 5 Exemplaren, weitere befinden sich im Louisiana State Museum in New Orleans, Hotel des Monnaies in Paris, Napoleonic Museum in Santiago de Cuba und Athenaeum of Philadelphia.
Hersteller: Richard, Louis Joseph Marie; Quesnel, E.
Institution: Stadtmuseum Meran

Was wir noch vorhaben

Ziel ist es, alle Museen und kulturellen Einrichtungen in die gemeinsame Datenbank einzubinden und den Zugang zu möglichst vielen Objekten über Internet zu ermöglichen. Das Kulturgüterportal hat ebenfalls noch Entwicklungspotential. Das hat sich nach der über einjährigen Verwendung und Erfahrungssammlung gezeigt. An Ideen und Anregungen fehlt es nicht und schrittweise wird dieser Wandel demnächst vollzogen werden.

Gertrud Gasser



Bauernhaus im Bezirk Kitzbühel, 16. Jahrhundert mit Umbauten von 1838 | Foto: Tirol Kunstkataster/Wiesauer

Tiroler Kunstkataster – Kulturgüterdokumentation des Landes

Das Land Tirol ist in seinem Wirkungsbereich bemüht und verpflichtet, das vielfältige materielle kulturelle Erbe Tirols zu bewahren, zu dokumentieren und der wissenschaftlichen Forschung sowie der kulturell interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die gewachsene Kulturlandschaft ist ein sehr großes Kapital des Landes Tirol. Die Kulturgüter sind wichtige Symbole regionaler und lokaler Identität und haben neben ihrer materiellen insbesondere eine ideelle Bedeutung für die Allgemeinheit.

Verschiedene Stellen im Bereich der Tiroler Landesverwaltung beschäftigen sich mit dem Sammeln von Informationen über Kulturgüter, deren Erhaltung und Weiterentwicklung. Zentrales Instrument für die Zusammenschau des Kulturerbes ist das Tiroler Kulturgüterinventar, wie es der Tiroler Kunstkataster bereits seit 1968 erstellt. Dieses Inventar umfasst in seiner flächendeckenden Erhebung alle kulturell bedeutenden Objekte, während die Denkmalbehörde des Bundes ausschließlich Objekte betreut, die unter die engen Kriterien des Denkmalschutzgesetzes fallen.

Der Tiroler Kunstkataster ist neben dem Kulturgüterkataster Wien österreichweit das einzige Inventarisierungsprojekt auf Landesebene. Seit mehr als 40 Jahren sind die MitarbeiterInnen mit der Erfassung des Kulturgüterbestandes in den Gemeinden Nord- und Osttirols befasst. Als Landeseinrichtung in der Abteilung Kultur ist das Archiv des Tiroler Kunstkatasters für Benutzer öffentlich zugänglich. Ausgangspunkt für die Gründung des Tiroler Kunstkatasters war der Kulturgüterschutz im Sinne der Haager Konvention als Reaktion auf die unersetzlichen Verluste zahlreicher Kunstdenkmäler im Zweiten Weltkrieg. Im gemeinsamen Bemühen um die Bewahrung unseres kulturellen Erbes zeigt die Erfahrung, dass Kulturgut vielfach durch veränderte ökonomische Rahmenbedingungen, touristische

Erschließung oder Diebstähle, aber auch durch Naturkatastrophen wie Brände, Erdbeben oder Überschwemmungen in seinem Bestand gefährdet sein kann.

Die aus heutiger Perspektive nicht mehr exakt zutreffende Bezeichnung „Kunstkataster" ist Teil der Geschichte der Institution und hat ihre Ursache in der ursprünglichen Ausrichtung des Forschungsinteresses vorwiegend auf kunsthistorisch relevante Kulturgüter. Seit den späten 1970er Jahren wurden als kulturelle Ausprägungen des Landes verstärkt auch die nicht minder charakteristischen volkskundlichen Objekte dokumentiert und damit die Perspektive und das Forschungsinteresse erweitert.

Hauptaufgabe des Tiroler Kunstkatasters ist die systematische wissenschaftliche Inventarisierung des materiellen Kulturgüterbestandes im Bundesland Tirol. Mit Fotografien und Beschreibungen werden Objekte wie Kirchen und Klöster, Kapellen, Burgen, historische Bauernhäuser, technikgeschichtliche Bauten, Bildstöcke, Wegkreuze und Brunnen sowie bewegliches Inventar erfasst. Im Einklang mit den europäischen Zielsetzungen der Erhaltung und zeitgerechten Darbietung des Kulturerbes erfolgen Archivierung, Auswertung und Aufbereitung der Daten im Tiroler Kunstkataster auf der Grundlage einer Datenbank. Darin sind derzeit (Stand Juli 2012) rund 118.000 Kulturgüter (Gebäude mit Inventar) katalogisiert. Dazu sind etwa 370.000 Bilddaten digital verfügbar. Der Abschluss der flächendeckenden Grunderhebung ist für das Jahr 2016 geplant.

Tiroler Kulturgüter online

Etwa 18.000 ortsgebundene Objekte aus der Datenbank des Kunstkatasters (kulturell und geschichtlich bedeutenden Bauwerke) sind seit 2005 im Geographischen Informationssystem des Landes tiris verortet (georeferenziert). Die damit verbundenen Fachinformationen aus dem Tiroler Kunstkataster können auf diese Weise in Form digitaler Kartenbilder via Internet der Öffentlichkeit zur weiteren Nutzung zugänglich gemacht werden. Im Überblick ergibt sich folgende Aufteilung nach Gebäudekategorien (gerundete Zahlen):

Bäuerliche Architektur	6.400
Sakralarchitektur	3.500
Kleindenkmäler	3.700
Profanarchitektur/öffentlich	2.350
Profanarchitektur/privat	1.850
Burgen, Schlösser	150

Mit dem Portal „Kulturgüter online" (www.tirol.gv.at/kunstkataster) steht WissenschafterInnen und allen an der Kultur Tirols Interessierten ein zeitgemäßes und übersichtliches Instrument für schnelle Recherchen zur Verfügung. Gebäude- und raumbezogene Informationen sind in technologisch moderner Form aufbereitet und präsentiert. Die wesentlichen baukulturellen Identitätsmerkmale Tirols können damit unbürokratisch und in kompakter Form über das Internet abgerufen werden. Das interaktive Service mit seiner strukturierten Datenaufbereitung stellt sicher, dass die kulturellen Koordinaten des Landes Tirol noch mehr Menschen zugänglich gemacht werden.

Inventar einer Hofkapelle im Bezirk Schwaz | Foto: Tirol Kunstkataster



Vernetzung der Kulturgüterdaten in Tirol

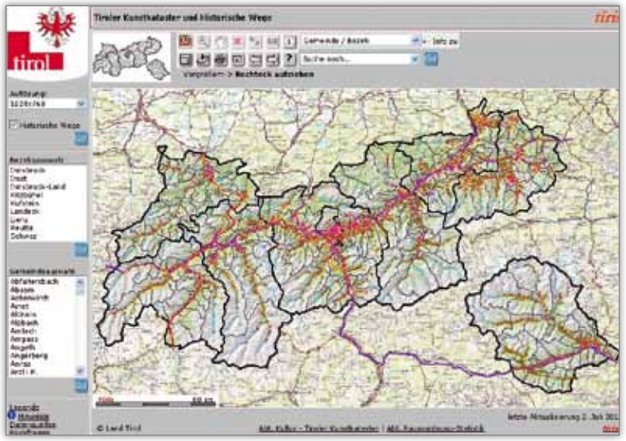
Die Informationserfassung unterliegt aber einem dynamischen Prozess. So wie sich die Kultur des Landes verändert, ist auch die Datenbank als Abbild der Realität niemals ganz abgeschlossen. Für die ständigen Erweiterung und Aktualisierung der Tiroler Kulturgüter-Datenbank wird verstärktes Augenmerk auf die Zusammenarbeit mit fachverwandten Institutionen gelegt. Das Netzwerk der Datenlieferanten und Korrespondenten innerhalb Tirols wird zunehmend ausgebaut. Kooperationen mit Bundesdenkmalamt, Chronisten der Gemeinden, Kulturgüterinventarisierung der Diözesen, universitären Einrichtungen sowie anderen Landesabteilungen verdichten den Informationsgehalt und die Tiefe der Fachdaten des Kulturgüterinventars des Tiroler Kunstkatasters. Zielsetzung ist die laufende Qualitätssicherung und Aktualität der Datenbestände.

Harmonisierung von Kulturportalen in Österreich

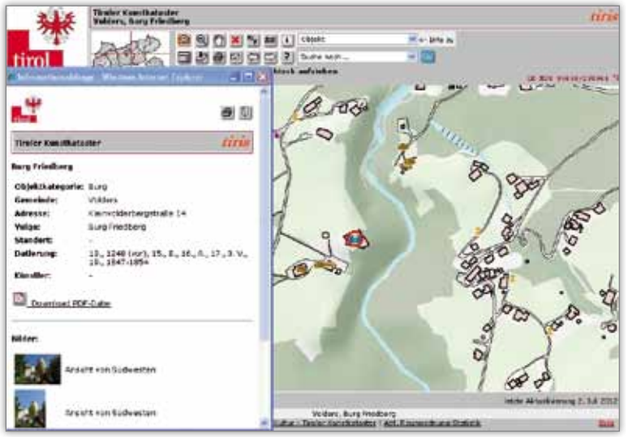
Der Tiroler Kunstkataster ist seit 2009 maßgeblich an einer Österreich weiten Initiative beteiligt, Kulturgüter aus allen Bundesländern über ein gemeinsames Web-Portal zu erschließen. Als Plattform für den zentralen Zugriff auf geografische Fachinformationen zum kulturellen Erbe dient das Geodatenportal der österreichischen Länder www.geoland.at. Mit Hilfe eines einfachen Webbrowsers können GIS-Daten bundesländerübergreifend abgefragt, visualisiert und ausgedruckt werden. Der erste, über dieses bundesweite Schaufenster verfügbare Layer beinhaltet das Thema „Burgen und Schlösser", weitere Layer zu den Themen „Museen und Sammlungen" sowie „Kirchen und Klöster" sind in Vorbereitung bzw. Bearbeitung.

Die reichhaltigen kulturellen Ressourcen Tirols sind von einmaligem gesellschaftlichem Wert und bilden das kollektive, sich ständig weiterentwickelnde Gedächtnis unserer Gesellschaft. Das Auffinden dieser Ressourcen, ihre Zugänglichkeit, Nutzbarkeit, Kommunizierfähigkeit, aber auch Authentizität und Qualität der Daten sind die Grundbedingungen für die Bereitstellung kultureller Informationen. Die Digitalisierung des Tiroler Kunstkatasters mit Erfassung, Dokumentation und Kartierung ist von nachhaltiger Bedeutung für die Sicherung des kulturellen Erbes in Tirol.

Karl Wiesauer



„Kulturgüter online", kartografische Darstellung Tiroler Kunstkataster und Historische Wege



„Kulturgüter online", Kartenausschnitt mit Objektinformation

Themenlayer „Burgen und Schlösser" im Geoland-Viewer





Der Ansitz Mair am Hof | Foto: Südtiroler Volkskundemuseum

Bewahrte – und gelebte – Volkskultur[1]

Hans Grießmair und das Volkskundemuseum in Dietenheim

Über Volkskultur in Südtirol zu schreiben, ohne das Volkskundemuseum in Dietenheim zu erwähnen, ist kaum möglich. Das Volkskundemuseum wiederum steht in engster Verbindung mit einem Menschen, der erstens ein profunder Kenner der Volkskultur in Tirol ist und zweitens der Gründer und langjährige Direktor des Volkskundemuseums: Hans Grießmair.

Hans Grießmair, Jahrgang 1938, mit Ahrntaler Wurzeln, in Kiens in einer kinderreichen Familie und kleinbäuerlichen Verhältnissen aufgewachsen, studierte Volkskunde und Germanistik an der Universität Innsbruck. Nach dem Studium schlug er nicht die angebotene Universitätslaufbahn ein, sondern kehrte nach Südtirol zurück und übernahm die Aufgabe, das Volkskundemuseum aufzubauen.[2]

Das Volkskunde- und Freilichtmuseum in Dietenheim ist das älteste der Südtiroler Landesmuseen. Traditionelle Landwirtschaft und bäuerliche Welt waren nach dem Zweiten Weltkrieg einem starken Wandel unterworfen. So entstand der Gedanke, nach dem Vorbild des Weinmuseums, das 1955 von einem Verein gegründet und erfolgreich auf Schloss Ringberg geführt wurde, auch für die Vieh- und Ackerwirtschaft ein Museum zu errichten. Nach mühevollen und bürokratischen Vorarbeiten fiel 1974 die Entscheidung, das geplante Museum in Dietenheim rund um den barocken Ansitz Mair am Hof aufzubauen. Mit der Entscheidung für diesen Standort war eine wichtige zukünftige Ausrichtung verbunden: Das knapp vier Hektar große Areal, das zur Verfügung stand, war zu klein, um darauf eine komplette Südtiroler Hauslandschaft auszustellen. Hans Grießmair plante also ein Museumskonzept, das die unterschiedlichen sozialen Schichten innerhalb der bäuerlichen Welt widerspiegeln sollte. Der Ansitz Mair am Hof steht dabei für einen adeligen Großbauernhof und eine herrschaftliche Lebensform, ein mittelgroßes Anwesen und eine Kleinbauernbehausung im Freigelände sollten den autark wirtschaftenden Bauern und die



In der Mühle im Volkskundemuseum
Fotos: Südtiroler Volkskundemuseum



Bronzebrunnen von Martin Rainer mit der Figur der Heiligen Notburga



Dr. Hans Grießmair beim Volksmusikfest im Museum, 2002

ländliche Unterschicht dokumentieren. Ab 1977 wurde damit begonnen, im Freigelände translozierte Gebäude aufzubauen, die vorwiegend aus dem Pustertaler Raum stammen. In knapp 30 Jahren wurden rund 30 Gebäude errichtet, neben den erwähnten Bauernhäusern auch Wirtschaftsgebäude, Handwerksstätten, Mühlen, Almhütten und eine Kapelle.

Hans Grießmair betonte stets den ganzheitlichen Ansatz seines Konzepts und hielt sich dabei eng an die ICOM-Deklarationen zu den Freilichtmuseen.[3] Daher begann er, parallel zu den Aufbauarbeiten im Freigelände, auch eine große Sammlung anzulegen. Rund 65.000 Objekte aus dem volkskundlichen Kanon mit Tirol-Bezug werden heute in Dietenheim verwahrt. Die Sammlungen zur religiösen Volkskunde, zu Volkskunst und Kunstgewerbe, Volksmedizin, zu Kleidung und Handwerk, die beiden historischen Fotoarchive von Hugo Atzwanger und Erika Groth-Schmachtenberger und nicht zuletzt die Zither-Sammlung sind das Herz des Museums und Grundlage für die wissenschaftliche Tätigkeit. Viele Objekte „beleben" die Häuser im Freigelände und machen sie wohnlich.

Die große Stärke des Museums ist, und darauf legte Hans Grießmair besonderen Wert, seine Lebendigkeit. Wer das Museum besucht, sieht Menschen bei der Arbeit, Haustiere, bewirtschaftete Gärten, Äcker und Wiesen. Besucherinnen und Besucher haben den Eindruck, die Hausbewohner wären nur kurz abwesend, das Feuer am Herd brennt und in der Stube riecht es nach Brotteig.

Ein weiteres Anliegen von Hans Grießmair war es, die Vergangenheit nicht zu verklären, sondern Alltag und Arbeit von einst auch mit den verbundenen Mühen und Nöten zu vermitteln.

Im Laufe der Jahre erhielt das Volkskundemuseum zwei Außenstellen, für die ebenfalls Grießmair verantwortlich war: 1983 das Weinmuseum in Kaltern, 1996 das Museum für Jagd und Fischerei, Schloss Wolfsthurn in Mareit. Das Museum in Dietenheim wurde mit Bereichen aus der Volkskultur erweitert: Weinbau und Weinverarbeitung sowie adeliges Leben, Jagd- und Fischereigeschichte. Grießmair ging nach seinem bewährten Konzept vor. Neben dem Alltag fanden Bräuche um Weinbau und Jagd ebenso Platz wie die Darstellung von Rebe und Wein, Jagd und Fischerei in der Volkskunst. Auch baute er bei beiden Außenstellen einen Freilichtbereich in den Museumsrundgang ein: einen kleinen Weingarten, in dem an historischen Perglanlagen alte Rebsorten wachsen, in Kaltern und den Themenweg „Wald und Wasser" mit einem Damwildgehege in Mareit.

Nach seiner Pensionierung 2004 übergab Hans Grießmair drei wohlbestellte Museen, die weit über die Landesgrenzen hinaus Anerkennung und Erfolg genießen.

Das Lebenswerk von Hans Grießmair, „sein" Museum, ist mit mehreren Preisen gewürdigt worden, u.a. mit dem Ehrenzeichen der Universität Innsbruck (1998) und dem Kulturpreis Walther von der Vogelweide (2002). Dabei wurde ausdrücklich sein Einsatz für die Erhaltung der Volkskultur hervorgehoben.

In seiner Zeit als Schriftleiter der landeskundlichen Zeitschrift „Der Schlern"[4], in unzähligen Museumstexten, in Aufsätzen, Monographien und Vorträgen hat Hans Grießmair über volkskundliche Themen geschrieben und gesprochen. Er wies und weist auf die Bedeutung und Wichtigkeit von Bräuchen hin und betonte stets das Anliegen, Volkskultur in seinen Museen zu bewahren und zu vermitteln. Für ihn sind Museen Stätten des Nachdenkens und einer lebendigen Erinnerung, die unsere Wurzeln sichtbar machen.

Alexandra Untersulzner

Fußnoten

1 Der Titel nimmt Bezug auf den 360 Seiten umfassenden Begleitband zum Volkskundemuseum, „Bewahrte Volkskultur. Führer durch das Volkskundemuseum in Dietenheim", der 2004 erschienen ist und 2013 in 2. erweiterter Auflage gedruckt wird. Autor ist Hans Grießmair.

2 Zu Hans Grießmair und seiner Biographie siehe u.a. Kühebacher, Egon, Hans Grießmair zum Sechzigsten, in: Der Schlern 72, 1998, Heft 11/12, S. 611-616; Gschnitzer, Hans, Dr. Hans Grießmair, Einsatz für die Volkskultur gewürdigt, in: Der Schlern 76, 2002, Heft 12, S. 50-55; Wolfsgruber, Karl, Landesmuseendirektor Dr. Hans Grießmair vollendet 65 Lebensjahre, in: Der Schlern 77, 2003, Heft 11/12, S. 9-11; Siller-Grießmair, Brigitte, Von Last und Lust des Anfangs. Meinem Mann zum Siebzigsten, in: Der Schlern 82, 2008, Heft 11, S. 6-19.

3 Die ICOM-Deklaration von 1957 mit Ergänzung von 1959; Die Neufassung der ICOM-Deklaration von 1982, in: Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern (Hrsg.), Freilichtmuseen. Geschichte, Konzepte, Positionen, München, Berlin 2006, S. 173-190.

4 von 1972 bis 2001



Depotaufstellung – Tiroler Volkskunstmuseum 1910 | Foto: TVM

Aus der **Krise** heraus

Nicht erst seit Worte, wie Währungs- oder Finanzkrise die politische Gegenwart prägen und der Landessäckel immer leerer zu werden droht, hoffen viele, dass aus heiterem Himmel ein Geldscheißer erscheint: Ein Ding, das auf Befehl oder auch ohne, im Nu alle finanziellen Sorgen lösen könnte. Seien wir also ehrlich: Gerade als Kulturverantwortlicher träumt man davon, so ein Wunderding sein Eigen nennen zu können. Es ist ein Wunschtraum, ein schönes Märchen. So wie es im Grimmschen „Tischlein Deck dich" beschrieben wird, bei dem ein Esel zu einem Goldfluss angetrieben werden kann.

Seit rund hundert Jahren ist das Tiroler Volkskunstmuseum im Besitz eines solchen märchenhaften Dukatenscheißers. Er stammt aus dem Grödental, wo die Erzeugung von Genrefiguren und Spielzeug aus Holz im 19. Jahrhundert einen Höhepunkt erreichte. Doch der Geldscheißer im Volkskunstmuseum ist trügerisch: Er verspricht nur auf den ersten Blick den erhofften Wohlstand. Seit seiner Entstehung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts versucht er das Geldstück herauszupressen, sein Bemühen ist aber ergebnislos.

Im Grunde ist sein Erfolg aber auch gar nicht so wichtig, denn gewiefte Kulturinteressierte können hier mehr entdecken, als nur den Wunsch nach bequemen Reichtum: Der dreckige Kot mutiert zur glänzenden Münze und damit zum ökonomisch Wertvollen. Die absonderliche Figur vereint somit den Gegensatz zwischen Entsorgen und Bewahren, zwischen Achtlosigkeit und Kostbarkeit – kurzum sie macht aus dem Wertlosen etwas Hochgeschätztes. Vielleicht transportiert der Dukatenscheißer somit eine Ahnung vom Abgründigen in der so schön herausgeputzten Welt der idealisiert gesehenen „Volkskultur" und „Volkskunst".

Beide Prinzipien sind nämlich Ausdruck der Wertschätzung jener kulturellen Äußerungen, die einst als belang- und bedeutungslos abgetan wurden. Entstanden aus einer städtisch-bürgerlichen Skepsis um den Fortbestand ländlicher Kultur, wurden sie um die Wende zum 20. Jahrhundert als ergänzende Antithese zur „Hochkultur" bzw. „Hochkunst" formuliert. Diese anerkennende Aufmerksamkeit galt freilich der bäuerlichen und handwerklichen Bevölkerung, nicht beispielsweise der Arbeiterschaft. Dennoch: Der Blick wurde erstmals von den elitären Prunkstücken auf die kulturelle Schaffenskraft im „Volk" gelenkt. Interessanterweise wurde just das 40-jährige Regierungsjubiläum von Kaiser Franz Josef 1888 zum Anlass genommen, um vom Tiroler Gewerbeverein die Gründung eines Gewerbemuseums zur „Vorführung mustergiltiger gewerblicher Erzeugnisse kirchlicher und profaner Richtung aus alter und neuer Zeit" zu beschließen. Wenngleich sofort mit dem Ankauf einer Sammlung begonnen wurde, stockte dieses engagierte Streben – auch, weil konservative Abgeordnete im Tiroler Landtag skeptisch auf die Machenschaften des national-liberalen Vereins blickten. Doch wuchs die Sammlung schnell an – ebenso schnell aber stieg auch die Verschuldung des Vereins, sodass das ganze Museumsprojekt in Frage stand. 1903 sprang die Innsbrucker Handelskammer ein und übernahm Schulden und Sammlung. Josef Tapper und Anton Kofler erwiesen sich als geschäftige Einkäufer, die nach „Gegenständen des alttirolischen Kunstgewerbes", aber auch nach „Erzeugnisse[n] des tirolischen Hausfleißes" sowie nach bäuerlichen Geräten – allerdings nur, sofern sie verziert waren – suchten. Trotzdem wurde die Idee von Karl von Radinger (1869-1921) nach einem „Museum für tirolische Volkskunde" nicht umgesetzt. In dieser Phase der Sammlungserweiterung trat unter anderem auch der Geldscheißer seinen Weg von St. Ulrich nach Innsbruck an. Doch auch er konnte nicht verhindern, dass die finanziellen Verpflichtungen schon wieder auf über 132.000 Kronen angewachsen waren. Einige Vertreter der Handelskammer reagierten entsetzt, erst auswärtige Gutachter mussten erkennen, dass in der Sammlung mehr stecke, als nur ihr wandelbarer Verkaufswert. 1910 wurde in der leer stehenden Egger-Oberhammerschen Fabrik eine provisorische Depotaufstellung nach ästhetischen Kriterien eingerichtet. Dadurch war es ausgewählten Besuchern erstmals möglich, die im Dornröschenschlaf schlummernde Objektfülle zu bestaunen. Viele der gezeigten Dinge waren schon lange nicht mehr in Gebrauch, weil sie altmodisch, überholt, unzeitgemäß oder defekt waren. Fortan galten sie aber als Volkskunst. Doch wusste man noch immer nicht so recht, was mit dem ganzen Zeug passieren sollte. Es war für die damalige Situation irgendwie passend, dass die bald wieder obdachlos gewordene Sammlung in das im Verfall begriffenen Theresianum neben der Hofkirche in der Innsbrucker Universitätsstraße gebracht wurde. Ein angedachter Umbau des Gebäudes wurde 1924 mit über einer Milliarde Kronen (!) beziffert, sodass ein Objektverkauf von Gegenständen im Wert von 500 Millionen durch eine Effektenlotterie vorbereitet wurde. Dies hätte den Verlust eines wichtigen Teils der Sammlung bedeutet. Nicht zuletzt deshalb reagierte das Bundesland Tirol. Zwar hatte es anfangs kein großes Interesse, die Sammlungsbestände zu übernehmen; doch als die sogenannten Löwenhausgründe am Innsbrucker Rennweg als lukrative Mitgift der musealen Gabe beigestellt wurden, willigte man gerne ein, die Sammlung zu übernehmen und das Theresianum baulich zu adaptieren. Die Odyssee sollte damit endlich zu Ende sein. Wenige Monate, bevor die Welle der Weltwirtschaftskrise das Land in arge Schwierigkeiten brachte, wurde am 15. Mai 1929 das „Tiroler Volkskunstmuseum", wie es nunmehr hieß, eröffnet. Die Anwesenheit des damaligen Bundespräsidenten Wilhelm Miklas zeugte davon, welche Wertschätzung dem „alten Graffl" (so bezeichnete es Karl Paulin einst ironisch) nun entgegen gebracht wurde. Entstanden war das „Größte Heimatmuseum der deutschen Alpenländer" und ein „herrliches Denkmal deutscher Bauernkultur aus Nord- und Südtirol". Dass die ladinisch- und italienischsprachigen Landesteile sowohl in der Sammlung, wie auch in der Aufstellung einen gewichtigen Teil einnahmen, hatte man damals wohl übersehen; ebenso, dass viele Ausstellungsobjekte nicht aus bäuerlichem, sondern aus bürgerlichem, zünftischen



Geldscheißer | Foto: TVM

oder gar adeligem Umfeld stammten. Diese Teile der Sammlung sowie auch Zeugnisse der religiösen Kultur wurden insbesondere zwischen 1938 und 1945 verschleiert und kaschiert, als Gertrud Pesendorfer das Museum „mehr oder weniger [zu] einer Zentrale der Reichsfrauenschaft“ (so drückte es ihr Vorgänger und Nachfolger Josef Ringler, 1893-1973, süffisant aus) degradierte. Viele Objekte, v.a. die aus adeligem und bürgerlichem Umfeld stammten, ließ die einstige Sekretärin, die als Leiterin installiert wurde, sogar verkaufen. Übereifrige Metallspenden, ein Bombentreffer in der Dogana, in der größere Objekte gelagert wurden sowie die Plünderung ausgelagerter Bestände in Wörgl und St. Petersberg waren schmerzliche Verluste. Die Narben waren noch nicht verheilt, als 1948 das Museum wieder eröffnet wurde. Die gezeigte „Volkskunst“ sollte als „Schatzkammer des Tiroler Volkes“ lindernd wirken, schließlich sollten die Objekte (die wenige Jahre zuvor noch ein Zeugnis Deutscher Kultur war) nun den „Verwirrungen der jüngsten Vergangenheit“ entgegen wirken. 1953 wurde Franz Colleselli (1922-1979) zum Direktor des Museums ernannt. Seine Ägide brachte eine Konsolidierung des Museums. Die Besucherzahlen stiegen, die ungelöste Depotsituation wurde verbessert, der Bestand nahezu vollständig erfasst. Schließlich ging er auch daran, das Museum neu aufzustellen. Seine unermüdliche Arbeit wirkt bis heute nach. Den Geldscheißer aber stellte er in eine Vitrine zu anderen Figuren, wo er zu einem Dokument für die Grödner Hausindustrie wurde. Das listige Männlein hat dem Museum nicht den versprochenen finanziellen Reichtum gebracht, den es in den zahlreichen Krisenzeiten oft gewünscht und gebraucht hätte. Aber vielleicht ist dies ganz gut so, schließlich ist gewonnener Reichtum im Märchen zwar oft eine Belohnung für gutgetane Arbeit oder für moralisches Verhalten trotz Hintertücke und List; doch werden die reich gewordenen Glückspilze immer als etwas passiv, dümmlich und naiv geschildert, die das Gewonnene auch wieder verspielen, um in die nächste Verwicklung zu schlittern.

Karl C. Berger



Dr. Hans Gschnitzer

ehemal. Direktor des Tiroler Volkskunstmuseums

Unzählige Fotos befinden sich im Archiv des Tiroler Volkskunstmuseums. Doch man hat Mühe, eines von jenem Mann zu finden, der ein Vierteljahrhundert die Geschicke des Hauses geleitet hat. Vielleicht aber charakterisiert dieser Umstand ihn am besten. Hans Gschnitzer ist keiner, der sich in den Vordergrund drängen muss. Das hat er nicht nötig: 1938 in Hötting geboren, studierte er Volkskunde und Geographie. Er war Universitätsassistent und Mitarbeiter der Kulturabteilung des Landes Tirol, bevor er Direktor des Tiroler Volkskunstmuseums wurde. Endlos lang ist die Liste seiner Veröffentlichungen. Sie sind Beweis dafür, dass kaum einer Landschaft und Kultur Tirols so gut kennt wie er. Der „Chef“, wie ihn seine ehemaligen Mitarbeiter im Tiroler Volkskunstmuseum heute noch nennen, ist auf dem ersten Blick eine ruhige Persönlichkeit. Doch mutiert „der Gschnitzer“ zum polternden Unbequemen, wenn es darum geht, gegen die Zerstörung der Tiroler Kulturlandschaft aufzutreten. Seine stoische Ruhe vergeht auch, wenn jemand beispielsweise vom Wipptal spricht und dabei nur bis zum Brenner denkt. Diese Einstellungen versuchte er auch seinen Studenten zu vermitteln. Man hat ihn unterstellt, dass er „aus Prinzip altmodisch“ sei – ein Attribut, das ihn zwar nicht stört, aber ihm nicht gerecht wird: Bereits seine 1965 fertiggestellte Dissertation über die „Arbeitervolkskunde von Wattens“ war vorausblickend. Als Direktor des Tiroler Volkskunstmuseums versuchte er einen Ort des Schauens – nicht des Lesens oder des zwanghaften Lernens – zu erhalten. Eine durchaus moderne, zeitlose Auffassung. Hans Gschnitzer ist Tiroler – im besten Sinne und mit allen Konsequenzen des Wortes.

Karl C. Berger



Schreckgespenst Alemagna-Autobahn durch das Pustertal | Foto: Archiv Heimatpflegeverband

Einsatz für Natur und Kultur

Der Heimatpflegeverband Südtirol

Der Begriff „Heimatschutz“ wurde Ende des 19. Jahrhunderts von Prof. Dr. Ernst Rudorff (1840-1916) geprägt und dient seither als Oberbegriff für die Gebiete Naturschutz, Naturdenkmalpflege und Denkmalschutz. Die eigentliche Geburtsstunde des Heimatschutzes in Tirol war im Jahre 1908, als durch Kunibert Zimmeter (1872-1952) aus Tramin der Verband für Heimatschutz in Tirol als erste derartige Organisation in Österreich gegründet wurde. Zimmeter war bereits damals der Überzeugung, dass es dringend an der Zeit sei, *„den tirolischen Charakter unseres Landes zu erhalten, das äußere Bild in Landschaft, Stadt und Dorf in seiner Eigenart zu wahren und auf das Volk einzuwirken, daß es tirolisch bleibe, seine Sitten und Gebräuche möglichst bewahre und die Jugend wieder im heimischen Sinne heranbilde“.*

Es war Umweltschutz im weitesten Sinne, den sich die Gründer von damals zum Ziel gesetzt hatten: die Natur vor den vielfältigen Angriffen zu bewahren und die gewachsene Kulturlandschaft vor Verschandelung und Vernichtung zu schützen. Es ging aber auch um die Bewahrung der Eigenart des Volkscharakters, wobei Trachten, Bräuche, Tanz und Mundart ebenso eine Rolle spielten wie Volkslieder und Sagen.

In der Zeit des Faschismus mussten die Südtiroler Vereine ihre Tätigkeit einstellen und erst im Jahre 1949 wurde der Landesverband für Heimatpflege in Südtirol (heute Heimatpflegeverband Südtirol) als Zusammenschluss aller Südtiroler Heimatschutz- und Heimatpflegevereine gegründet. Derzeit sind im Heimatpflegeverband Südtirol 36 Vereine zusammengefasst, die Gesamtmitgliederzahl beträgt 4.576.

Auch heute wird „Heimatpflege“ häufig noch mit sentimentalem Glanz und verklärtem Gestern verwechselt: Heimat als heile Welt rückwärtsgewandter Schwärmer und unverbesserlicher Nostalgiker. Heimatschützer haben zu Unrecht mit vielen Vorurteilen zu kämpfen. Dabei ist die heimatpflegerische Praxis sehr vielschichtig, vorausschauend und in die Zukunft gerichtet. Dafür ist zwar manchmal auch der Blick zurück notwendig, denn aus den Fehlern der Vergangenheit können wir lernen und die heutige Situation besser erfassen. Es geht in der Heimatpflege aber nie um die Erhaltung des Alten, weil es alt ist, sondern weil es gut ist!

Uns ist bewusst, dass die Zeit nicht angehalten werden kann, und das ist auch gar nicht unser

Bestreben. Das Leben unserer Vorfahren war hart und beschwerlich, geradezu unmenschlich in manchen Situationen. Jede Generation hat über Jahrhunderte hinweg das Bild ihrer Heimat mitgestaltet und der Landschaft den Stempel ihrer Arbeit aufgedrückt. Was jedoch heute an Veränderungen geschieht, ist in der Geschichte ohne Beispiel, sodass wir es als unsere Aufgabe erachten, die Gesellschaft zu sensibilisieren.

Südtirol war vor gar nicht allzu langer Zeit noch ein sehr armes Land und wie wir alle wissen, lebten viele Menschen, besonders in den entlegenen Gebieten, nahezu an der Grenze des Existenzminimums. Den heutigen Wohlstand verdanken wir vor allem dem Fleiß unserer Bevölkerung und dem Tourismus, der unserem Land zu dem verholfen hat, was es heute ist. Doch auch Vorsicht ist geboten: Unser schönes Land wird in den meisten Werbebroschüren als „heile Welt" feilgeboten. Das ist legitim und dient der Sache. Gefährlich wird es, wenn begonnen wird, mit Werten hemmungslos umzugehen, für die wir uns tagtäglich einsetzen, und wir mit ansehen müssen, wie unsere eigene Kultur mit Füßen getreten wird.
Vernünftige Wirtschaftlichkeit ja, aber stets mit Respekt vor unserer gewachsenen Volkskultur.

Weder die in Werbebroschüren vorgetäuschte Urtümlichkeit unserer Naturlandschaft noch die darin zur Schau gestellte Boden- und Eigenständigkeit unserer Bevölkerung können über die Tatsache hinwegtäuschen, dass auch Südtirol schon längst auf dem Wege ist, seinem beschaulich-konservativen Eigenleben mehr und mehr zu entwachsen und dass in vielen Bereichen das Gespür für das rechte Maß verloren gegangen ist. Den Heimatpflegern erwachsen daraus viele neue Aufgaben und Herausforderungen. Der Mensch und seine natürlich gewachsenen Gemeinschaftsformen müssen wieder vermehrt Mittelpunkt und Endziel aller schützerischen und pflegerischen Maßnahmen sein. Denn der Fortbestand unserer Volkskultur wird weniger von der Befriedigung individueller Ansprüche abhängen als vom Geiste, von dem sie getragen ist.



Ensemble in Tramin | Foto: Archiv Heimatpflegeverband

Ein bekannter Zeithistoriker hat in diesem Zusammenhang einmal gesagt: *„Die Wirtschaft darf nicht das Maß aller Dinge sein. Eine gesunde Umwelt und eine unversehrte Naturlandschaft wird Südtirol langfristig gesehen eine reichere Dividende bringen."* Während Ernst Rudorff gegen Widerstände ankämpfen musste, dem Umwelt-, Natur- und Heimatschutzgedanken gebührende Geltung zu verschaffen, beschäftigt uns, mehr als hundert Jahre danach, das Problem, dass vielfach mit dem Begriff „Heimatpflege" antiquiert angehauchte Gedanken und Emotionen in Verbindung gebracht werden. Dabei umfasst Heimatschutz weit mehr als die soeben genannten Gebiete und kann richtungweisend sein für Aufgaben, die unsere Gesellschaft wohl frühestens im 21. Jahrhundert als solche erkennen und lösen wird.

Heimatpflege ist also vielschichtig und kontrovers. Dabei ist Heimatpflege ein sehr junges, modernes Bestätigungsfeld im ständigen Widerstreit zwischen denen, die – etwas krass ausgedrückt – die Ressourcen der Erde für unbegrenzt halten, die fast alles für machbar ansehen, und denen, die das Optimum industrieller Entwicklung für ausreichend betrachten und von ihrer Weiterführung die Vernichtung der Existenzgrundlagen befürchten.

Die Kraft, in diesem Spannungsfeld zu leben und tagtäglich weiterzumachen, schöpfen wir aus einer inneren Überzeugung. Genugtuung und die Gewissheit, auf dem richtigen Weg zu sein, erfahren wir durch die kleinen und großen Erfolge.

Josef Oberhofer

Verein für Heimatschutz und Heimatpflege in Nord- und Osttirol

Als 1897 zum ersten Mal das Wort „Heimatschutz" als kulturpolitische Forderung geprägt wurde, konnte niemand ahnen, dass dieser Begriff im Lauf der kommenden Jahrzehnte politisch vereinnahmt würde – zuerst in der Nazi-Ära und erst vor kurzer Zeit in den USA. Hier sei nun kurz auf die Entstehungsgeschichte des Vereines eingegangen, damit die Nähe des Vereins zur Volkskultur verständlich wird.

Das Wort „Heimatschutz" verwendete erstmals der in Berlin lebende Musikpädagoge und Naturschützer Ernst Rudorff (1840-1916). Er musste miterleben, wie in der Zeit von Industrialisierung und Flurbereinigung historische Gebäude und gewachsene Kulturlandschaft rücksichtslos zerstört wurden. Im Zuge seiner Forderungen nach Schonung von landschaftlichen Eigentümlichkeiten und Erhaltung von prägenden Landschaftselementen entstand die Idee, einen „Verein zum Schutz der Natur" zu gründen. Aber er war nicht nur Naturschützer allein: Die Erhaltung typischer Siedlungsformen und identitätsstiftender Bauwerke war ihm ebenso wichtig. So erhielt der 1904 von ihm gegründete Verein mit dem Namen „Heimatschutz" eine umfassendere Aufgabe.
Mit Ernst Rudorff begann also die „Heimatschutzbewegung", die auch schnell in Österreich Zustimmung und Unterstützung fand. Am 8. September 1908 wurde in Innsbruck der „Verein für Heimatschutz in Tirol" als erster dieser Art im habsburgischen Österreich gegründet. Weitere folgten sehr schnell in anderen Städten Tirols und in den späteren österreichischen Bundesländern.
1919 musste der Verein durch die Teilung Tirols seine Tätigkeit auf Nord- und Osttirol beschränken, was schließlich 1984 auch zur Änderung des Namens auf „Verein für Heimatschutz und Heimatpflege in Nord- und Osttirol" führte. Dieser offizielle Name ist auch bis heute geblieben. Der Verein präsentiert sich jedoch seit 2006 mit dem von einer HTL-Schülerin entworfenen Logo mit der kürzeren und daher verständlicheren Bezeichnung „Tiroler Heimatpflege". Ein wesentliches Anliegen ist dem Verein die Zusammenarbeit mit dem „Heimatpflegeverband Südtirol" – die jährliche Zusammenkunft der Arbeitsgemeinschaft „Gesamttiroler Heimatpfleger" ist stets ein Höhepunkt des Arbeitsjahres.

Naturhistorische Lehrwanderung zum Toplitzsee | Foto: Rostek



1908 stand in der Tiroler Gründungsurkunde: „Der Verein will den Schutz des Landschaftsbildes, der interessanten Baulichkeiten in Stadt und Land und zugleich die Pflege der überlieferten ländlichen und bürgerlichen Bauweise; er sucht eine harmonische Bauentwicklung tunlichst zu fördern und auch die Natur-Denkmäler aller Art vor Entstellung zu bewahren. Zur Erreichung dieser Vereinsziele dienen Vorträge, Veröffentlichungen, Anregungen durch vermittelnde Tätigkeit, Erteilung von Ratschlägen und Gutachten, endlich auch allfällige Unterstützungen und Prämien".

Heute noch stellt sich der Verein denselben Aufgaben – warum? Hat sich in mehr als 100 Jahren und nach zwei Weltkriegen nichts geändert? Nein, es hat sich nichts geändert: die Industrialisierung vor 100 Jahren nahm ebenso wenig wie die heutige Gewinnmaximierung Rücksicht auf Empfindungen, auf Wohlgefühle, auf Wunsch nach Vertrautem und Abwechslungsreichtum. Der Verein, der teilweise schon 1908 (und heute noch immer) als Verband „ewig Gestriger" und „Verhinderer" bezeichnet wird, hat immer noch den Willen, den Menschen eine lebenswerte Heimat zu erhalten. Er erhebt immer seine Stimme, wenn Stadt- und Landschaftsbild in Gefahr sind. Leider werden Anregungen, Ratschläge und Gutachten immer weniger von Politik und Medien beachtet.
Am Beginn der Vereinsarbeit ging es vornehmlich um Beratung und Unterstützung für neue Architektur in gewachsener Umgebung. So wur-

de auf Betreiben des Vereins der Münchner Architekt Theodor Fischer geholt, um 1912 das neue Postgebäude in Hall in Tirol zu bauen. Heute noch ist dieser Bau ein hervorragendes Beispiel für gelungene Integration von neuer Architektur in die gewachsene Altstadt. In die Zeit des 1. Weltkriegs fällt auch der vom Verein betreute Wiederaufbau der weitgehend durch Brand zerstörten Marktgemeine Matrei am Brenner. Ab 1926 wurde der Verein von Bezirkshauptmannschaften zur Begutachtung von Bauvorhaben herangezogen.

Dies änderte sich grundlegend nach dem Zweiten Weltkrieg. Seither bemüht sich der Verein – oft in Zusammenarbeit mit dem Bundesdenkmalamt – Erhaltungsprojekte zu unterstützen, die die Kulturlandschaft prägen, für die aber private Besitzer oder Gemeinden nicht genug Geld aufbringen können. Viele dieser Restaurierungsprojekte erfreuen nicht nur die in der jeweiligen Umgebung wohnenden Tiroler, sondern auch zahlreiche Touristen. Nicht zufällig wird Tirol als Urlaubsziel mit intakter Natur und Kulturlandschaft beworben!

Die finanziellen Mittel für diese Aufgaben werden durch Mitgliedsbeiträge der derzeit ca. 700 Mitglieder sowie durch Lehrfahrten mit Schwerpunkt Natur, Kultur und Heimatkunde erwirtschaftet. So hat der Verein in den letzten 20 Jahren durch die Übernahme von Material- oder Handwerkerkosten zu folgenden Projekten beigetragen: Schindeldächer (statt Blech) auf Almhütten im Paznauntal, die wegen ihres intakten Ensemblecharakters unter Denkmalschutz stehen; Schindeldach am Südostturm der Burg Naudersberg; die Sillerkapelle in Neustift im Stubaital konnte höher gesetzt werden; am Bichlerhof auf Stein oberhalb von Matrei in Osttirol wurden alle Gebäude schrittweise baulich gesichert; in Toldern im Schmirntal wurde die Stockmühle gerettet; in Pfafflar am Fuß des Hahntennjochs wurden uralte Bauernhöfe wieder als Alpgebäude benutzbar gemacht; in Gries am Brenner wurden die Kapellen beim Simelerhof und beim Paulerhof restauriert, ebenso die Rochuskapelle in Wald bei Obsteig, die Burgfriedkapelle in Tobadill und das Zottenkirchl im Defereggental. Fassadenfresken an einem Bauernhaus in Axams und einem Gartenhaus in Hall standen ebenso auf dem Unterstützungsprogramm wie nach alter Methode geflochtene Zäune in Weerberg, in Toldern und in Mösern. Zu den großen Projekten in oder nahe bei Innsbruck gehören die Restaurierung des Kaiserdenkmals an der Brennerstraße nahe der Auffahrt nach Natters und der fünf Bildstöcke an der Kranebitter Allee.

Aber nicht nur Restaurierungen, sondern auch Initiativen gehören zu den Aufgaben des Vereins. So künden trotz mancher Niederlage viele erhaltene Gebäude, Parkanlagen, Bäume und unberührte Kleinparadiese von Einsatz und Widerstand der Mitglieder gegen Willkür und Profitgier. Es gelingt immer wieder, Erfolge zu verbuchen. So unter anderem die Verhinderung einer Gondelbahn auf die Hungerburg, deren Trasse von der Innbrücke bis zum Löwenhaus am Innufer verlaufen sollte. Als Beispiel besonderer Hartnäckigkeit sei auch der Arzler Kalvarienberg genannt: Buchstäblich jahrzehntelang (!) musste der Obmann bei der Stadt um die Stabilisierung des Schotterabbruchs betteln, bis endlich vor wenigen Jahren – in allerletzter Minute vor dem Absinken der Kirche – die Festigung und Begrünung in die Wege geleitet wurde.

Als wissenschaftlichen Beitrag zur Volkskultur gibt der Verein seit 1925 die „Tiroler Heimatblätter“ heraus, deren Beiträge Generationen von Studenten und Interessierten Tiroler Fachwissen vermittelt haben. Sie können im Abonnement oder als Einzelhefte erworben werden.

Das wichtigste und umfangreichste Angebot des Vereins für seine Mitglieder sind die schon erwähnten Lehrfahrten: Hier können die Teilnehmer Kulturgeschichte, Geographie, Kunstgeschichte, Archäologie, Botanik, Literatur und Musik „hautnah“ erleben und Neues dazulernen. Die fachkundigen Reiseleiter zeigen Schönheit und kulturelle Eigenart der Tiroler Heimat wie auch der Nachbarländer und vermitteln ihr großes Wissen auf ganz persönliche Art. So werden Besichtigungen und Wanderungen zu besonderen Erlebnissen!
Einmal jährlich gibt es ein Treffen älterer, aber immer noch am Verein interessierter Mitglieder.
Ebenfalls einmal pro Jahr findet die „Generationenfahrt“ statt, bei der die Familien der Mitglieder günstig an einer „Themenreise“ teilnehmen können.

Dem Verein sind der „Tiroler Mundartkreis“ und die „Arbeitsgemeinschaft Lebendige Tracht und Volkskultur“ angegliedert.

Der Verein ist unpolitisch und getragen von einem ehrenamtlich arbeitenden Ausschuss.
Nähere Informationen unter www.tiroler-heimatpflege.at.

Barbara Knoflach

Kultur- und Bildungstätigkeit des Südtiroler Schützenbundes im Jahreskreis

Im Jahr 2012 legten wir verschiedene Schwerpunkte und mit dem Zyklus „Altes Handwerk“ boten wir verschiedene Praxiskurse an.

Dabei organisierten wir einen Schützenscheibenmalkurs mit dem bayrischen Bildhauer und Lüftlmaler Stephan Pfeffer. Ziel dieses Kurses war es, sich mit der Technik dieser jahrhundertealten Tradition vertraut zu machen und Berührungsängste abzulegen. Dabei wurden auf vorgefertigten Holzscheiben Motive mittels Paustechnik aufgetragen und anschließend mit Acrylfarben ausgemalt. Die Ergebnisse konnten sich letztendlich sehen lassen und die Kursbesucher konnten das Gelernte in diesem alten Schützenbrauchtum mitnehmen.

Weiters organisierten wir 2012 eine Comic-Werkstatt mit dem bekannten Zeichner des Andreas-Hofer-Buches, dem Künstler Jochen Gasser. Die Teilnehmenden hatten die Gelegenheit, schon daheim vorbereitete Arbeiten mitzubringen, damit der Kursleiter ein Gespür für die jeweiligen Zeichenfähigkeiten der Teilnehmenden bekommen konnte. Der Referent erklärte schrittweise, wie man Comicfiguren erstellt und ihnen mittels Sprechblasen, Blitzen und anderen beigefügten Symbolen auch Emotionen einhauchen kann.

Ebenso fanden ein Vortrag und eine Werkstatt zu Federkielstickerei und zum Lederpunzierung mit Fabio Rigali statt. Schützenkamerad Fabio befasst sich seit Längerem schon mit dem Trachtenwesen und hat verschiedene Kleidungstücke seiner Burggräfler Tracht selbst erzeugt. In einem Vortrag erklärte er den Teilnehmenden die Geschichte der Federkielstickerei und deren Bedeutung im Alpenraum. Praktisch wurden dann mit der Punziertechnik kleine Erinnerungsstücke wie zum Beispiel ein lederner Schlüsselanhänger mit traditionellen Mustern erstellt.

Wichtig war für uns auch eine Vortragsreihe zur Suchtprävention mit Konrad Fissneider in Göflan, Terlan, Brixen und Bruneck, die sehr gut besucht war. Dem Kultur- und Bildungsreferat war es gemeinsam mit dem Landeskommandanten Elmar Thaler ein Anliegen, den Mitgliedern die Lebenserfahrung von Konrad Fissneider zugänglich zu machen. Major Günther Morat führte die Abende mit Anstößen zu einer neuen Festkultur ein, wobei er die Wichtigkeit der Vorbildfunktion der erwachsenen Schützenkameraden und Marketenderinnen gegenüber den Minderjährigen in unserer Gemeinschaft unterstrich. Die Botschaft: Auch der Missbrauch legaler Genussmittel kann sehr leicht in den menschlichen und finanziellen Ruin führen.

Die Kamingespräche im Südtiroler Schützenbund, die in Anlehnung an die berühmten „fireside chats“ des US-Präsidenten Roosevelt gehalten wurden, moderierte Major Günther Morat. Das Thema wurde möglichst genau festgelegt und dann in einer passenden Örtlichkeit wie zum Beispiel einer „Selchkuchl“ in Anwesenheit von Gästen offen diskutiert.
Die Reihe unserer Kamingespräche begann mit unserem Landeskuraten Pater Christoph Waldner OT und es ging schwerpunktmäßig um Glauben in Verbindung mit dem Schützenwesen. Das zweite Kamingespräch wurde mit dem Besitzer und Betreiber des „Kleinen Museum“ in Lana, Alexander Schwabl, fortgesetzt. Dabei war das Schwerpunktthema der Erste Weltkrieg. Alexander Schwabl hat eine bedeutende Sammlung zu dieser Epoche und hat sich zudem ein exzellentes Fachwissen angeeignet. Einen Besuch in seinem Museum sollte keine Schulklasse, die sich mit dieser Zeit befasst, versäumen. Höhepunkt war die Verkostung von Brot nach einem Originalrezept aus der damaligen Kriegszeit, bei dem den spärlichen Inhaltsstoffen auch Sägemehl beigegeben wurde.
Ein drittes Kamingespräch mit Elisabetta Rossi-Innerhofer, der Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Meran, musste leider wegen religiöser Feierlichkeiten auf das Frühjahr 2013 ver-

Renovierung der Raschötzer Kapelle durch die Schützenkompanie Sankt Ulrich | Foto: Südtiroler Schützenbund



schoben werden. Das zu behandelnde Thema umfasst die Vergangenheit und Zukunft der jüdischen Religion in unserer Heimat, die zum Teil nicht aufgearbeitete Geschichte der Opfer und Täter während der beiden Faschismen und soll gleichzeitig auch den Zuhörerinnen und Zuhörern eine Annäherung an diese Weltreligion ermöglichen.

Ebenso wurde ein erster Schritt zur Wiederbelebung des Wirtshaussingens getätigt, indem wir den Kompanien Unterstützung bei der Organisation dieser alten Tradition anboten.

Die Aktion „Schützen erhalten Kulturschätze Tirols“ wurde gestartet. Hierbei wurden alle Kompanien ersucht, ihre kulturelle Tätigkeit seit ihrem Bestehen zu dokumentieren und diesem Referat zukommenzulassen. So konnten wir eine große Menge an Material sammeln, das zurzeit gesichtet und in passende Formate gebracht wird, um eine der gesamten Bevölkerung zugängliche Datenbank aufzubauen, bei der man gezielt einzelne laufende Projekte fördern, aber auch die bisher geleistete Kulturarbeit begutachten kann.

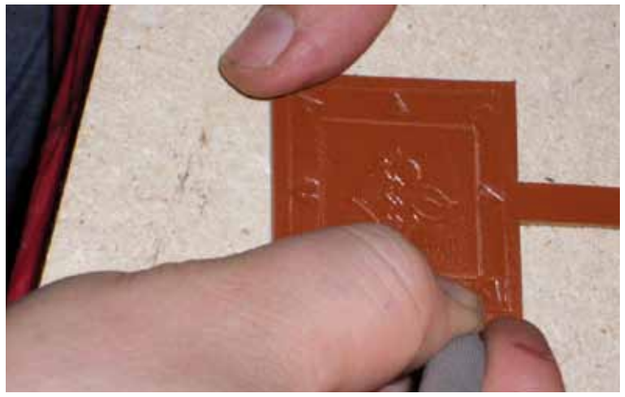
Die Neumitgliederseminare fanden erstmals in Lana und in Vahrn statt, wo die Mitglieder das Seminar in Tracht besuchten und anschließend im feierlichen Rahmen mit dem Tiroler und Österreichischen Zapfenstreich die Gelöbnisformel ablegten.

Wir legen Wert darauf, dass unsere Mitglieder die Kenntnis unseres Brauchtums und unserer Tiroler Volkskultur vertiefen, gleichzeitig aber auch ihren kulturellen Horizont erweitern können.

Günther Morat



Schießscheibenmalkurs | Fotos: Südtiroler Schützenbund



Punzieren

Wirtshaussingen





Kompanie Landeck, bei der Landlibellfeier 2011. Das Landlibell 1511 von Kaiser Maximilian I.: Die Verpflichtung zur Verteidigung des eigenen Landes, verbunden mit dem „Privileg“, dass dies nur innerhalb der Grenzen dieses Landes gilt, bestand im Prinzip bis zum Ende der Österreichisch Ungarischen Monarchie. 1915 rückten die Standschützen das letzte Mal zur Verteidigung der Heimat aus und leisteten einen wertvollen aber unbedankten Beitrag für dieses Land. | Foto: Angela Röck

Die Schützen im **Hier** und **Jetzt**

In Tirol sind die Schützen eine Institution, die bereits seit Jahrhunderten besteht. Waren anfangs die Aufgaben ganz klar in der Landesverteidigung definiert, so wandelte sich dies bereits ab Mitte des 19. Jhds. immer mehr zu einer Kooperation der Volkskultur und des Gemeinschaftswesens. Heute sind die Schützen wichtige Träger der Traditionspflege und eine Stütze des Vereinswesens in den Dörfern.

Das Schützenwesen in Tirol ist nahezu so alt wie das Land selbst. Tirol, dieses „Land im Gebirge“, wie es oft bezeichnet wurde, liegt an einem geopolitischen und wirtschaftspolitischen Brennpunkt. Gleichzeitig hat sich über die Jahrhunderte um die wichtigen und verkehrstechnisch günstig gelegenen Übergänge über die Alpen ein Kulturraum gebildet, sehr stark beeinflusst von bairischen Wurzeln, langen österreichischen Traditionen, im Detail jeweils geprägt aber auch von regionalen ethnischen Wurzeln.
Schützen gab es schon in der Zeit, als man die Armbrust verwendete, besonders bekannt geworden durch das Landlibell von 1511, die Wehrverfassung des Kaiser Maximilian I., sowie die Aufstände in Tirol von 1796 bis 1809 unter Andreas Hofer. Im Ersten Weltkrieg verteidigten die Standschützen die Südgrenze Tirols und waren letztmalig im militärischen Einsatz.
Die Tradition der Schützen in Tirol ist ein Spezifikum dieses Kulturraumes. Es sind dies in ihren Wurzeln alte Exerzierreglements, die als besondere Form der Ehrerbietung und der Begrüßung beibehalten



Marketenderinnen beim Landesfestumzug 2009. Die „Zier der Kompanien“ sind die Marketenderinnen, sie marschieren vorne weg und repräsentieren die jeweilige Kompanie und die Traditionen, die damit verbunden sind. | Foto: Michael Wedermann

wurden. Das ist jedoch nur das äußere Erscheinungsbild, welches selbstverständlich wichtig ist und auch identitätsstiftend wirkt, jedoch nur ein Teil des Ganzen darstellt.

Bund der Tiroler Schützenkompanien

„Der Bund" wie wir sagen, wurde als Dachverband der Schützenkompanien im Bundesland Tirol im Jahr 1950 gegründet. Er gliedert sich heute in die Viertel des Landes, die zwei Regimente Oberinntal und Zillertal, sowie in 26 Bataillone bzw. Talschaften. Mit Frühjahr 2012 waren 14.353 Aktive in 235 Schützenkompanien registriert. Erfreulich dabei ist, dass die Mitgliederzahl nach wie vor leicht steigt.



Zapfenstreich am Landhausplatz in Innsbruck 2011.
„Die Tiroler Schützen sind in erster Linie dem Land und sich selbst verpflichtet, nicht jedoch einem breiten Publikum, dessen Zuruf sich täglich ändert. Mit diesem Selbstbewusstsein steigt sowohl der gesellschaftliche Stellenwert, als auch die Identität." | Foto: Angela Röck

	Schützen	Jungschützen	Jungmarketenderinnen	Marketenderinnen
Viertel Osttirol	1.302	138	31	96
Viertel Oberland	2.666	432	103	273
Viertel Tirol Mitte	3.647	411	128	331
Viertel Unterland	4.116	302	50	327
GESAMT	11.731	1.283	312	1.027

Die Tiroler Schützen - Bekenntnis zur geistigen und kulturellen Einheit des ganzen Landes

Die Schützen sind eine Tiroler Angelegenheit. Aufgrund der jüngeren Geschichte und der Teilung des Landes ist klar, dass die Aktivitäten damit grenzüberschreitend sein müssen.

Das gemeinsame Fundament aller Schützenkompanien ist das öffentliche Bekenntnis zu einem christlichen, abendländischen Weltbild, der Einsatz für die Anliegen der angestammten Heimat, sowie die Erhaltung des Schützenbrauches. Bereits 1975 erfolgte in Innsbruck anlässlich der 25-Jahrfeier des Bundes der Tiroler Schützenkompanien die offizielle Gründung der Alpenregion der Schützen, in der die Bayrischen Gebirgsschützen, die Schützen des Bundeslandes Tirol, Südtirols und des Welschtirol zusammengeschlossen sind (ca. 435 Kompanien mit knapp über 26.000 Schützen). Der Hauptzweck dieser Vereinigung ist die Zusammenarbeit im kulturellen Bereich, zur Vorbereitung von Ausstellungen, gemeinsamen Projekten und Treffen.

Zur Intensivierung der Zusammenarbeit wurde 1995 wiederum in Innsbruck der „Gesamttiroler Schützenbund – Europäische Region Tirol" gegründet, als Dachorganisation der Schützenbünde des historischen Tirol. Am 26. November 2011 wurde der GTSB in den neuen Verband „Tiroler Schützen" übergeführt, um mit der erneuerten Struktur die Zusammenarbeit weiter zu stärken und künftigen Herausforderungen besser begegnen zu können. Die Tiroler Schützen versprechen sich davon – und erleben es bereits – eine gegenseitige Stärkung, abgestimmte Aktivitäten in noch größerem Ausmaß und ein besseres Verständnis für die unterschiedlichen Rahmenbedingungen und Erscheinungsformen des Engagements im Schützenwesen. Nicht das Beschwören der Vergangenheit, das Reden über Versäumtes oder Notwendiges bringt uns weiter, ausschließlich das gemeinsame Arbeiten und das gemeinsame Erleben, lässt Gemeinschaft und Gemeinsamkeit auch erfahren. Das wiederum ist der Grundstein Einigkeit zu erzielen in einem Land, aufgeteilt in zwei Staaten und mehrere Länder oder Provinzen.

Authentisch

Der Respekt vor den Traditionen gebietet uns diese laufend in Erinnerung zu rufen, lokale bis landesweite Gegebenheiten gelegentlich zu hinterfragen. Nicht alles was in Teilen unseres Landes üblich geworden ist, ist auch ein Brauch, nicht alles beruht auf Traditionen, sondern gelegentlich auch einmal auf Eitelkeiten von Einzelpersonen. Wie hartnäckig hält es sich, dass Marketenderinnen unverheiratet sein müssen, dass sie ihre Funktion im Falle einer Heirat aufgeben müssen. Oder wie unnötig ist manches Abfeuern von Ehrensalven, oft schon wegen eines gespendeten Bierfasses. Mehrfach wurde hier die Tradition mit Füssen getreten und selbst die Grenze des guten Geschmacks überschritten. Solche Entwicklungen schaden dem Schützenwesen, weil jeder erkennt, es sind Auswüchse, es ist nur Fassade, es ist nicht echt.

Natürlich sind wir darüber hinaus auch aufgerufen, gesellschaftlichen Veränderungen Rechnung zu tragen, Orientierung zu geben und Leitlinien von Zeit zu Zeit neu zu formulieren. Dies bedeutet keineswegs eine Abkehr von Traditionen, sondern eine Rückbesinnung auf die Ursprünge, auf das Wahre und somit eine Stärkung des Schützenwesens. Die Notwendigkeiten der Veränderung ergeben sich jedoch von innen. Unsere Mitglieder stehen selbst genug im Leben, kennen die Herausforderungen der heutigen Zeit und des Alltags. Die Tiroler Schützen sind in erster Linie dem Land und sich selbst verpflichtet, nicht jedoch einem breiten Publikum, dessen Zuruf sich täglich ändert. Mit diesem Selbstbewusstsein steigt sowohl der gesellschaftliche Stellenwert, als auch die Identität.

Frauen bei den Schützen

Starke Frauen hat es in Tirol immer schon gegeben, nur wenige sind allerdings historisch in Erscheinung getreten. Dies liegt in erster Linie an den historischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen: Margarethe von Tirol, Katharina Lanz – das Mädchen von Spinges, das Thinner Gretele, das mit anderen Mädchen Latzfons verteidigte, Josefine Negrelli, Therese von Sternbach, Anna Hofer und unzählige andere.

Ihre Bedeutung im Werden unseres Landes, im Aufbau und in der Verteidigung von Tirol, lag nur in wenigen Einzelfällen in militärisch-operativen Aufgaben, sondern hauptsächlich in verlässlicher Arbeit im Hintergrund, im zähen Ringen um Familie und Hof, wie es eben in der Vergangenheit den Frauen zugedacht war. Tausende Frauen haben in allen Kriegen und Konflikten in ganz anderer Weise ihre Wehrhaftigkeit bewiesen. Frauen haben daher als tragende Säule unserer Gesellschaft einen festen Platz im Tiroler Schützenwesen, heute mehr als jemals zuvor.

Das ist keine neue Erkenntnis. Das war immer so, weil es aber eine Selbstverständlichkeit ist, wurde nie viel darüber geredet oder geschrieben und es ist dies mancherorts und zu mancher Zeit in Vergessenheit geraten. Seit jeher sind Frauen – meist eben Lebenspartnerinnen, Ehefrauen oder Mütter von Schützen, Jungschützen und Marketenderinnen – ein unverzichtbarer Teil des Schützenwesens, meist unbeachtet und vielfach nicht bedankt.

Eine Kompanie kann jederzeit und im eigenen Ermessen Frauen als Mitglieder in die Kompanien aufnehmen. Somit sind Frauen ganz selbstverständliche Mitglieder, die in allen nichtmilitärischen Funktionen einer Kompanie (Obfrau, Kassierin, Schriftführerin, Jungschützenbetreuerin, usw.) oder weiterführenden Gliederungen (Schriftführung, Öffentlichkeitsarbeit, Jungschützenwesen, Internet, usw.) tätig sein können. Das Tragen von Waffen, die Übernahme von militärischen Funktionen und das Bekleiden eines militärischen Ranges ist jedoch ausgeschlossen. Weil immer wieder vor allem von Medien in provozierender Weise gefragt wird, wurde ganz klar unter der Federführung der Frauen im Tiroler Schützenwesen festgelegt: Schützinnen wird es nicht geben.

Jugend

Die Betreuer der Jungschützen und Jungmarketenderinnen haben eine ganz besonders verantwortungsvolle Aufgabe. Sie müssen das Feuer, die Begeisterung weitergeben. Ohne die Jugend ist jede Organisation nur von kurzer Dauer und die Tradition bald Geschichte. Dieser Grundsatz ist allgemein bekannt. Die Bereitschaft zur Mitarbeit, die Bereitschaft sich mit der Jugend zu beschäftigen, speziell auf die Jugendlichen einzugehen und dafür zu sorgen, dass die Mitgliedschaft bei den Schützen etwas Besonderes ist, etwas "Cooles", um es authentisch auszudrücken, ist sehr stark ausgeprägt. Hierbei ist nur eines wichtig: Klarheit in den Grundsätzen, konsequent in der Führung und „a Hetz" gehört immer dazu.

Das Schützenwesen in Tirol ist ein wichtiger Teil der Landeskultur. Es ist sehr stark der Tradition verpflichtet und in der Tradition verhaftet. Die Schützen sind jedoch nicht ausschließlich ein Traditionsverband, sondern umfassend und vielfältig in das Leben in den Dörfern eingebunden in kulturellen, sozialen oder karitativen Aktivitäten. Für dieses Land einzutreten bedeutet, die Problemlagen zu erkennen, Position zu beziehen und zu Handeln. In diesem Sinne sind die Schützen sehr aktiv, in diesem Sinne werden sie auch immer Aufgaben und ihren Platz in unserer Gesellschaft haben.

Machen sie sich ein Bild: www.tiroler-schuetzen.at

Hartwig Röck



Chronikausstellung beim 15. Tag der Chronistinnen und Chronisten in Bozen | Foto: Südtiroler Landesarchiv Bozen

Chronistinnen und Chronisten in unseren Gemeinden

In ihren Heimatgemeinden sind Ortschronistinnen und Ortschronisten gewissermaßen als Institution bekannt, werden zu offiziellen Ereignissen, Festen und Feiern eingeladen, informiert und gelegentlich bei Sammlungsgut zurate gezogen. Sie halten – so ist das in ihrem Grundsatzpapier festgeschrieben – das Geschehen der Gegenwart besonders auf Ortsebene für die Zukunft fest und sammeln Unterlagen und Materialien aus der Vergangenheit.

In der von ihnen angelegten Jahreschronik werden nach dem bewährten System der chronologischen Erfassung vom 1. Jänner bis zum 31. Dezember eines jeden Jahres möglichst viele Bereiche des öffentlichen Lebens schriftlich und fotografisch dokumentiert. Der Fokus liegt dabei vor allem auf Ereignissen, zu denen Informationsträger wie Zeitungsausschnitte, Fotos, Einladungen, Plakate und Notizen gesammelt und abgelegt werden. Das Interesse der in vielen Gemeinden Südtirols tätigen Chronistinnen und Chronisten geht aber weit über diese Kernaufgabe hinaus. Das Sammeln historischer Fotos, die Beschäftigung mit Veränderungen baulicher, aber auch kulturgeschichtlicher Art, Oral History, Flurnamenforschung und themenbezogene Projekte gehören gleichfalls in ihr Tätigkeitsspektrum. Wenngleich sich Chronistinnen und Chronisten meist von den Heimatpflegern klar abgrenzen, so ist die Volkskultur doch ein Bereich, dem sie große Beachtung schenken und dessen Dokumentation sie sich mit Hingabe widmen.

Als Arbeitsbehelf für Neueinsteigerinnen und Neueinsteiger, aber auch für bereits tätige Chronistinnen und Chronisten dient eine vom Südtiroler Landesarchiv herausgegebene und als Fortsetzungslieferung konzipierte Handreichung, in der Interessierte eine breite Auswahl an Anregungen, Themen und Richtlinien zur Chronikarbeit finden.

Wichtigste Kommunikationsplattform ist die in Zusammenarbeit mit dem Bundesland Tirol herausgegebene Zeitschrift „Tiroler Chronist“.

In jeder Nummer widmen sich Chronistinnen und Chronisten aus Nord-, Süd- und Osttirol sowie Expertinnen und Experten einem Schwerpunktthema und berichten regelmäßig über Initiativen im Chronikwesen.

In den letzten Jahren hat sich im Interesse einer umfassenden Chronikarbeit eine notwendig gewordene Teambildung durchgesetzt. Erfolgreich durchgesetzt haben sich außerdem Vereinbarungen zwischen den Gemeinden und ihren Chronistinnen und Chronisten, die nicht nur die Zugänglichkeit der Chronik für die Dorfbevölkerung, sondern vor allem die Unterstützung dieser ehrenamtlichen Tätigkeit durch die jeweilige Heimatgemeinde festschreiben. Solche Vereinbarungen sind dem Landeschronisten Robert Kaserer, dem Südtiroler Landesarchiv, das die Betreuung des Chronikwesens innehat, aber auch dem Südtiroler Gemeindenverband sehr wichtig. Während es im Bundesland Tirol seit jeher die Funktion bzw. die Person des Landeschronisten gibt, konnte ein solcher im Südtiroler Chronikwesen, das eine über 20-jährige Tradition aufweist, erst seit nunmehr knapp drei Jahren in der Person von Robert Kaserer gewonnen werden. Unter seiner Ägide wurde die Netzwerkarbeit mit Partnerorganisationen intensiviert und die Innen- und Außenkommunikation auf eine neue Basis gestellt. Beim alljährlich in Bozen stattfindenden Tag der Chronistinnen und Chronisten, der 2012 zum 15. Mal ausgetragen wurde, haben die Teilnehmerinnen und Teilnehmer die Möglichkeit, mit ihren Kolleginnen und Kollegen in Kontakt zu treten, sich auszutauschen, Anregungen einzuholen, eigene Erfahrungen weiterzugeben und Exponate für die Chronikausstellung zu liefern.

Bei dieser Gelegenheit wurde das Berufsprofil der Chronistinnen und Chronisten vorgestellt, worin Aufgaben, Vermittlung und Netzwerkarbeit im Chronikwesen klar festgeschrieben sind. Es dient einerseits Neueinsteigerinnen und Neueinsteigern bei der Positionsfindung, andererseits Gemeindeverwaltungen, um den Wert dieser ehrenamtlichen Tätigkeit besonders im Hinblick auf Identifikationsfindung und Gedächtnisbildung für ihre Gemeinde zu erkennen.

Chronikarbeit ist aber auch etwas sehr Individuelles, da sich jede Chronistin und jeder Chronist nach den eigenen Neigungen und Interessen vor allem damit beschäftigt, was ihr bzw. ihm dokumentationswürdig erscheint.

Margot Pizzini

Gesamttiroler Treffen der Bezirkschronistinnen und -chronisten 2011 in Margreid | Foto: Alfons Putzer, Münster in Tirol





Der Landeschronist Prof. Mag. Helmut Hörmann beim Auswerten von Zeitschriften | Foto: Hörmann

Ortschronistenwesen in Tirol

Das Chronikwesen in Tirol in seiner heutigen Form nahm seinen Ursprung vor fast 50 Jahren. Mitte der 1960er Jahre – dies kann man als eigentlichen Ursprung, aus dem die Gemeinschaft erwuchs, ansehen – wurden im Rahmen von Dorfbildungswochen sogenannte Ortsbildchroniken geschaffen, die etwa die bautechnischen Veränderungen und die dörfliche Entwicklung fotodokumentarisch festhielten. Die Ergebnisse dieser zunächst einmaligen Initiative wurden in zahlreichen Ausstellungen in den betreffenden Ortschaften mit großem Erfolg präsentiert. Aufbauend darauf und auf der Erkenntnis, dass die Lokalgeschichte und die Geschichte „von unten" aus amtlichem Schriftgut nur bedingt zu gewinnen sind, wurde die Chronikarbeit sukzessive ausgebaut.

In den ersten Dekaden förderte vor allem das Tiroler Landesarchiv das Chronikwesen nach Kräften. Es stand den Ortschronisten nicht nur als kompetenter Ansprechpartner in Sachfragen zur Verfügung, sondern unterstützte das Chronikwesen auch mit Fachvorträgen in organisatorischer Hinsicht.

Mittlerweile nimmt das Chronikwesen einen festen Platz in der Kulturlandschaft Tirols ein. In keinem anderen Bundesland ist das Netz an ehrenamtlich Tätigen in diesem Feld so groß wie in Tirol. Der hohe Organisationsgrad ist auch die Folge des kontinuierlichen Ausbaus des Chronikwesens, das seitens des Landes Tirols und vor allem der Gemeinden, denen die Dokumentationen auch zugutekommen, gefördert wird. Das Tiroler Bildungsforum und dessen Vorgänger, das Tiroler Kulturwerk, koordiniert seit mittlerweile mehr als 40 Jahren die Tätigkeiten der Chronistinnen und Chronisten und fungiert als Servicestelle sowohl für Chronisten als auch für Gemeinden in Bezug auf alle Belange des Chronikwesens.

Das Chronikwesen in der heutigen Form positioniert sich aus archivischer Sicht an den vielfältigen Schnittstellen zwischen Bestandbildung, Sicherung und Nutzbarmachung: Der Aufbau einer Ergänzungsüberlieferung zum amtlichen Schriftgut der Gemeinden ist gerade hinsichtlich des Fehlens eines geregelten Kommunalarchivwesens in Tirol unerlässlich. Nur eine (dichte) Dokumentation gewährleistet einen umfassenden Einblick in das Leben und die Gesellschaftsstrukturen der Vergangenheit und liefert Erklärungen für die Gegenwart. Das Chronikwesen ist so auch wesentlicher Teil des vielzitierten „Gedächtnisses der Gesellschaft" oder ein lokaler „Wissensspeicher". Die Chronisten und Chronistinnen leisten hier wertvolle Aufbauarbeit, die dann zur vollen Entfaltung kommt und öffentlich breit rezipiert wird, wenn zum Beispiel ein Heimat- oder Dorfbuch entsteht.

Völlig unterschätzt wird meines Erachtens auch die Funktion des örtlichen Chronikwesens hinsichtlich politischer Bildung und der identitätsstiftenden Wirkung auf die örtliche Gesellschaft. Gerade in Bezug auf die – häufig berufsbedingte – wachsende Mobilität, die Interessenszersplitterung der Bürger aufgrund steigender Angebote und die Erweiterung der Aktionsradien der Menschen wird die Anbindung an das System Dorf geringer. Das Zugehörigkeitsgefühl zur sozialen Gruppe Dorf als Ganzes wird schwächer. Eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und Gegenwart des Lebensraumes schafft die Möglichkeit sich einzubringen und sozial, auch generationsübergreifend, zu vernetzen. Das Chronistenwesen setzt mit konkreten Handlungen auf der Objektebene Akzente und verwirklicht damit auch die hier auf der abstrakten Ebene beschriebenen Ziele. Dabei steht häufig nicht das Wissen selbst im Vordergrund, sondern der Prozess des Sich-Aneignens von Wissen und die Auseinandersetzung mit gewählten Themen in einer Gruppe, was naturgemäß zu einer weit höheren Nachhaltigkeit führt. Der Aspekt des informellen Lernens sei hier nur ohne weitere Erläuterung angedeutet. Die etwa 300 aktiven Chronistinnen und Chronisten liefern daher implizit einen wichtigen Beitrag zur soziokulturellen Entwicklung der dörflichen Gemeinschaft.

Dass die Sicherung von kulturhistorischem Wissen auch hohen praktischen Wert hat, zeigt die gegenwärtig laufende landesweite Flurnamendokumentation. Diese sichert nicht nur alte überlieferte Bezeichnungen für die Nachwelt, die Ergebnisse fließen auch direkt in die Einsatzplanung für Rettung, Bergrettung und Feuerwehr ein, die über die Leistelle Tirol abgefragt werden können. Unfall- oder Einsatzorte sind so schneller lokalisierbar.

Chronisten beim Seminar „alte Schriften lesen" im Tiroler Bildungsforum
Foto: Tiroler Bildungsforum



Das Sammeln und Nutzbarmachen von Informationen über die Gemeinde und die dörfliche Gemeinschaft ist daher – unabhängig von deren Umfang und Erschließungstiefe, die sich naturgemäß nach den Möglichkeiten der Chronistinnen und Chronisten vorort richtet – weit komplexer, als man Vorderhand anzunehmen geneigt ist.

Um das Handeln der Chronistinnen und Chronisten zu professionalisieren und das Tätigkeitsprofil zu schärfen, werden seitens des Tiroler Bildungsforums laufend Basislehrgänge und themenbezogene weiterführende Veranstaltungen angeboten, die alle wichtigen Fragen nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Zeit aufgreifen. Zudem werden auf Bezirksebene und gemeinsam mit den Kolleginnen und Kollegen aus Südtirol Schulungen und Bildungsveranstaltungen organisiert, die auch gerne angenommen werden. Als wichtigstes gemeinsames Publikationsorgan dient der *Tiroler Chronist* der von Aktiven aus beiden Landesteilen, der Autonomen Provinz Bozen-Südtirol und dem Bundesland Tirol, getragen wird und mit etwa 1100 Abonnenten eine feste kulturhistorische Klammer bildet.

Die Tätigkeit des Ortschronisten wird grundsätzlich ehrenamtlich ausgeübt. Die Dokumentationen werden in der Regel im Namen der jeweiligen Gemeinde aufgebaut und sind damit auch öffentliches Gut. Die Gemeinschaft der Chronisten schöpft ihre Kraft aus dem Engagement des Einzelnen – aus seiner intrinsischen Motivation. Sehr positiv wird auch die Tatsache wahrgenommen, dass sich in der Arbeitsgemeinschaft der Chronisten alle Berufsgruppen wiederfinden und einbringen, und auf diese Weise die Vielfalt der Gesellschaft, die es zu dokumentieren gilt, widerspiegelt: Kulturarbeit aus der Mitte der Bevölkerung für die Bevölkerung.

Bernhard Mertelseder

„bewegtes Leben“. Historisches Schmalfilmarchiv im Bundesland Tirol und in Südtirol

Im Rahmen des Projektes Interreg IV „bewegtes Leben“ entstand im Bundesland Tirol und in Südtirol ein umfangreiches Schmalfilmarchiv. Rund 6.000 Personen haben ihre privaten Amateuraufnahmen aus den Themenbereichen Familie, Brauch, Kultur, Alltag, Arbeit, Zeitgeschichte zur Digitalisierung abgegeben und gleichzeitig an einem Wettbewerb teilgenommen. Eine Jury, bestehend aus Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern der jeweiligen Fachbereiche, wählte aus den 15.000 eingegangenen Filmen die besten aus, die mit Geldpreisen prämiert wurden. Im Online-Katalog (www.mediathek.bz.it) sind die Filme recherchierbar. In Bozen und Innsbruck können alle Interessierte Einsicht in die nunmehr digitalen Filmdateien nehmen.

Die Amateurfilme, die im Filmarchiv „bewegtes Leben“ aufliegen, wurden von Privatpersonen ohne jegliche kommerzielle Absicht gedreht. Ähnlich wie bei Fotografien waren es durchwegs besondere Ereignisse, die den Amateur zur Kamera greifen ließen. Meist stand die eigene Familie vor der Kamera und Papa dahinter. Filmen war Männerdomäne, in den seltensten Fällen filmten die Mütter. Die Filme entstanden zu Hause, im Urlaub, zu Weihnachten oder Ostern, bei Geburtstag, Taufe, Erstkommunion oder Hochzeit, bei Wanderungen und Bergtouren.

Die ersten Privatfilme wurden bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts gedreht. Allerdings konnten sich nur wenige Hobbyfilmer eine eigene Kamera und das notwendige Filmmaterial leisten. Erst die technischen Neuerungen der 1930er (Normal-8-Filme) und der 1960er (Super-8-Filme) ermöglichten eine größere Verbreitung in der Bevölkerung. Im Bundesland Tirol und in Südtirol datieren die ältesten Privataufnahmen aus den 1930er Jahren. In der weiteren Entwicklung lässt sich ein zeitlicher und quantitativer Vorsprung der privatfilmischen Produktion im Bundesland Tirol gegenüber Südtirol feststellen. Vor allem während des Zweiten Weltkrieges und unmittelbar danach wurde jenseits des Brenners ungleich mehr gefilmt als in Südtirol. Ab den 1960er Jahren entwickelte sich das private Filmen dank technischer Verbesserung europaweit zu einem Massenphänomen. Mit dem Aufkommen der Super-8-Filme eröffnete sich vielen interessierten Laien die Möglichkeit, mit einfach zu bedienenden Kameras und erschwinglichen Filmkassetten ein privates Filmtagebuch zu führen. Für Südtirol kann diese Tendenz allerdings nicht bestätigt werden. Hier blieb der Amateurfilm eine Randerscheinung und fand bei Weitem nicht dieselbe massive Verbreitung wie z. B. in Nordtirol.

Privataufnahmen sind in den allermeisten Fällen stumm und ungeschnitten. Genauso wie der Film gedreht wurde, gelangte er zur privaten Aufführung im Wohnzimmer mit dem unverkennbaren Rattern des Projektors im Hintergrund. Dabei wurden technische Mängel wie unscharfe und verwackelte Bilder, schnelle Schwenks und Zooms gerne verziehen. Wichtiger war das Erlebnis, sich selbst und die eigene Familie im bewegten Bild wiederzuerkennen. Einem Drehbuch folgte der Privatfilmer meistens nicht. Er filmte das Geschehen genau so, wie es vor der Linse ablief. Es ging ihm vielmehr darum, seine Liebsten auf Zelluloid zu bannen, ein lohnenswertes Ereignis festzuhalten oder einfach seiner Leidenschaft des Filmens zu frönen.

Ambitionierter gingen jene Amateure vor, die in Clubs oder Vereinen organisiert waren. Sie ahmten in ihren Werken die professionellen Filme aus Kino und Fernsehen nach. Dramaturgie, Schnitt, Vertonung, Zwischentitel, Vor- und Nachspann folgten den strengen filmischen Regeln der großen Vorbilder. Nach unzähligen Stunden der Bearbeitung sollte das Werk einer kleineren oder größeren Öffentlichkeit vorgeführt werden und im besten aller Fälle bei einem Wettbewerb erfolgreich sein. Einige wagten sich auch an die Produktion von (kurzen) Spiel- und Trickfilmen.

Neben Aufnahmen der eigenen Familie setzten sich die Mitglieder der Amateurfilmclubs mit verschiedenen landes- und heimatkundlichen Themen auseinander. Aussterbendes Handwerk, vorindustrielle Agrartechniken, Bräuche, religiöse Feierlichkeiten, Prozessionen und Umzüge gehören zu dieser Kategorie. Auch sportliche Großveranstaltungen, wie z. B. die Olympiade 1976 in Innsbruck, lockten viele Amateurfilmer an.

Im Rahmen des Wettbewerbs „bewegtes Leben“ wurden aus der Fülle der vorhandenen Filme die besten ausgewählt und ausgezeichnet. Ausschlaggebend für die Bewertung waren nicht nur das technische Können des Filmers, sondern auch die inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Thema und die Einzigartigkeit des Gezeigten. Gerade für den Bereich Volkskultur ragen unter den prämierten Filmen einige wertvolle und einzigartige Filmdokumente hervor.



Ahrntal 1930er Jahre, Bestand Angela Mairhofer, Bozen

Kurt Tschiderer dokumentierte 1972 die Arbeit des Schellenschmieds von Pettneu in Nordtirol. In seinem 15-minütigen Farbtonfilm stellt er in ausführlicher und anschaulicher Art und Weise ein fast ausgestorbenes Handwerk vor. Die einzelnen Schritte zur Herstellung einer Schelle sind mit der Kamera minutiös nachgezeichnet, der Sprecher gibt die notwendigen Erklärungen.

Carlo Grenzi zielt in seinem 26 Minuten dauernden Farbtonfilm „A due passi da noi“ aus den 1980er Jahren darauf ab, in einer Zeit des schnellen Wandels und der wachsenden „Segnungen“ der Moderne auch deren Kollateralschäden im Auge zu behalten. Er dokumentiert die zunehmend verschwindenden bäuerlichen Lebensformen vergangener Zeiten und weist auf den Wandel der ländlichen Regionen Südtirols hin.



Club-Logo der Filmamateure Bozen, aus einem Film von Hans Peter Wachtler, Eppan

Aus Weissenbach im Ahrntal stammen die Aufnahmen über die Primiz von Luis Seeber (1960). Der Film erlaubt seltene Einblicke in den gesamten Ablauf der Feier, von der Ankunft des Primizianten über den Vortrag der Primizbraut, den Festzug und den Primizsegen. Außerdem erkennt man sehr gut, wie die Festgemeinde gekleidet war: Die Frauen tragen das alte schwarze Gewand, die Männer Anzüge, die Mädchen farbige Kleider und Röcke.



Urlaub am Meer 1970/71, gefilmt von Alfons Hainz, Bozen

Beide Typologien des Privatfilms, sowohl das reine Rohmaterial des Laien als auch der montierte Film des ambitionierten Amateurfilmers, bieten der Wissenschaft reiche Einblicke in das Alltagsleben und den Zeitgeist einer Epoche. Wenn der rein private Charakter des Amateurfilms auf den ersten Blick wenig objektiv und aussagekräftig scheinen mag, so besticht die Privataufnahme doch durch ihre Unmittelbarkeit, Authentizität, Regionalität und Emotionalität. Da die Zugänglichkeit zum Amateurfilm bisher nur schwer möglich war, ergeben sich durch die systematische Sammlung von privaten Schmalfilmen, wie sie in den letzten Jahren eingesetzt hat, neue Forschungsmöglichkeiten in den unterschiedlichsten Fachbereichen.

Marlene Huber



Primiz Luis Seeber, Weissenbach/Ahrntal 1960, Bestand Angela Mairhofer, Bozen

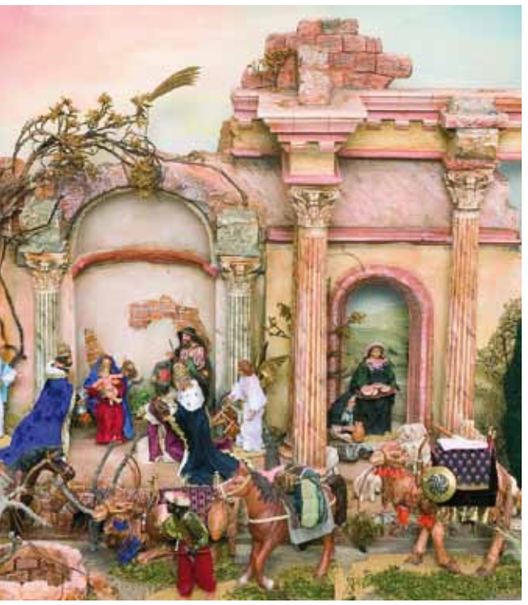
Krippenland Tirol

Seit etwa 400 Jahren gibt es in Tirol Weihnachtskrippen. Vor allem die Jesuiten und Franziskaner waren es, die zur Weihnachtszeit in Kirchen Krippen aufstellten, um das Weihnachtsevangelium dem Volk visuell nahezubringen. Die Patres ermunterten die Leute auch, Krippen in ihren Wohnungen aufzustellen. Vor allem die Kirchenkrippen wurden in der Barockzeit mit derart vielen Figuren und Nebensächlichkeiten überhäuft, dass sie schließlich unter Kaiser Josef II., wie so manche andere Bräuche, verboten wurden. Umso mehr aber hielten die Krippen Einzug in die Privathäuser. Im 19. Jahrhundert, insbesondere nach der Bayerischen Besetzung erfuhr das Krippenwesen in Tirol einen enormen Aufschwung. Stellvertretend für die vielen Schnitzer seien hier die Namen Johann Nepomuk Giner d. Ä. und Johann Giner d. J. aus Thaur angeführt. Als Besonderheit ist der Brauch des Krippenschauens in manchen Dörfern Tirols hervorzuheben. Die Krippenbesitzer sind stolz ihre Kunstwerke völlig fremden Leuten herzeigen zu können. So kann man in diesen Krippendörfern von Haus zu Haus gehen und die weihnachtlichen Darstellungen bewundern. Dabei wird die Gastfreundschaft so hoch gehalten, dass sogar ein Gläschen Schnaps, das sogenannte „Gloriawasser", mit Gebäck angeboten wird.

Landesverband der Tiroler Krippenfreunde

Bereits seit etwa 1740 fanden in einem Innsbrucker Wirtshaus regelmäßige Zusammenkünfte von Krippenfreunden statt. Dieses Gasthaus trug ab 1750 den Namen „Zur Krippe". Im Jahre 1860 fand in Wenns im Pitztal die Gründung des ersten Krippenvereins der Welt statt. Aber es dauerte noch 49 Jahre bis zur Gründung des Landesverbandes der Tiroler Krippenfreunde. Der Chorherr des Stiftes Wilten Chrysostomus Mößl inserierte am 13. Jänner 1909 in zwei Zeitungen einen Aufruf zur Gründung eines Tiroler Krippenvereins. Schließlich erfolgte die Gründung des Tiroler Landesverbandes damals unter dem Namen „Tiroler Krippenverein" am 17. Mai 1909 im Gasthaus Bierstindl am Fuße des Berg Isels in Innsbruck. Die 80 Anwesenden traten dem Verein als Mitglieder bei, der Mitgliedsbeitrag wurde mit 50 Heller festgelegt und die Herausgabe der Zeitschrift „Der Krippenfreund" wurde beschlossen. 1939, während des NS-Regimes, wurde der Verein aufgelöst. Aber bereits im

Orientalische Stilkrippe, Erich Brenn
Foto: Landesverband der Tiroler Krippenfreunde



Heimatliche Krippe„Flucht", Georg Faul
Foto: Landesverband der Tiroler Krippenfreunde



Dezember 1945 gab der Verein durch das Erscheinen einer neuen Nummer des „Krippenfreundes" wieder ein Lebenszeichen. Im November 1946 waren bereits 22 Ortsgruppen innerhalb des Tiroler Krippenvereines gebildet worden. Obwohl gerade nach dem Krieg das Interesse an der Krippe schwand, sodass etliche alte Krippen ins Ausland wanderten, nahm der Tiroler Landesverband stetig zu: so gehören ihm heute 84 Ortsvereine mit insgesamt etwa 6.500 Mitgliedern an. Der Tiroler Landesverband ist daher der mitgliederstärkste Landesverband des Dachverbandes der Krippenfreunde Österreichs. Seit 2001 verfügt der Tiroler Landesverband über eine zweimal jährlich erscheinende Zeitschrift „Tiroler Krippengeschehen" zur Information seiner Mitglieder. Der Tiroler Landesverband betreibt mit großem Erfolg auch drei Krippenbauschulen und zwar in Lienz, Wenns und Wörgl.

Der Tiroler Landesverband der Krippenfreunde als wichtige Kulturinstitution befasst sich nicht nur mit der Weihnachtskrippe, sondern auch mit Ganzjahreskrippen, Fastenkrippen und den in Tirol in der Karwoche gebräuchlichen Heiligen Gräbern. Höchstes Ziel des Tiroler Landesverbandes ist es aber, nach dem Motto „in jedes christliche Wohnung eine Krippe" den Krippengedanken zu verbreiten und die Menschwerdung Gottes in den Herzen der Menschen Einzug halten zu lassen.

Nach zehn Obmännern bekleidet nun die erste Frau den „Chefposten" innerhalb des Vorstandes. Es ist Anni Jaglitsch, die bereits dreizehn Jahre die Geschicke des Tiroler Landesverbandes mit viel Umsicht, Geschick und Fleiß leitet. Ein Höhepunkt ihrer Tätigkeit war das Jubiläumsjahr 2009 mit einer Reihe von Großveranstaltungen, darunter die von Peter Riml organisierte umfassende Krippenausstellung im Stift Stams und die Herausgabe des von Gerhard Crepaz redigierten Buches „Krippenschauen in Tirol". Dieses vom Land Tirol subventionierte Buch stellt die beste und übersichtlichste Zusammenfassung des Tiroler Krippenwesens dar, wobei jeder im Tiroler Landesverband enthaltene Ortsverein in Wort und Bild vorgestellt und auch das Thema Fastenkrippen behandelt wird.

Auch das gesellschaftliche Element, die Religiosität und das allgemeine Kulturinteresse kommen bei den Krippenfreunden nicht zu kurz. So veranstaltet der Tiroler Landesverband regelmäßig Wallfahrten, die inzwischen länderübergreifend durchgeführt werden, und Kulturreisen in ferne Länder. Durch diese Aktivitäten der Tiroler Krippenfreunde haben sich mittlerweile, gegenseitig befruchtende Freundschaften mit Bayerischen, Südtiroler und Schweizer Vereinen und Verbänden gebildet.

Weitere Informationen unter www.krippe-tirol.at

Othmar Krüpl



Prager Jesulein, Elisabeth Pfeifer
Foto: Landesverband der Tiroler Krippenfreunde

Das Kravogl'sche Familienheilggrab

Die Neuauflage einer Ausschneidekrippe

Im Jahre 2002 hat der Südtiroler Krippenverband eine Tiroler Ausschneidekrippe von Franz Plattner auf Initiative von Herta Aichner aus Meran aufgelegt. Im Jahre 2012 ist es gelungen, ein Familienheiligrab nach Josef Arnold des Älteren auf Betreiben von Raimund Jesacher aus Bruneck neu aufzulegen.

Die Krippenfreunde bemühen sich seit jeher auch um die Pflege und Förderung der Fasten- oder Passionskrippe, wie es in den Statuten festgehalten ist. Die Krippenfreunde von Ehrenburg und Toblach versuchen schon seit Jahren neben dem Bau von Fastenkrippen das Heiligrab in der Familie wieder zu beleben. Und das nicht ohne Erfolg. Nur fehlen die entsprechenden Figuren. Teils wurden die dazu passenden Figuren aus der Fastenkrippe von Philipp Schumacher genommen, die 1937 erschienen ist, oder von der 1995 vom Krippenverein Telfs als Ausschneidekrippe aufgelegte Götzner Fastenkrippe von Georg Haller.

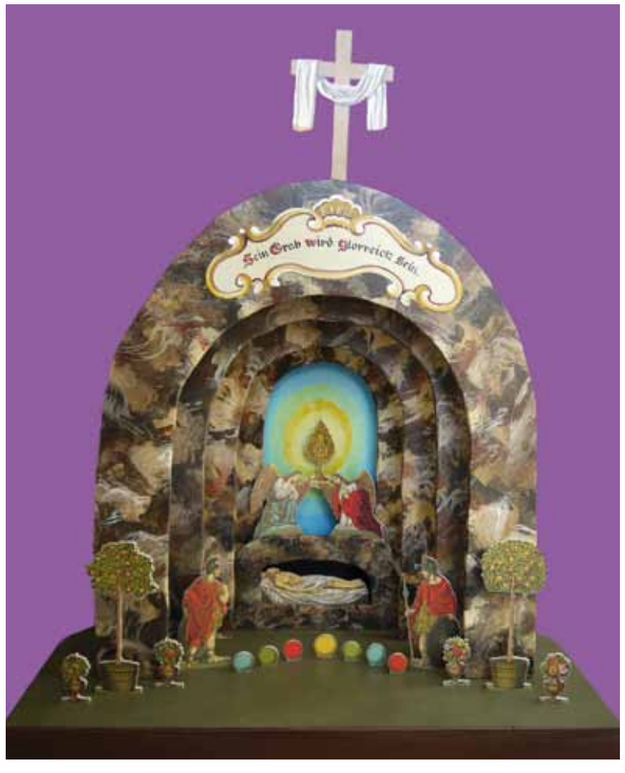
Das Buch „Heilige Gräber in Tirol" von 1987 enthält einen Beitrag von Herta Arnold Öttl über Josef Arnold d. Ä., einen bedeutenden Schöpfer von Heiligen Gräbern des 19. Jahrhunderts. Darin erwähnt sie, dass die Lithographische Anstalt Kravogl zuerst die Hofkirchenkrippe verbreitete; vom Auferstandenen gab es eine Postkarte. Eine Fastenkrippe ergänzte das Angebot und schließlich wurde auch dem Wunsch nach einem Hausheiliggrab Rechnung getragen. Dafür wählte man das Heilige Grab der Pirmin-Seitenkapelle der Jesuitenkirche. Vier Bögen und eine Abschlusskulisse täuschten hier keine komplizierte Architektur, sondern eine gewölbte Felsenhöhle vor. Erschienen war die Ausschneidekrippe in den 40-er Jahren des 19. Jahrhunderts. Im Jahre 1928 wurden die zwei Figurenbögen von der Marianischen Vereinsbuchhandlung neu aufgelegt. Nach längerer Suche nach den Originalblättern ist es gelungen, die zwei Ausschneidebögen im Jahre 2012 im Tyrolia-Verlag wieder aufzulegen.

Sie zeigen zwei Szenen:

1. **Die Grabesszene:** Über Christus im Grab knien zwei Engel in adorierender Haltung, davor zwei Wachsoldaten; Zitrusbäumchen als Kübelpflanzen, Blumenbuketts in Vasen und bunte Kugeln deuten den Garten an.
2. **Die Auferstehungsszene:** Das bekrönende leere Kreuz mit dem Leichentuch, der am Grab sitzende Engel, der Auferstandene und zwei zutiefst erschrockene Wachsoldaten – der eine zu Boden gestürzt, der zweite mit dem Mantel über das Gesicht gezogen davonstürmend. Während die sonstigen Figuren durchwegs dem Klassizismus entsprechen, verraten die beiden von der Auferstehung förmlich geblendeten Soldaten barocke Vorbilder.

Noch älter ist das Vorbild für die Monstranz: Es handelt sich dabei um die vom Augsburger Goldschmied Johann Baptist Weinet um 1640 für die neu erbaute Jesuitenkirche geschaffene Prunkmonstranz mit der Wurzel Jesse, die für das Arnold-Grab zur Aufnahme des Sanktissimum verwendet wurde.

Grabesszene; Kulissen gemalt von Toni Walder | Fotos: Raimund Jesacher



Anhand zweier Fotos aus der oben erwähnten Ausgabe „Heilige Gräber in Tirol – ein Osterbrauch in Kulturgeschichte und Liturgie", 1987, und der Broschüre „Fastenkrippe und Heiliggrab – Versuch zu deren Neubelebung und Förderung" von P. Simon Reider O.F.M., 1929, wurden die Kulissenbögen als gewölbte Felsenhöhle rekonstruiert und Anleitungen zum Bau dieser unkomplizierten Architektur erarbeitet. Es soll eine Hilfe sein, mit einfachen Mitteln Kulissen für das Hausheiliggrab zu bauen. Natürlich können die Kulissen nach eigener Phantasie oder nach Vorbildern der Ostergräber in den Kirchen gestaltet werden. Die Krippenfreunde von Ehrenburg und Toblach haben es vorgemacht.

Bei den drei Ausstellungen von Fastenkrippen und Familienheiliggräbern, die im Pustertal stattfanden, versuchten die Krippenfreunde das Aufstellen dieser Krippen wieder zu fördern und in das Bewusstsein der Bevölkerung zu rücken.

Da in den modernen Wohnungen der heutigen Familien für eine Weihnachtskrippe und dementsprechend auch für eine Fastenkrippe weniger Platz ist als früher, eignet sich ein Heiliggrab besser, da es weniger Platz einnimmt und das österliche Geschehen bewusster mitfeiern und verstehen lässt.

Die Entstehung der Fastenkrippe geht wie die Weihnachtskrippe in die Zeit des frühen Mittelalters zurück. Die Idee von der Darstellung des Heiligen Grabes in den letzten Tagen der Karwoche dürfte wohl von den Teilnehmern der Kreuzzüge stammen. Die Zeit der Aufklärung und das Verbot von Kaiser Karl II. hatten auch die Heiliggräber und Fastenkrippen in den Kirchen verschwinden und sie wie die Weihnachtskrippe in den Bürgerhäusern aufkommen lassen.

Warum die Fastenkrippe aber nicht so tief in das Volk eingedrungen und so verwachsen ist wie die Weihnachtskrippe, fragt sich P. Simon Reider in seinem Heft „Fastenkrippe und Heiliggrab" im Jahr 1929. Seine Antwort: „Das Kind und das Kindliche zieht den Menschen immer mehr an, als dies ein mit Leiden Überladener tut. So haben auch Weihnachten und die figürliche Darstellung des Weihnachtsgeheimnisses mehr die Menschen für sich gewonnen als der leidende Heiland und die Leidensszenen der Fastenkrippe."

Raimund Jesacher

Auferstehungsszene; Kulissen gemalt von Hans Reichegger



Quellenangabe

„Heilige Gräber in Tirol", Haymon-Verlag, 1987:
„Josef Arnold d. Ä., ein bedeutender Schöpfer von Heiligen Gräbern des 19. Jahrhunderts in Innsbruck, Igls, Wattens und GNadenwald" von Herta Arnold-Öttl

Ein Jahr „Theater Netz Tirol“

Ein neues Haus für die freie Theaterszene

Am 1. Dezember 2012 öffnete die „neue Theaterfreiheit“ in der Wilhelm Greillstraße 23, Innsbruck, ihre Pforten für die „freien Theater Innsbruck“. Das neue Theater bietet zunächst dem 3. Innsbrucker Theaterfestival unter dem Motto „Endlich Weltuntergang“ und dann professionellen Gruppen der Theaterszene Platz.

Das neue Haus ist die Antwort auf viele Fragen, aber ebenso viele tauchen neu auf. Wie teilen sich mehrere Gruppen ein Haus? Gibt es in der freien Szene nicht mehr als das, was deren Wortführer anbieten? Besteht nicht die Gefahr von Begrenzungen, die die freie Szene unfrei macht? Bezieht die freie Szene ihre Vitalität und Vielfalt nicht durch Vernetzungen und Wechselspiele jenseits eines festen Hauses? Werden durch die Raumbeschaffung nicht jene Mittel gebunden, die die freie Szene für Leistungen braucht, um frei arbeiten zu können? Ist die Szene offen genug für das Einbeziehen dessen, was sich außerhalb der Hauptstadt entwickelt?

Ein Netz für die Szene

Diskussionen rund um ein Kleinbühnenkonzept für ganz Tirol fanden bei Landesrätin Dr. Beate Palfrader längst offene Ohren. Entscheidungsfreudig stellte sie im Februar 2012, zunächst für das laufende Jahr Mittel in der Höhe von bis zu 60.000 EUR zur Verwirklichung einer Idee zur Verfügung, die sich „Theater Netz Tirol“ nennt.

Als Basis für den Aufbau eines Netzes, das Fäden zwischen den unterschiedlichen Theateransätzen unterschiedlichster Gruppierungen in unterschiedlichen Regionen spinnt, ist nicht der Bau eines Hauses, sondern die Schaffung eines Forums, das alle einbindet und das die Theaterlandschaft transparent darstellt. In einer Videothek, so war das erklärte erste Ziel, sollte der zunehmende Mangel kritisch medialer Begleitung der Entwicklungen im Bühnenwesen entgegnen.

Eine Mediathek für und mit allen Bühnen

Alle möglichen Zuschauer sollen am gesamten Angebot des Bühnenlebens Anteil nehmen können. Aber wie? Es gibt Abende im Jahr mit zehn Premieren und Aufführungen an 30 Schauplätzen. An einem Abend! In der Theater – Mediathek zeigen Videoclips in der Länge von je drei Minuten Theateraufführungen im Zeitraffer, ohne Kommentare, ohne Interpretationen nach Art von TV-Berichten. Der digitale Zuschauer öffnet das Portal www.theaterverbandtirol.at/mediathek wie einen Vorhang und sitzt mitten im Geschehen. In einer halben Stunde lassen sich in Kurzfassungen zehn Aufführungen anschauen.

25.000 mal ist auf das Angebot von inzwischen 200 Videos inzwischen zugegriffen worden. Bühnen reagieren darauf mit der Profilierung ihrer eigener Internetauftritte. Und das Theater Netz Tirol bezieht federführend das Verlinken all dieser Selbstdarstellungen mit Verlinkungen ein.

Die freie Welt des Spielens

So faszinierend auch die vernetzte virtuelle Welt des Theaters ist, das zentrale Anliegen des „Theater Netz Tirol“ zielt in erster Linie auf die Förderung von Begegnungen im direkten Kontakt, im Austausch von Gastspielen, im Wechselspiel zwischen Stadt und Land, im partnerschaftlichen Miteinander von Profis und Laien. Die virtuelle Welt des Netzes richtet sich zwar an die große Öffentlichkeit, aber dennoch immer nur an Einzelne vor einem Bildschirm. Im Spiel des „lebendigen Theaters“ geht es dagegen um kollektives Erleben in einer Welt ohne Trennung zwischen Produzenten und Konsumenten. Die freie Welt des Spielens ist eben ein Wieder-Zusammenführen dessen, was die Welt der freien Wirtschaft trennt.

Wolfgang Klinger, Haller Gassenspiele | Foto: Ekkehard Schönwiese



Telfs und das Wechselspiel zwischen Amateuren und Profis

Jenseits des Abgrenzens zwischen Berufstheater und Laientheater fördert das „Theater Netz Tirol“ das direkte Zusammenspiel der artifiziellen und der naturbegabten Kräfte im darstellenden Spiel. Bei den Telfer Volksschauspielen kam es 2012 erstmalig programmatisch zu Amateur-Volkstheatergastspielen. „Munde“ von Felix Mitterer, in einer Inszenierung der Volksbühne Langkampfen, eröffnete den Reigen beim Kranewitter Stadl. Als ein Sturm die Dekoration des „Talkönig“ vom Eduard – Wallnöfer – PLatz fegte, gab es das große Volksschauspiel mit seinen 60 Mitwirkenden im kleinen Rathaussaal zu sehen. Nicht minder begeisterten dann als drittes Beispiel für neues Volkstheaters die Haller Gassenspiele mit „George Dandin“, das schließlich auch den von Dr. Beate Palfrader ausgeschriebenen Tiroler Volksbühnen 2012 erhielt. Im Gegenzug zu den Gastspielen band Markus Völlenklee in seiner Inszenierung von „Die windigen Weiber von Winzor“ so viele VolksschauspielerINNEN wie noch nie zuvor ein.

Zuschauer werden Kritiker

Auf der Suche nach Schauplätzen für Volkstheatergastspiele aus dem Land in der Stadt klopften die MitarbeiterINNEN des „Theater Netz Tirol“ u. a. im ORF Kulturhaus an. Auch hier gab es offene Türen und einen Vorschlag von Christoph Rohrbacher. Unter dem Titel „Werden Sie Theaterkritiker“ promotet das Studio Tirol monatlich eine Aufführung aus dem Land und fordert Zuschauer auf, Kritiker zu spielen. Die Serie unterstützte bisher „Cyrano“ aus dem Programm des „stummerschrei“, „Friday Night“, eine Produktion der Bühne Imst Mitte, „Franziskus, der Narr Gottes“ (Schloßbergspiele Rattenberg), ebenfalls aus der Feder von Felix Mitterer „Die Kinder des Teufels“ gespielt von der Werkbühne Tyrolit Schwaz, beim „Der Kontrabass“ ging es um die Unterstützung der Kooperation Theater im Lendbräukeller Schwaz und „Funtasy-Jugendland“ Innsbruck. Schließlich kommt auch noch „Dorf sucht Dorfstar“ aus Weer in den Genuss der Promotion. Am 26. November 2012 erhielt nicht nur das Haller Gassentheater den Volksbühnenpreis, sondern auch einer unter den fünf promoteten vom ORF promoteten Bühnen den Publikum – Kritikerpreis.

Austauschgastspiele

Im Zentrum der Bemühungen im Rahmen des „Theater Netz Tirol“ steht die Wiederbelebung der Mobilität im Bühnenwesen. Als es noch einen Bruchteil der Bühnenanzahl von heute gegeben hat, sorgten wenige Ensembles für das Bespielen von Sälen im ganzen Land. Seit fast jeder Ort sein eigenes Theater hat, gibt es die Tendenz, sich damit zu begnügen. Und man will ja auch die auf der Bühne sehen, die man aus dem täglichen Leben kennt. Soll man damit zufrieden sein? Bleiben da nicht Wünsche offen? Wie wär´s mit wechselseitigen Besuchen, bei denen sich nicht nur Spielgruppen begegnen, sondern sich darüber hinaus Gemeinschaften entstehen. Im Rahmen dieser Idee spielt zum Beispiel die Volksbühne Mils „Kampf um die Heimat“, eine Gemeinschaftsproduktion mit der Südtiroler Bühne aus Vahrn an der Volksbühne Langkampfen, die sich mit dieser Einladung für ihr Gastspiel in Telfs bedankt. Kindertheater von Kindern aus Grinzens geht auf Gastspielreise zu Kindern nach Aschau ins Zillertal. Das Stadttheater Kufstein holt sich Stubenspiel ins Haus. Im Bezirk Imst werden ganz neue Spielstätten mit dieser Kleinbühnengattung erobert. „Gift“, der Besetzungscouch Haiming leistete hierfür Vorarbeit. Auch die Initiative Bühnen aus dem Land in der Stadt ist angelaufen. „Pure Ruhe“ aus Hall gastiert mit „Kommt ein Mann zur Welt“ im Theater Praesent in Innsbruck. Die Werkbühne Tyrolit war mit „Kinder des Teufels“ Gast im Westbahntheater und schließlich war am Tag des Weltuntergangs, am 21. Dezember 2012, im diemonopol die Uraufführung „Wenn die Welt untergeht“ von Klaus Reitberger aus Kufstein zu Gast. Damit ist auch schon ein Grundstein für die Koordination zwischen dem Theater Netz Tirol und der freien Szene Innsbruck gelegt.

Von Bezirk zu Bezirk sollen in dieser Art Fäden gezogen werden, die sich allmählich zu einem Netz verdichten. Zunächst einmal galt es im Jahr 2012 Fäden zu ziehen und zu hoffen, dass daraus im nächsten Jahr ein tragfähiges Netz wird.

Ekkehard Schönwiese



Sammlung Kaeseweber | Foto: Naturmuseum, Bozen

Jahr des **Museumsobjektes** 2013

1000 + 1 Dinge erzählen Geschichte

Was sind eigentlich Objekte? Das Lexikon meint: *„Ein Objekt ist ein Gegenstand oder eine Sache, auf die sich jemand bezieht und auf die das Denken oder Handeln ausgerichtet ist."* Ein Gegenstand also, der in irgendeiner Art und Weise mit dem Menschen in Beziehung steht. Sei es vielleicht auch nur dadurch, dass ein Mensch ihn geschaffen oder hervorgebracht hat. Aber ist damit wirklich alles gesagt? Warum sind uns manche Dinge so wichtig, dass wir sie jahrelang aufbewahren oder sogar sammeln, während andere gar keine Bedeutung für uns haben? Wie ist es möglich, dass wir uns an Gefühle, Gedanken und Erlebnisse erinnern, nur weil wir ein bestimmtes Objekt betrachten? Welche Bedeutung haben Objekte für den Menschen? Für die Geschichte? Für die Kultur? Und: Wie gelangen Objekte ins Museum und was passiert dort mit ihnen?

Antworten auf diese Fragen versuchen die Museen in Südtirol im Themenjahr 2013 zu geben. Ziel dieses Jahres ist es, die Ausstellungsgegenstände in den Museen und ihre Geschichten zu entdecken und herauszufinden, was es mit ihnen auf sich hat, sie „wirken" zu lassen und sie vielleicht auch neu zu bewerten. Für Museumsfachleute ist dies eine Gelegenheit, den eigenen Bestand zu reflektieren und den Besucherinnen und Besuchern Einblick in die Museumsarbeit zu geben. Dinge erzählen Geschichten. Und wir dürfen ihnen zuhören.

Die Südtiroler Museen laden im Jahr 2013 alle Kulturinteressierten dazu ein, die Objekte in den Museen mit sich selbst und ihrer Erfahrungswelt in Beziehung zu bringen. Verschiedene Veranstaltungen, Aktionen, Ausstellungen, Vorträge, Führungen und Workshops, auch in kleinen und lokalen Museen, sollen dazu während des *„Jahres des Museumsobjektes 2013"* ihren Beitrag leisten.

Einige Auszüge aus dem Programm:

Im Südtiroler Archäologiemuseum in Bozen erwecken Schauspielerinnen und Schauspieler die Beifunde der Gletscherleiche „Ötzi" vom Tisensjoch, die mehr als 5.000 Jahre alt ist, zum Leben oder besser zum Sprechen. Endlich einmal ein Museumsobjekt so richtig in die Hand nehmen darf man bei der monatlich stattfindenden Aktion *„Hands on"* im Archäologiemuseum. Dort lagern auch einige rätselhafte Funde, deren Bedeutung bis heute noch nicht geklärt wurde. Im Rahmen der Ausstellung *„mysteriX"*, die ab 21. Jänner 2013 in Bozen zu sehen ist, sind Besucherinnen und Besucher dazu eingeladen, den Forschern bei der Analyse zum Verständnis dieser Funde zu helfen. Ebenso gibt es im Naturmuseum Südtirol in Bozen die Möglichkeit, hochwertige kulturhistorische Objekte gezielt unter dem naturkundlichen und materialkundlichen Aspekt zu betrachten. Das Touriseum – Landesmuseum für Tourismus auf Schloss Trauttmansdorff bei Meran bietet in der Sommersaison ab 29. März bis 15. November mit einer *„Peepshow der Objekte"* einen Blick auf die nicht ausgestellten Objekte in der Sammlung des Museums. Die Ausstellung geht der Frage nach, wie die einzelnen Objekte ins Museum kommen und was dort mit ihnen so alles passiert und gibt Einblick in die Forschungsarbeit des Sammelns und Bewahrens.

Das Südtiroler Volkskundemuseum lädt monatlich zum Mitraten ein. Unter dem Motto *„Was bin ich?"* kann monatlich ein geheimnisvolles Objekt, das aus dem Alltag verschwunden ist, erraten werden.

Ein Highlight des *„Jahres des Museumsobjektes 2013"* ist die Aktion *„Schatztruhe der Erinnerungen"* beim Internationalen Museumstag am Sonntag, 12. Mai 2013, an dem knapp 50 Museen kostenlos geöffnet sind. Jung und Alt dürfen ihr Lieblingsobjekt mit ins Museum bringen und dort dessen ganz persönliche Geschichte erzählen und mit einer Videokamera aufzeichnen. Der mitgebrachte Gegenstand wird dann erfasst und katalogisiert. Die Aufnahmen der Objekte werden in den Kulturgüterkatalog der Autonomen Provinz Bozen aufgenommen, der in digitalisierter Form bereits 150.000 Objekte aus Museen und kulturellen Einrichtungen enthält und online zugänglich ist.

Auch die Volkskultur soll nicht zu kurz kommen: Bei handwerklichen Aktionen darf man selbst basteln und werkeln. Im Bunkermooseum bei Moos im Passeier kann man am Sonntag, 12. Mai, Metallkopien unter der Anleitung von Archeotechnikern anfertigen. Von Juni bis Ende Oktober veranschaulichen im Rohrerhaus in Sarnthein Geräte zum Zubereiten von Speisen spannende Geschichten rund um das Essen und Trinken am Bauernhof in vergangener Zeit. Wie sehr sich unsere Welt durch die Weiterentwicklung von Alltagsgegenständen verändert hat, zeigt die Ausstellung *„Vom Kienspan zur Glühlampe"* im Dorfmuseum Gufidaun im Mai und Juni 2013. Vor 100 Jahren brannten bei Nacht in den Bauernhäusern Kienspäne, Petroleumlampen, Talg- und Wachskerzen.

Museum für Alltagskultur, Neumarkt | Foto: Ludwig Tahlheimer



Objekte haben auch oft eine äußerst private und intime Bedeutung, beispielsweise im Bereich der Hygiene. Diesem Thema widmet sich von Ende März bis Mitte September 2013 das Frauenmuseum in Meran in Zusammenarbeit mit dem Pharmaziemuseum Brixen (23. März bis 31. August) und dem Stadtmuseum Klausen (22. März bis 15. Juni) in drei Sonderausstellungen aus verschiedenen Blickwinkeln.

Bei der *„Langen Nacht der Museen"* am Samstag, 21. September 2013 öffnen etliche Museen in Südtirol bis in die späten Abendstunden kostenlos ihre Tore. Den Abschluss findet das Jahr bei einer anderen langen Nacht, der *„Langen Nacht der Bozner Museen"* am Freitag, 29. November 2013.

Alle im *„Jahr des Museumsobjektes 2013"* stattfindenden Aktionen, Veranstaltungen, Ausstellungen und Führungen finden sich im Internet unter *www.museum2013.it.*

Josef Sinn

Tirol | Autorinnen und Autoren

- **Dr. Gunter Bakay,** Ethnologe und Kulturhistoriker
- **Mag. Karl C. Berger,** Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Tiroler Volkskunstmuseum/Tiroler Landesmuseen
- **Manfred Duringer,** Landesobmann des Tiroler Sängerbundes
- **Dr. Ulla Fürlinger,** Kunsthistorikerin, Autorin
- **Oswald Gredler,** Obmann des Tiroler Landestrachtenverbandes
- **Mag. Sandra Hupfauf,** Musikethnologin, Institut für Volkskultur und Kulturentwicklung
- **Dr. Barbara Knoflach,** Kunsthistorikerin, Geschäftsführerin Verein Tiroler Heimatpflege
- **Hubert Kobler,** Hauptschuldirektor i. R.
- **Mag. Gertraud König,** Volkskundlerin
- **HR. Othmar Krüpl,** Erster Staatsanwalt in Ruhe, Schriftführer des Landesverbandes der Tiroler Krippenfreunde
- **MMag. Bernhard Mertelseder,** Historiker, wiss. Mitarbeiter an der Uni Innsbruck und Betreuer der Chronistinnen und Chronisten im Bundesland Tirol
- **Ass. Prof. Mag. Dr. Thomas Nußbaumer,** Universitätsdozent an der Universität Mozarteum Salzburg
- **Mag. Dr. Sonja Ortner,** Leiterin des Tiroler Volksliedarchivs
- **Esther Pirchner,** Journalistin und Lektorin
- **Dr. Inge Praxmarer,** freie Kunsthistorikerin, Fachbereichsautorin der Tiroler Kulturberichte
- **Annemarie Regensburger,** Schriftstellerin/Poetin
- **Mag. Peter Reitmeir,** AHS-Lehrer i.R., Obmann Tiroler Volksmusikverein
- **Mag. Dr. Christina Riccabona,** Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungsinstitut Brenner-Archiv
- **Mag. Hartwig Röck,** Abteilungsleiter Arbeiterkammer Tirol/Wirtschaftspolitik, Bundesbildungsoffizier des Bundes der Tiroler Schützenkompanien
- **Univ.Prof. Dr. Ingo Schneider,** Prof. am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie
- **Kaspar Schreder,** Studienrat, Obmann der Arbeitsgemeinschaft Volkstanz Tirol
- **Dr. Ekkehard Schönwiese,** Dramaturg
- **Ottilie Stemberger,** Gemeindeamtsleiterin St. Veit im Defereggen
- **Mag. Dr. Petra Streng,** Volkskundlerin, Chefredakteurin der Tiroler Kulturberichte
- **Josef Wetzinger,** Direktor an der Neuen Mittelschule Vorderes Stubai, Medienreferent des Tiroler Blasmusikverbandes
- **Mag. Karl Wiesauer,** Volkskundler, Abteilung Kultur, Land Tirol/Tiroler Kunstkataster

Südtirol | Autorinnen und Autoren

- **Helmut Burger,** Geschäftsführer des Südtiroler Theaterverbandes
- **Dr. Manuela Cristofoletti,** Koordinatorin im Referat Volksmusik des Bereichs deutsche und ladinische Musikschulen am deutschen Bildungsressort
- **Erich Deltedesco,** Obmann des Südtiroler Chorverbandes
- **Mag. Klaus Demar,** Mittelschullehrer
- **Maria Cristina De Paoli,** Journalistin
- **Dr. Toni Fiung,** Ehe- und Familienseelsorger, Bozen
- **Dr. Gertrud Gasser,** Kunsthistorikerin und Mitarbeiterin der Abteilung Museen der Südtiroler Landesverwaltung
- **Dr. Hans Grießmair,** Volkskundler, ehemaliger Direktor des Südtiroler Landesmuseums für Volkskunde
- **Jutta Heugl,** Trachten- und Modejournalistin, Wien
- **Dr. Sylvia Hofer (MAS),** Kulturmanagerin, Mitarbeiterin der Abteilung Deutsche Kultur der Südtiroler Landesverwaltung, Koordinatorin der Kulturberichte aus Südtirol
- **Dr. Marlene Huber,** Archivarin, Mitarbeiterin im Amt für AV-Medien der Südtiroler Landesverwaltung
- **Dr. med. Raimund Jesacher,** Obmann der Krippenfreunde Bruneck
- **Mag. Kathrin Kofler,** Biologin, Kaltern
- **Dr. Helene Leitgeb,** Märchenerzählerin, Leitung der Bildungsprogramme vom Jugendhaus Kassianeum, Brixen
- **Mag. Brigitte Mantinger,** wissenschaftliche Mitarbeiterin im Referat Volksmusik des Bereichs deutsche und ladinische Musikschulen am deutschen Bildungsressort
- **Konrad Meßner,** Kulturwirt und Regionalentwickler
- **Günther Morat,** Kultur- und Bildungsreferent im Südtiroler Schützenbund
- **Dr. Paulina Moroder,** Direktorin Museum Gherdëina
- **Stephan Niederegger,** Pressereferent des Verbandes Südtiroler Musikkapellen
- **Gernot Niederfriniger,** Musiklehrer und Chorleiter
- **Dr. Josef Oberhofer,** Geschäftsführer des Südtiroler Heimatpflegeverbandes, Bozen
- **Dr. Johannes Ortner,** Freiberufler, Beauftragter Südtiroler Flurnamensammlung, Meran
- **Dr. Alexandra Pan,** Mitarbeiterin im Amt für Kultur der Südtiroler Landesverwaltung
- **Dr. Margot Pizzini,** Archivarin, Referentin für das Chronikwesen am Südtiroler Landesarchiv
- **Dr. Sigrid Prader,** Präsidentin des Südtiroler Museumsverbandes
- **Dr. Siegfried de Rachewiltz,** Direktor des Südtiroler Landesmuseums der Kultur- und Landesgeschichte Schloss Tirol
- **Mechthild von Spinn,** Direktorin der Fachschule für Hauswirtschaft und Ernährung, Frankenberg/Tisens
- **Dr. Josef Sinn,** Mitarbeiter der Abteilung Museen der Südtiroler Landesverwaltung
- **Dr. Barbara Stocker,** Volkskundlerin, Bruneck
- **Dr. Alexandra Untersulzner,** Direktorin des Südtiroler Landesmuseums für Volkskunde, Dietenheim
- **Dr. Arch. Susanne Waiz,** freischaffende Architektin und Autorin in Bozen
- **Moritz Windegger,** Journalist

Notizen

